This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

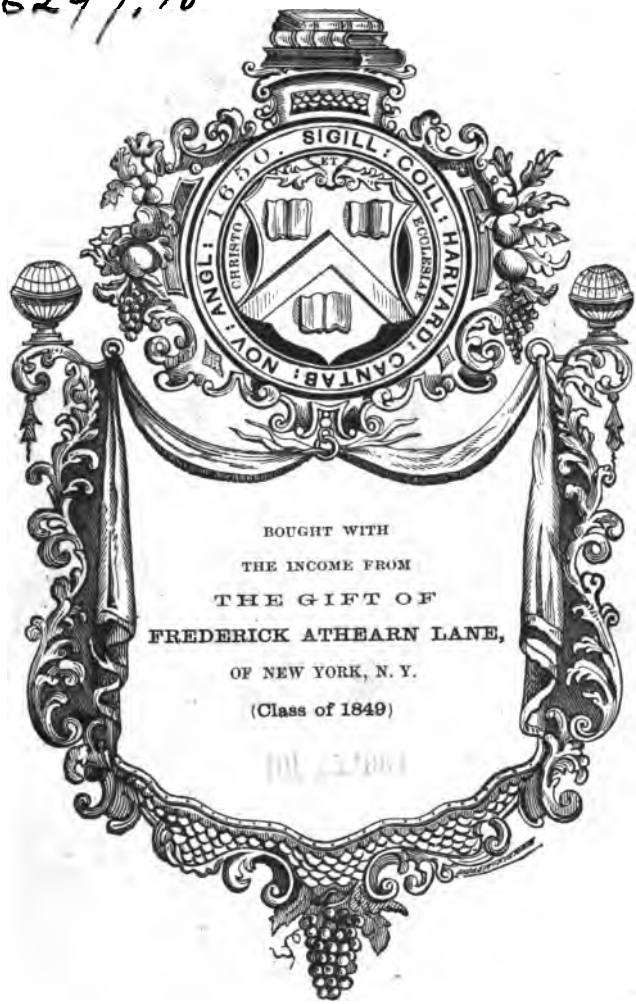
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

26297.18



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
FREDERICK ATHEARN LANE,
OF NEW YORK, N. Y.
(Class of 1849)

Unter Kobolden und Unholden.

Otto Spamer's

Illuſtrirte

Jugend- und Hausbibliothek.

Mit

vielen Tonbildern, zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen,
Buntbildern, Karten ꝛc.

Unter Kobolden und Unholden.

Von

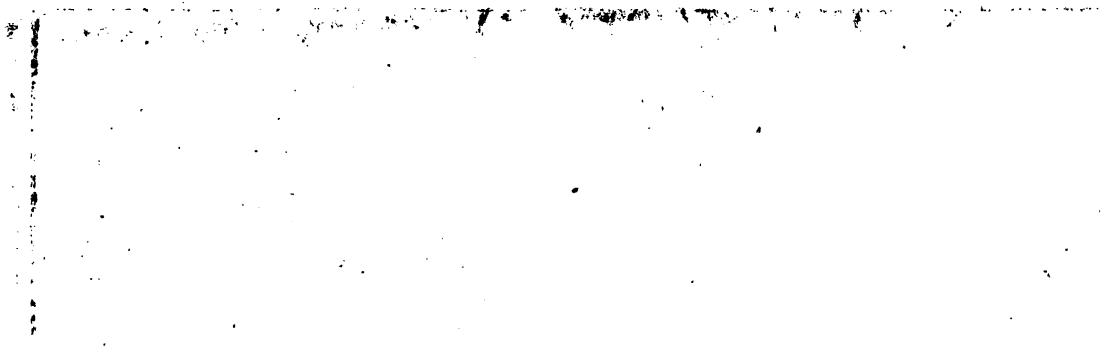
Franz Otto,

Mit vielen Text-Illuſtrationen und einem bunten Titelbild.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1882.



Unter Kobolden und Unholden. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Andri trägt Inga in sein Felsenheim (3. S. 38).

Unter Kobolden und Unholden.

Sagen und Märchen

aus dem Reiche der Riesen und Zwerge, Gnomen, Wichte, Kobolde, Elfen und Nixen.

Dem deutschen Volke und der Jugend erzählt

von

Franz Otto. Spamer.

Mit einer Einführung

von

Villamaria.

Mit 42 in den Text gedruckten Illustrationen und einem bunten Titelbilde.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1882.

26297.18

Law Fund.

Vorwort.

Der uns knapp zugemessene Raum hat uns bei Herstellung dieses Bändchens eine Beschränkung aufs äußerste zur Pflicht gemacht. Wir empfanden dies oft recht schmerzlich. Denn zu Vergleichen aller Art, anknüpfend an Alterthum und Mittelalter, fordert das Thema dieses Buches so vielfach auf.

Aus Rücksicht auf den begrenzten Raum haben wir darauf verzichtet, unsere Leser von dem häßlichen und gefräßigen Polyphem zu unterhalten, der dem edlen Odysseus und dessen Begleitern den Untergang zugeschworen — auch davon abgesehen, der schaffenden Urgewalt der Titanen das zerstörende Element in den Söhnen Muspels gegenüberzustellen; dann der bärtigen und behärten, kaum eine halbe Elle hohen Nahamonen zu erwähnen, ebenso der Pygmäen, wie sie immer im Streite mit den Kranichen liegen, deren Heimat Herodot und Plinius in die oberen Nilgegenden verlegen; weiterhin der zwergartigen, gewandten Bogenschützen im Induslande zu gedenken, von denen sich dem Beherrscher Indiens bei seinen Umzügen 3000 als Gefolge anschließen.

So nahe es uns lag, so haben doch aus denselben Gründen aus in unserer „Einführung“ vergleichende Andeutungen über den historisch-ethnographischen Zusammenhang der Riesen und Zwerge der Griechen- und Römerwelt mit den mittelalterlichen Sagengestalten unterlassen werden müssen. Meist nur klassisch-schöne Erscheinungen führt uns die altgriechische Mythe vor Augen; Götter und Göttinnen, Heroen und Heldinnen, die eben so viel überirdisch-erhabene Gewalt üben, als sie echt menschliche Schwächen zeigen, welche daher kaum weniger das Unrecht als das Recht fördern. — Die nordisch-germanischen Götter und überirdischen Wesen gleichen nicht minder den Menschen, die sie erdacht haben; wenn schon die germanische Sagenwelt von einem bei weitem gewaltigeren, auch zum Theil sinnvolleren Inhalt durchdrungen erscheint und ihre Heldengestalten nicht selten ein großartigeres Wesen und Walten

bekunden. Freilich befinden sich gerade in den unteren Regionen der sterblichen Unsterblichen recht unschöne, ja häßliche Gestalten; dennoch sind aber die Zwerge und Nixe wegen ihres vorwiegend gutmüthig-wohlthätigen, wie menschenfeindlichen Einflusses vom Volke in der Regel mehr ersehnt und beliebt als gefürchtet. Sie besitzen allerdings öfter ein dämonisches oder schadenfrohes als ein gütiges und frommes Wesen; doch trifft man selbst letzteres bisweilen noch bei den Waldgeistern, welche ja die drei Kreuze als ein Schutzzeichen gegen die Verfolgung durch den „Wilden Jäger" erachten.

Ist auch der nordisch-germanische Sagenkreis dem griechischen oder klassischen darin nicht gleich, daß er dem Norden nach allen Richtungen von einer Welt vielgestaltiger Wesen der Volksphantasie belebt ist, so fehlt doch auch nicht der bunte Wechsel und vornehmlich nicht der humoristische Hintergrund, wie dies aus den nachfolgenden Darstellungen mehrfach erhellen wird.

Den beregten Gegenstand hier weiter zu verfolgen, schien, abgesehen von der Unzulänglichkeit des uns vergönnten Raumes, doch weniger zweckentsprechend, zumal die nordisch-germanischen Riesen- und Zwerggestalten der Volksüberlieferung in zwei Bändchen unserer Volksbücher bereits vorgeführt worden und hierdurch die schönsten Sagen jener phantasiereichen Völker zur Darstellung gebracht sind.*)

Kaum weniger interessant wäre die Verfolgung unseres Thema's in einer späteren Periode gewesen, etwa bis zu der Zeit, in welcher die Wandervölker vom dritten bis zum siebenten Jahrhundert n. Chr. sich unaufhörlich hin und her schoben, sich drängten und bedrängten und die Riesen-, Götter- und Heldennamen zu Völker- und Ortsnamen werden.

Wie mahnt doch der Name der Hunnen lebhaft an die Hünen und Riesen (daher Riesen-, Hünen-, Hunnengräber) aus der germanischen Vorzeit und aus der Periode der großen Völkerwanderung!

*) Man vergl. die in dieser Sammlung erschienenen zwei Bändchen:

Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen für Schule und Volk. Unter Mitwirkung von Dr. Wilhelm Wägner herausgegeben von Dr. Jakob Nover. Mit Text-Illustrationen und Titelbild. Geheftet ℳ 1. 60.

Deutsche Heldensagen für Schule und Haus. Neue Bearbeitung seines größeren Werkes im Auszuge. Von Dr. Wilhelm Wägner. Mit Text-Illustrationen und Titelbild. Geheftet ℳ 1. 60.

Dann lag es nahe, denselben Gegenstand nach der geographisch-ethnographischen Seite hin ins Auge zu fassen und jene fabelhaften Gestalten aus dem Zeitalter der großen Entdeckungen vorzuführen, als der Glaube an Zwerge und Riesen neue Nahrung fand. Bestätigten doch die heimgekehrten Mannschaften der Länderentdecker durch aufgeputzte Wundergeschichten die alten Mären! — die Weltumsegler wußten zuverlässig, daß die wilden Patagonier Riesen von 10 Fuß Länge waren, während der Holländer Schouten ein Jahrhundert später noch von geschauten menschlichen Gerippen berichtet, welche 10—11 Fuß maßen.

Doch auch in neuerer Zeit fehlt es nicht an abenteuerlichen Berichten über Riesen- und Zwerggestalten ferner Regionen!

In neuester Zeit will der französische Reisende Du Chaillu dem Gegensatz des Riesigen, einem ebenso häßlichen wie unbezähmbar wilden Zwergvolke, den Obongos, begegnet sein. Ihre Hautfarbe wird als ein schmutziges Gelb, das Vorderhaupt als niedrig und schmal beschrieben. Ihr Haupthär wächst in kurzen Büscheln, Brust und Schenkel der Männer sind mit wollartigem Här bedeckt. Sie gelten für geschickte Jäger, wissen trefflich das Aufstellen von Fallen zu handhaben und sind wegen der vergifteten Pfeile, deren sie sich bedienen, sehr gefürchtet. König Munsa von Monbuko schenkte dem berühmten Reisenden Schweinfurth solch einen Zwerg, einen Burschen von fünfzehn Jahren, genannt Sewun. Schweinfurth beobachtete den Afrikaner anderthalb Jahre lang, bis zu dessen Tode, genau und unterließ es nicht, ihn über seine Landsleute auszufragen. So erfuhr er, daß der Stamm des afrikanischen Zwergvolkes, dem Sewun angehörte, sich Tikki-Tikki oder Akka nannte. Auch der Reisende Stanley hatte Kämpfe mit diesem Zwergvolke zu bestehen. —

Von einem andern verwandten Thema, dem wir den Titel „Die Ruhelosen“ voranstellen möchten, boten wir bereits einen Vorgeschmack in dem unterdessen erschienenen Bändchen „Das Geisterschiff“, welches die Sage vom „Fliegenden Holländer“ behandelt. Ihm werden sich zwei weitere Theile anreihen, in welchen die Sagen von Kain, von Sisyphos, Ahasverus, die verwunschenen Kaiser, Prinzen und Prinzessinnen — die Sage vom großmächtigen Kaiser Karl, dem Barbarossa,

dem verschollenen König Sebastian von Portugal bis zur Ahnfrau und „zur weißen Frau“ — sowie die ruhelosen Seefahrer, dann die stich- und schußfesten Verdammten, endlich Spukgestalten gleich den „Vampyren“, dem „Werwolf“ und andere verwandte Stoffe behandelt werden. In einem nächstfolgenden Bändchen sollen dann die fabelhaften Thiergestalten des uralten Volksglaubens, die Drachen und Lindwürmer, die Schlangen und Rattenkönige, die Basilisken, Petermännchen und Salamander, die endlosen Seeschlangen und greulichen Kraken, sowie die Wahngestalten, welche die Phantasie der älteren und neueren Seefahrer aus dem Menschen-, Thier- und Pflanzenreiche (geschwänzte Affen- und Hundekopfmenschen, Vogel Greif ꝛc.) entnahm, besprochen werden.

Noch sei uns verstattet, zu der nachfolgenden, so anmuthig erzählten isländischen Sage „Andri und Inga“ (S. 23) zu bemerken, daß die Riesen des Nordens beim Strahl der Sonne zu Eis erstarren; Andri's Natur jedoch, durch Solveig, seine Mutter, mit menschlichem Wesen untermischt, ertrug das Tageslicht und die Sonnenwärme sonder Schaden (S. 31). Er ist in der nordischen Sage darum nur ein „Halbriese“ genannt.

Ferner zu S. 45: Den ganzen Südosten der Insel Island sowie die Mitte derselben bedecken ungeheure Gletscher; der größte derselben, der Klofajökul (Jökul-Gletscher) nimmt allein 150 Quadratmeilen Raum ein. Nach G. G. Winkler's „Island“ ist das Innere dieser Eiswüste gänzlich unbekannt; ihre Grenzen hat noch kein Fuß eines Menschen überschritten; hinein sieht nur das Auge des Adlers, wenn er hoch über das Eiland hinschwebt. —

Von diesem Lande der Wunder, dem äußersten „Thule“ der Alten, ist uns der reiche Schatz nordischer Sagen, nachdem er dort lange Zeit aufbewahrt worden, wieder gekommen und erschlossen worden. Mögen nun auch diese Sagen und Märchen, diese vom Sonnenstrahle der Poesie beleuchteten Nordlandsgestalten, die Volksphantasie auch fernerhin beschäftigen und die Volkspoesie von neuem beleben und anregen!

Berlin, 2. September 1881.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Am Nixenteich. Von Walther Anger 3

*Zur Einführung: Von Elfen, Nixen, Riesen, Zwergen, Wichten, Gnomen und Kobolden, den Hauptgestalten des germanischen Volksglaubens. Von Villamaria 5

*Im ewigen Eise (Andri und Inga). Isländisches Märchen von Villamaria 23

*Der nordische Riesen- und Drachenkämpfer. Nach W. Wägner.

Einleitung 47

Sigurd, der Fafnirstödter. Nach der Edda 53

Der Niflungen Ausgang. Nach W. Wägners Vorzeit 67

*Der Riese Absalter. Von C. Michael 71

Das Riesenfräulein von Niedeck. Volkssage aus dem Elsaß. Nacherzählt von Franz Otto 75

Berggeister und Riesen oder: Was sich vier Handwerksburschen erzählen. Nordische und deutsche Märchen 77

Die Geschichte vom gläsernen Schuh 82

Vom Riesen, der kein Herz im Leibe hatte. Nach dem „Norske Folkeeventyr“ 86

Die Reise ins Land östlich von der Sonne und nördlich von der Erde. Nach dem Swenska Folk-Sagor von Cavallins und Stephens 93

Hexen- und Nixenspuk 105

Seite

Geschichten vom „Herrn des Gebirges". Woher der Rübezahl seinen Namen hat. Nach Musäus erzählt von Franz Otto 113
Rübezahl und der Glashändler 118
Rübezahl und der reiche Bäcker 126
Wald- und Bergtrollen. Nach Asbjörnsen von C. Michael 131
*Schwesternliebe. Ein schottisches Elfenmärchen. Aus dem „Elfenreigen" von Villamaria 137
Die Waldfrau. Böhmische Sage. Nach B. Nemec 149
Des kleinen Volkes Ueberfahrt. Von August Kopisch 155
Wichtelkönigs Hochzeit. Ein Kindermärchen von C. Michael . . . 159
Die Wichtelmännchen der grünen Insel. Irisches Märchen. Nach R. Müldener 165
Wald- und Moosleutchen im sächsischen Voigtlande. Aus dem „Wanderlehrer". (Nach Arnold-Adorf.) 171
Undine. Deutsches Märchen nach Fr. H. Karl Baron de la Motte-Fouqué, erzählt von Dorothea Waldner 179
*König Laurin. Sage aus Tirol. Bearbeitet von Villamaria. Aus „Elfenreigen" 213

Vor Abdruck der mit * bezeichneten Nummern wird hiermit ausdrücklich gewarnt.

Unter
Riesen und Zwergen, Kobolden und Unholden.

Am Nixenteich.

Durch die Buchen zieht geheimnisvolles Rauſchen;
Alles ſchweiget im Gebüſch und auf dem Waſſer;
Einſam hallt vom Wald des Uhus ſchaurig Rufen;
Sieh, wie Stahl und Silber glitzern die Gewäſſer;
Wie des Mondes fahles Licht die Ufer bleichet!
Flieh, o fliehe, fliehe weit, du bleicher Knabe!
Aus der Tiefe rauſcht es, wie ein fernes Klingen;
Näher brauſt die zauberiſche, düſt're Weiſe:
Komm herab, du ſtolzer Knabe,
Drunten weint dein blaſſes Liebchen.

Komm! was willſt du einſam droben?
Drunten winkt ein ſelig Treiben:
In der Nixenſchweſtern Schär
Siehſt du, die dein Sehnen war.

Und den Jüngling faßt es wild mit ſüßen Schauern —
Leiſe warnend regt es ſich in ſeinem Innern;
Zaudernd faßt er nach der Buche Stamm am Ufer.
Da, ſchon rauſcht es wieder in den dunklen Fluten,
Sieh, da ſteigen ſie herauf und ſtrecken ſehnend,
Zauberhaft die weißen Arme hin nach ihm,
Faſſen ihn und ziehen ihn mit feuchten Händen,
Schlingen triefend naß um ihn die grünen Häre —
Eh' er denket, ſpritzt und gurgelt's über ihm,
Und erſtickt im ſchwarzen Waſſer ſtirbt ſein Schrei.

Dann verhallt das Brauſen, ſtille wird's am Ufer,
Und die Trauerweide beugt ſich auf ein Grab.

Walther Anger.

Zur Einführung.

Von Elfen, Nixen, Riesen, Zwergen, Wichten, Gnomen, Kobolden,

den

Hauptgestalten des germanischen Volksglaubens.

Die Elfen und Nixen, die Riesen und Zwerge, deren treueste Heimstätte das Kindergemüth ist, die aber heimlich auch noch im Herzen des Volkes weilen, sind die letzten Ueberreste der Religion seiner Vorfahren.

Die Weisheit der christlichen Sendboten, welche mit dem Heidenglauben des Volkes oft verfuhren, wie Mütter mit ihren unverständigen Kindern, entkleidete allmählich die glänzenden Götter ihrer Schönheit und ewigen Jugend und verscheuchte sie endlich aus dem goldstrahlenden Walhalla in dunkle Bergeshöhlen und unwirthliche Wälder. Hier erschienen sie der Phantasie desselben Volkes mit der Zeit in schreckhafter oder feindlicher Gestalt, das einst voll Liebe, Vertrauen und Ehrfurcht zu ihnen aufgeblickt hatte.

Aus Wodan, dem Göttervater, der im Donnerwagen über die Wolken rollte, ward durch christliche Umbildung der „wilde Jäger", ja selbst der Teufel, und die Sagen von der Machtfülle und heilbringenden Güte der alten Götter und Göttinnen übertrugen die Priester auf die Heiligen des Christenthums, so daß das Volk unmerklich fast zum neuen Glauben hinübergeleitet ward.

Andächtig lauschte es den Erzählungen von der Hülfe, die ihnen Maria, die Himmelskönigin, habe angedeihen lassen und wußte kaum, daß dieselbe Mär ihren Vätern kund gewesen; nur war es dort die oberste der Göttinnen, Frouwa, Frigga oder Holda, gewesen, die einst auf goldenem Wagen über den Häuptern der Sterblichen hingeeilt war, oder auf dem Schimmel, mit den Goldglöckchen an Sattel und Zaumzeug, klingend über Land und Wasser glitt — während die neue Himmelskönigin umgeben von einer Schär von Engeln vor den Augen der Gläubigen erschien.

Aber wie in mancher Familie ein uraltes Schaustück von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt, das — ob man seinen einstigen Zweck auch kaum mehr kennt, dennoch voll Pietät bewahrt und nur in festlicher Stunde der aufhorchenden Jugend gezeigt wird — so ergeht es auch manchem Volke mit einst hochgefeierten Gestalten.

Die Ur-Urahne wußte noch um ihre Göttlichkeit, und in irgend einer weihevollen Stunde, da sie in die Erinnerungen ihrer Jugend sich versenkte, erzählte sie den lauschenden Enkelkindern von der guten Göttin, die vormals strahlend durch die Lande gewandelt — den Guten zum Segen, den Bösen zum Schrecken.

Und in treuem Kindesherzen bewahrten die Kleinen die herrliche Mär, bis sie — selbst ergraut — die Enkel wiederum mit Dem erfreuten, was in der eigenen Kindheit sie einst entzückt.

So ist's im Lande Tirol, in dessen Bergen sich fast noch im alten Götterglanze die Gestalt der Holda erhalten hat, der hehren Frau, in welcher Mythenforscher die alte Göttin Frigga oder Frouwa wiedererkennen.

Walhalla's goldene Thore sind von christlicher Hand gebrochen, aber des Volkes dankbares Gedächtnis hat in den Fernern Tirols, den Wolken nahe, der einstigen Göttin ein anderes Paradies zugewiesen. Dort sitzt Holda in krystallenem Schloß, von dessen Wänden riesengroße Granaten leuchten, und spinnt mit eigener schneeweißer Hand jene wunderbaren, nie endenden Garnknäule, mit denen sie dann auf ihrem irdischen Rundgange ihre frommen und fleißigen Lieblinge begabt.

Um die hehre Frau, die in der ganzen Götterschöne ewiger Jugend prangt, dehnt sich ein Landschaftsparadies, das all die Wonnen birgt, die des Volkes Phantasie ersinnen konnte: Blumen von nie geahnter Farbenpracht und ewig grünende Haine wiegen ihren Duft der Göttin zu, Vögel mit schillerndem Gefieder umschweben das krystallene Dach, die Bäche wimmeln

von goldschimmernden Forellen und über diesem Allen schwebt der Wonnehauch eines ewigen Lenzes.

In diesem Eden wandelt die gütige Holda*), und mit ihr die Schär ihrer Dienerinnen, die „seligen Fräulein“ — wie das Volk in Tirol und in anderen Gegenden sie nennt — blauäugig, blondlockig, engelschön, gleich ihrer hohen Herrin, mit der vereint sie jenen wundersamen Gesang anstimmen, der, von sterblichem Ohr vernommen, ein unstillbares Heimweh in der Seele weckt und gar Manchen schon in seligen Tod gelockt.

Zur Zeit der Flachsblüte aber, in stiller Nachtstunde, verläßt Holda in festlich rosenfarbenem Gewande, das Haupt mit schimmerndem Diadem geschmückt, ihr Paradies und schwebt hinab zur Erde; hinter ihr schreiten die „seligen Fräulein“, das Haupt mit Alpenrosen bekränzt.

So wandelt die Göttin durch die Flachsfelder, richtet die geknickten Halme auf und segnet mütterlich Kraut und Blüten.

Und in den Zwölften — in den Nächten vom Christfest bis zu den heiligen Dreikönigen — steigt sie abermals zur Erde hinab, schreitet durch die Dörfer und lugt mit ihren Begleiterinnen ungesehen in manch helles Fenster, und wo sie fröhliche Gesichter und saubere Stüblein findet, und vor allem den rein abgesponnenen Rocken mit zierlichem Bande sorglich umwunden — da legt sie, milde lächelnd, der fleißigen Hausfrau eins jener wunderbaren, nie endenden Garnknäule auf das Fensterbrett, das sie selbst in ihrem Paradiese unter holdem Gesange gesponnen, und solches Haus bleibt gesegnet fortan, so lange Fleiß und Frömmigkeit in ihm walten.

Aber auch die „seligen Fräulein“ förderten mit liebreicher Hand Glück und Gedeihen, brachten den Kranken heilende Bergkräuter, kamen leisen Schrittes zu den tugendsamen Mägdlein und lehrten sie die Behandlung des Flachses, oder wenn die Mäher auf ihrer Sense den schrillen Lockruf durch die Berge schallen ließen, da kamen sie hervor durch die verborgenen Grotteneingänge, die von Holda's Paradies hinab zur Erde leiten, und halfen mit silbernen Rechen den fleißigen Arbeitern das duftende Bergheu aus einander streuen und trocknen.

Doch menschlicher Fürwitz vertrieb sie. Eigennützige Bauern wollten sich ihrer Hülfe dauernd versichern und sie zurückhalten gegen ihren Willen, andere spürten ihrem Verschwinden kecklich nach — und so wandten sich „die Seligen“ auf Nimmerwiederkehr hinweg.

*) Siehe: „Holda's Paradies“ in Villamaria's „Elfenreigen“.

Die jetzigen Bauern von Tirol sehen nimmer weder Holda noch die „seligen Fräulein", und ob sie auch noch fest an sie glauben, so kennen sie ihre Schönheit und ihr segenbringendes Walten doch nur aus den Erzählungen der alten Mütterchen, denen sie voll Andacht lauschen, wenn das Feuer auf dem Herde knistert, und der Rocken unter den Fingern der spinnenden Mägde schnurrt.

Indes nicht Holda allein, auch die mütterliche Perchta wandelt in der letzten der heiligen Nächte, am Vorabend des Dreikönigstages (6. Januar), durch des Landes Gauen, und mit ihr ziehen die todten Kindlein, deren Seelen im vergangenen Jahre gefordert wurden — Perchta hat sie in mütterliche Hut genommen und führt sie unhörbaren Schrittes über Thal und Höhen.

Mitunter wohl bleibt Eins der Kleinen zurück; denn die blassen Händchen tragen schwer an einem großen Krug, in welchem das todte Kind all die Thränen seiner untröstlich trauernden Mutter gesammelt; und diese an dem kleinen Grabe knieend, sieht den geisterhaften Zug vorüberziehen, erkennt den mühselig folgenden Liebling und trocknet ihre Thränen, um des geliebten Kindes Last zu erleichtern — und so, befreit von der schweren Bürde, eilt die kleine Seele ihren schon fernen Gefährten und der hehren Frau nach.

Nicht mehr die glänzende Götterschöne der Holda zeigt diese Gestalt, obschon die Mythenforscher gleichfalls ihren Ursprung in dem einstigen Walhalla suchen. Die fromme Legende hat sich ihrer bemächtigt und an Stelle des Karfunkeldiadems und der wallenden Locken ihr Haupt mit dem ehrsamen Matronenschleier umhüllt. — Procula Claudia sei es — so lehrte geweihter Mund das Volk — die Gemahlin des Pilatus, welche einst bei dem Verhör des Heilands ihrem Gemahl die Weisung zugehen ließ: „habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten", und welche dann die Erste war, die sich zu der Lehre des verachteten Nazareners bekannte.

Diese ist dann von der dankbaren Kirche an die Stelle der alten Göttin Perchta oder Perahta gesetzt, indem sie ihr die Führung der lieblichen Kinderseelen anvertraute, und so zieht sie mit denselben alljährlich in jener Nacht leise, aber eilend wie Wolkenschatten durch die Gaue und weiter, immer weiter dem Lande Kanaan zu, wo sie vor Jahrtausenden irdischen Fußes gewandelt, hinab zu dem Flusse Jordan, in welchem einst der Erlöser getauft worden, daß jene heilige Flut den Fluch der Erbsünde von den holden Kinderseelen abspüle.

Außer diesen beiden Hauptgestalten des Tiroler Volksglaubens — der Holda und Perchta — wallten kaum in einem andern Lande so viel verschiedenartige Wesen aus jener geheimnisvollen Welt, die keine Aufklärung im Herzen des Volkes je völlig zerstören wird.

In gar manchem Ferner oder Gletscher wohnt eine Fai oder Feine, die Elfen Tirols, schön wie die Natur, die sie geboren, aber auch fast unerreichbar, wie die bläulichen Gletscherspitzen und dennoch mit leisem, geisterhaftem Bande an die Menschenwelt gefesselt, das, so oft es auch gesprengt wird, von neuem an anderer Stelle sich knüpft.

Die Sterblichen schauen sehnsüchtig auf zu ihrer wundersamen Schöne und forschen nach dem Eingange zu ihrem Paradiese; mitunter finden sie ihn und genießen dort überirdischer Wonne, aber die Zauberpforte schließt sich auf ewig, wenn ihre Herzensreinheit sich verliert oder sie ausplaudern, was sie dort geschaut. Die Feinen aber zieht's gar manchmal aus ihrem Eispalast herab zum warmen Menschenherzen, das Schätze bergen mag, deren sie in ihrer glanzvollen Einsamkeit dennoch ermangeln.

Weniger von Schönheit und Sehnsucht nach der Menschenwelt verklärt, erscheinen manche der anderen Gestalten, an denen das Volk Tirols in treuem Glauben festhält. In seinen Bergen hausen noch Riesen oder „Türste" in ihrer einstigen urwüchsigen Kraft, wie sie außerdem nur noch im höchsten Norden Europa's, in den Eiswüsten Islands, leben; denn in Deutschland hat die Riesensage sich ziemlich menschlich abgeglättet.

Rübezahl, der Riese der schlesischen Gebirge, ist von der Kultur so beleckt, daß ihn das Volk fast aus dem Herzen verloren und er nur als dichterisches Gebilde in Märchenbüchern fortlebt, nach welchen er sich sogar im Frack und weißer Weste höflich und neckend unter die Badegäste mischt. — Wie würde solch Kostüm einem Riesen Tirols oder Islands anstehen, der die hünenhaften Glieder, unbeirrt durch Sonnenglut und Winterkälte, immer nur mit dem Lodenmantel oder ungegerbter Thierhaut deckt? In diesen Ländern gemahnen sie noch an jene Riesen der nordischen Mythe, an die Versinnbildlichung der Naturkräfte, wie sie einst sich siegreich gegen die Asen, die Götter unserer Vorvordern, aufgelehnt.

In unserm Deutschland giebt es, außer jener Sage von dem Riesentöchterlein und dem Bauern, die im Elsaß, Harz und Thüringen wiederklingt, Riesen nur noch im Kindermärchen. Unsere gleichförmigen Ebenen bieten jenen ungeheuerlichen Gestalten, die Bäume entwurzeln, um sie als Wanderstecken zu benutzen, und die mit zwei Schritten stundenferne Wegstrecken

erreichen — keinen Schauplatz. Dazu gehören finstere Wälder und unerforschte Bergeseinsamkeit, die jener Riesenkraft im Bauen und Zerstören freien Spielraum lassen.

Dort aber in Tirols Bergkesseln und in Salzburgs Gebirgsnatur fügen sie ihre Bauten von ungeheuren Quadersteinen; sie untergraben die höchsten Berge, um dann in den meilentiefen Höhlen zu wohnen; sie brechen Felsen mit der Hand aus einander und schleudern im Wettspiel centnerschwere Steine durch die Lüfte.

Wenn sie schliefen, tönte ihr Schnarchen gleich dem Donner eines Wasserfalles, und bei ihrem Athemzuge bogen sich die Wipfel der Bäume wie im Sturm. Gewissermaßen als Ausgleich gegen diese zerstörende Kraft ist den Riesen aller Lande der scharfe durchdringende Verstand versagt, und so siegt das winzige Menschengeschlecht durch seinen feinern Geist immer über ihre plumpe ungeschlachte Naturkraft, sowohl in Tirol wie im Norden.

Hier war es der sagenhafte König Odin, dessen Stammbaum nicht mehr aufgefunden werden kann, der, von jenseit des Meeres kommend, Norwegens Riesengeschlecht vertilgte, daß seine wenigen Ueberreste, gleich Andsind und Guru*), auf die Inseln des Eismeeres flüchteten, oder auch wohl in Islands Eiswüsten Schutz suchten. Indes auch dort drängten die Ansiedler sie zurück in die Berge, aus denen sie nur selten zum Heil der Umwohner hervorkamen. Doch sind sie auch nicht hehren Geistes, nicht in Schönheit prangend, oder der Gesittung zugänglich gewesen, haben sie auch beharrt in ihrem Haß gegen das Christenthum, in welchem sie ihren größten Feind erblickten — Eins doch stellt sie weit über unser Geschlecht: jene wundersame Treue, die, einmal verpfändet, unerschütterlich wie das Himmelsgewölbe bei ihrem Wort und Versprechen verharrt.

„Betrügst du mich auch nicht?“ fragt ein Isländer eine jener Riesinnen, als er ihr ein Versprechen abgenöthigt; da antwortet zornig das Trollweib: „Wenn nicht bei euch Leuten in den Niederungen mehr Untreue wäre, als bei uns Riesen in den Bergen, dann stünde es besser bei euch, als es steht.“ — Und jener Riese, der sich die schöne Tochter eines Bauern hinauf in seine Bergeseinsamkeit geholt, führt die Leiche des geliebten Weibes hinab zur stundenfernen Kirche zu christlichem Begräbnis, legt einen werthvollen Kupferring auf den Sarg und kehrt dann zurück in seine Berge, wo er sich todt grämt.

---

*) Siehe: „Das letzte Riesenheim“ in Villamaria's „Elfenreigen“.

„Es ist der vollständigste Treurieſe!“ ſagt man in Island von einem Manne, deſſen unerſchütterliche Zuverläſſigkeit man bezeichnen will.

Dieſe Treue iſt aber das charakteriſtiſche Kennzeichen der geſamten Geiſterwelt, die der ungeſchlachte Rieſe oder Tröll ebenſo unverbrüchlich im Herzen trägt, wie die zarte Elfe, die mit ihren langwallenden goldenen Locken, in ſchleierweißem Gewande und wunderbarer Schöne um die Liebe der Menſchenkinder wirbt.

Es zieht ſie zu der höhern Freiheit des Menſchen; ſie möchte eine unſterbliche Seele gewinnen, die ihr — dem Geſchöpfe menſchlicher Phantaſie — verſagt iſt, und durch ſie des Himmels ewige Seligkeit; und ſo oft ſie auch ſchon in ihrem ſehnſüchtigen Hoffen getäuſcht ward — immer wieder beginnt ſie von neuem zu werben um ein reines Herz und ſeine unvergängliche Treue.

Elfen als Elementargeiſter, als Perſonifikation von Bergen, Bäumen und Wäldern ſind — in Deutſchland wenigſtens — nach und nach faſt gänzlich aus dem Gedächtnis des Volkes geſchwunden.

Männliche Elfen giebt es hier gar nicht; die ſchönen Jungfrauen aber, welche, Erlöſung ſuchend, um Schloßruinen irren oder aus Bergen hervorſchreiten, erinnern mehr an verwünſchte Fräulein oder ſündige Nonnen, die Stolz oder ſonſtige Unthat zu ruheloſem Wandeln verdammt, oft ſogar in der ſcheußlichen Geſtalt einer Kröte oder Schlange. Nur wenige Sagen gemahnen noch an jene reinen Elfen, deren wonneſamer Geſtalt man die göttliche Herkunft aus dem ſtrahlenden Alfheim ſogleich anſieht — eine ſolche iſt die Elfe, die dem Ritter von Staufenberg ihre Liebe ſchenkte.

Sein bloßer Wunſch genügte, ſie zu ihm zu führen; weder Ferne noch verſchloſſene Pforten wehrten ihr — wenn er ihren Namen ſehnend nannte, lag ſie in ſeinem Arme, und er hielt ihr Treue nach menſchlichem Maß. Als jedoch der Tag kam, an welchem er — gedrängt von ſeinen Freunden — ein irdiſch Weib zur Gefährtin wählte, gab ſie ihm ein Zeichen ihrer Gegenwart, und in dreien Tagen war er todt. — Mit dieſer Strafe endet jedes durch menſchliche Untreue gelöſte Bündnis mit den Geiſtern.

In England und Schottland thronen die Elfen noch unverkürzt in des Volkes Herzen, wenn auch in weniger elegiſcher Erſcheinung als im deutſchen Lande. Ihre Geſtalt iſt kleiner — kaum drei Fuß hoch — ihre Kleidung grün wie das Laub der Wälder, und kaſtanienbraune Locken umwallen ihr wunderſchönes Antlitz. — An ihren unterirdiſchen Wohnungen — Tomhan oder Shian geheißen — geht des Menſchen Fuß im Tageslicht achtlos vorüber

als seien es Maulwurfshügel; aber in der Nacht erstrahlen ihre Wölbungen purpurglühend, und so zauberische Musik ertönt aus ihnen hervor, daß der Wanderer, welcher ahnungslos seines Weges kommt, ihrem Locken nicht widerstehen mag. Ist er aber in die Gesellschaft dieser Geister gerathen, hat er aus ihrem Becher getrunken und in ihrem Reigen sich gedreht, so findet er am nächsten Morgen, daß die Zeit im Elfenreiche nach dem Maßstab der Ewigkeit gemessen wird, und daß in dem Jahrhundert seines Ferneseins indessen auf Erden starb und verfiel, was er geliebt und sein Eigen genannt.*)

„Das stille Volk", „das gute Volk", „die guten Nachbarn!" nennt der Brite sein Elfenvolk und meidet in ehrfurchtsvoller Scheu die dunkler grünenden Kreise auf dem Rasen, die ihre nächtlichen Tänze zurückgelassen; aber er ist ihnen zu Willen und dienstbereit, wo sein Geschick ihn mit ihnen zusammenführt. Ein Pachter verlegt den Stall, in dem seine Rosse scharren, weil der Elf über den Lärm seiner Hufe klagt, die gerade über seinem Wohnzimmer stampfen — und der Dank des Elfen kündet sich in dem wachsenden Wohlstande des Landmannes.

Ein Anderer singt einer Elfin auf ihre Bitte ein altes gälisches Lied, wie sie es einst gern gehört, und das Sätkorn in seinem Sack nimmt fürder nicht ab, bis des Weibes Plauderei den Elfensegen verscheucht; denn auch hier, wie überall, so weit die Geister walten, gilt das alte Wahrwort: „Sei reich — und schweig!"

Von jener elegischen Sehnsucht nach menschlicher Liebe, wie wir sie in Deutschland aus den Sagen der Erlösung suchenden Jungfrauen kennen, scheinen die Elfen Britanniens nicht viel zu wissen.

Wohl nimmt die Elfenkönigin Jung-Tomlan, der auf einem Ritt zu seinem Ohm im Walde eingeschlafen war, mit hinab in ihr Reich, und die Elfen tauschen mitunter Wöchnerinnen gegen täuschend nachgeahmte Holzfiguren oder ungetaufte Kinder ihre eigenen Sprößlinge aus; aber dies scheint weniger durch die Sehnsucht nach einer unsterblichen Seele veranlaßt, als durch den Wunsch, ihrem Geschlecht eine Auffrischung durch die größere und warmblütige Menschenrasse zuzuführen. — Auch die Elfen Großbritanniens haben etwas von ihres Landes praktischer Natur.

In Island aber erzählen gar viele Sagen von der Liebe zwischen Elfen und Menschen, und hier auf dem öden, kalten, eisumgürteten Eiland begegnet man tröstlich einmal jener unverbrüchlichen Herzenstreue eines

*) Siehe: „Eine Nacht in der Elfenwohnung" in Villamaria's „Elfenreigen".

Mägdleins gegen ihren elfischen Gemahl, nach der die armen Elfen anderer Länder bisher vergeblich gesucht.*)

Gottfried bei den Elfen. Zeichnung von B. Mörlins. Aus dem „Elfenreigen".

Die Elfen Islands gleichen übrigens in allen Stücken den Menschen, nur daß ihnen die unsterbliche Seele fehlt; überall im Lande sind ihre

*) Vergl. Konrad Maurers „Isländische Sagen", S. 18 ff.

Wohnungen zerstreut, deren Eingang in einem Hügel oder hinter einem Stein sich findet; ihr Vieh ist von besonderer Güte und ihre Lebenseinrichtung genau wie die der Menschen. Zwei Vizekönige herrschen über sie, die abwechselnd alle zwei Jahre in ihrem Gespann über die Wogen gen Norwegen eilen, in dessen Bergen der Thron des obersten Elfkönigs steht; denn ihm müssen sie Rechenschaft ablegen von ihrer Verwaltung.

Auch in Dänemark, Norwegen, durch Abstammung und Sprache nahe verwandt, und welche mit dem Schwesterland während Jahrhunderten dieselbe Geschichte hatte, kennt man die schönen Elfen mit ihren nächtlichen Tänzen und ihrem herzbethörenden Gesange; ihr Charakter ist jedoch bösartiger, denn der Jüngling, der nicht mit ihnen tanzen will, oder der Ritter, um dessen Liebe sie vergeblich werben, weil seine schöne Braut ihn zur Hochzeit erwartet — erhalten einen Schlag aufs Herz, der sie binnen drei Tagen auf die Todtenbahre streckt.

Am nächsten den Elfen verwandt sind die Nixen, die geisterhaften Bewohner der Flüsse und Seen.

Tirol kennt nur wenige Nixen oder Seefräulein; England, Island, Skandinavien besitzen gar keine, und in Dänemark birgt sich einsam am rauschenden Wasserfall der „Fossegrimm" — ein bärtiger Nix, der durch seiner Harfe Zaubermacht Menschen zu sich ins Wasser zieht und selbst unbelebte Gegenstände zu wildem Reigen zwingt, bis jemand hinter ihn tritt und ihm die Saiten seines Instrumentes durchschneidet, oder dieselbe Melodie Note um Note rückwärts spielt, bis die Geräthe an ihren alten Platz zurückkehren. Die Kunst, diesen Zauberreigen zu spielen, lehrt der Nix auch wohl nächtlicher Weile gegen das Opfer eines schwarzen Huhns; aber auch in diesem düstern Gesellen klingt die Sehnsucht nach Erlösung, und er klagt sie den Wogen in den wundervollsten Harfentönen.

Einst wurden zwei Knaben durch sein Spiel herbeigelockt, und den Nixen an seinem langen graugrünen Bart erkennend, riefen sie neckend: „Es nützt dir Alles nichts, Nix, selig kannst du doch nicht werden!" dann liefen sie nach Haus. Aber der Vater der Knaben, ein Pfarrer, schalt sie über ihre Lieblosigkeit und sandte sie zurück zum Nixen, der noch immer weinend am Flußufer saß. „Tröste dich nur, Nix", riefen sie ihm jetzt zu, „unser Vater sagt, du könnest doch selig werden!" Und der Nix trocknete seine Thränen und spielte von neuem die herrlichsten Weisen.

Eine seltsame Sage irrt um die nebelverschleierten Küsten der Faröer- und Shetland-Inseln. Die Bewohner jener Eilande sehen nämlich in den

Seehunden, die in großen Schären um die Dünen ihrer Heimat spielen, den König Pharao und sein Heer, das für seine Frevel gegen das Volk Israel nicht auf dem Grunde des Rothen Meeres, nahe dem heimatlichen Boden, schlummern darf, sondern zur Schärfung ihrer Strafe hinausgewiesen wurde in die grauen Gewässer des Eismeeres, wo es ihnen nur jeden neunten Tag gestattet ist, ihr Seehundsfell abzustreifen und sich auf vierundzwanzig Stunden in ihrer einstigen Gestalt auf dem Sande der Dünen an Tanz und Gesang zu ergötzen. — Die eigentliche Heimat der Nixen und Wassergeister ist aber Deutschland; dort beherbergt gar mancher Fluß und mancher stille See Nixen von derselben herzbethörenden Schönheit wie die Elfen und mit denselben langwallenden blonden Locken.

In der Tiefe der Gewässer hebt sich ihr krystallenes Schloß, und in ihm herrscht gar oft ein grausamer Vater, der die Sehnsucht seiner Töchter nach der obern Welt und den Menschenkindern grausam straft, wenn sie sich durch dieselbe verleiten lassen, über die gestattete Frist, die gewöhnlich um Mitternacht endet — auszubleiben.

Als unter Karl dem Großen die Heidentempel zerstört und die Götterbilder in die Flüsse gestürzt wurden, lebte der vertriebene Gott fortan als Nix in den Fluten, voll Haß gegen das neue Menschengeschlecht, das ihn vertrieben, und vermißte bittern Grolles das Opfer, das ihm sonst alljährlich in einem unschuldigen Kinde gebracht wurde. Aber was ihm der neue Glaube verweigerte, das suchte er mit List zu erreichen: alljährlich und gewöhnlich zu Johanni ertrank ein Mensch, und seit jener Zeit hält sich das Volk an diesem Tage voll Angst den Flüssen fern. — In Böhmen lebt ein Wassermann, der, von den Binsen halb verborgen, am Flußrand sitzt und schönes Band mißt, das er in endlosen Windungen aus dem dicht vorüberrauschenden Fluß zieht. Kommt eine junge Dirne des Weges daher, so wirft er ihr das Band zu; nimmt sie's, so ist sie in des Wassermannes Gewalt und er stürzt sich mit ihr in den Fluß.*)

Die männlichen Nixen, die nicht von so leuchtender Schönheit sind wie ihre Töchter, sondern oft mit verwirrtem Haupt- und Barthär prangen, zuweilen sogar Krallen an den Händen und Zähne so spitz wie Fischgräten haben sollen, sind durchweg dem Menschengeschlecht feindlich gesinnt und beweisen dies selbst, wenn sie der Sterblichen Dienste begehren und ihnen zu Dank verpflichtet sind.

---

*) Siehe: „Die versunkene Glocke" in Villamaria's „Elfenreigen".

Ein Saalnix holte einst aus Halle eine Wehefrau hinab in den Fluß, daß sie seinem Weibe beistehe. Die Nixe genas mit Hülfe des Weibes eines gesunden Kindleins, und der Vater holte aus dem Nebenzimmer eine Mulde mit Gold und bot sie der Hebamme als Lohn; diese aber nahm nur ein einziges Goldstück. „Das ist dein Glück", grollte der Nix, „sonst hätte ich dir den Hals umgedreht!"

Die Gaben der Nixe für geleistete Dienste werden meist in so unscheinbarer Gestalt verliehen, daß der Empfänger, dadurch getäuscht, sie gleichgültig fortwirft; aber ein hängengebliebener Strohhalm, eine Kohle, ein Holzspan, am andern Morgen in Gold verwandelt, künden den Werth der verschmähten Gabe — doch zu spät, denn trotz alles Suchens findet sie sich nicht wieder.

Die schönen Nixenjungfrauen sind milder und versöhnlicher und von gleicher Sehnsucht nach sterblicher Liebe erfüllt, wie ihre Schwestern oben in Berg und Wald.

Die Nixen aus dem Mummelsee, deren es in Baden, Schwaben wie Bayern giebt, besuchten allabendlich die Spinnstube des nächstgelegenen Dorfes, wo sie schweigend mit den Mägdlein um die Wette spannen, bis sie regelmäßig zur selben Stunde wieder gingen. Einige der Burschen aber, die sich sterblich in der Fräulein überirdische Schönheit verliebt, stellten einst die Uhr zurück, um sie so an der Rückkehr in ihr Reich zu hindern. Als aber die Fräulein den Trug entdeckten, jammerten sie so trostlos, daß die Burschen sich anboten, sie zu dem erzürnten Vater zu begleiten und die Schuld auf sich zu nehmen. — Man ging zusammen zu dem See im Walde, und die Fräulein forderten ihre Begleiter auf, die Oberfläche des Sees zu beachten, wenn sie darunter verschwunden seien. Bliebe sie klar oder springe ein Milchstrahl empor, so sei ihr Vater versöhnt; zeige sich aber ein Blutfleck darauf, so seien sie seinem Zorn zum Opfer gefallen. — Sie stiegen hinab in die Flut und bald darauf färbte sie sich blutroth — ein Zeichen, daß die armen Nixen ihrer Liebe zum Opfer gefallen waren.

Sie finden das Glück niemals, das sie suchen, noch jene Treue, die sie fordern; denn diese ist überhaupt ja so selten — wie der schwarze Diamant.

So war es auch bei dem Grafen von Pyrmont, der das schöne Brunnenweib liebte und sich verpflichtete, mit ihr neun Tage im Wasser zu leben, und nur am zehnten Tage auf die Oberwelt zurückzukehren; doch er vergaß endlich seines Gelübdes und verlobte sich einem irdischen Weibe. —

Als er aber das Ja der Treue am Altare gesprochen, umschlang ihn die verlassene Wasserfrau mit kalten Armen, daß er ihr todt ans Herz sank.*) — Ein Schäfer, der lange Zeit mit einer wunderschönen Nixe auf dem Grunde eines Sees gelebt, erhielt Urlaub in seine Heimat und kehrte trotz seines Versprechens nicht wieder zurück. Wohl hütete er sich fortan, fließendem Wasser zu nahe zu kommen, aus dem ihn die Hand der Verlassenen erreichen konnte; aber als er einst in einer Wanne badete, ohne zu ahnen, daß das Wasser aus der Wipper geschöpft sei, erfaßte ihn der erzürnten Nixe Hand und drückte seinen Kopf so lange unter das Wasser, bis er erstickt war.

In der „Undine" hat de la Motte-Fouqué in reizender Weise viele im Volksmunde lebende Züge zusammengefaßt, aber der Ausgang ist der gleiche, tieftraurige.

Noch näher dem Hause und Herde des Menschen steht der kleine Hausgeist, der Kobold, der überall in Deutschland, Tirol, den Niederlanden und England zu treffen ist und dessen allgemeine Verbreitung schon die verschiedenen Namen, unter denen man ihn kennt, darthun. — Puck und Brownie heißt er jenseit des Kanals; bei uns kennt man ihn als „Heinzelmännchen", Hinzelmännchen, Hütchen, Gütchen, Niß, Mönch, Klopfer, Rothmützchen, rothen Jungen, und man hält diese Geister für die Seelen der vor Zeiten im Hause Ermordeten.

Nicht strahlend in ätherischer Schöne, nicht ausgezeichnet durch herzbethörenden Gesang, noch geschmückt mit Perlen und kostbarem Gestein, ist dieser kleine dunkle Hausgeist, der an so manchem Herde sein Wesen treibt, hoch im Norden unter den Moosdächern auf den Heiden Jütlands bis hinab unter den steinbeschwerten Dächern Tirols.

Die Kleidung, welche den kleinen unansehnlichen Körper deckt, ist entweder grau wie der schattige Winkel des Herdes, oder roth wie die züngelnde Flamme; von gleicher Farbe ist auch der spitze Hut oder das Mützchen, welches das unschöne Haupt deckt und ihm die Gabe verleiht, unsichtbar zu sein.

Verschrumpft und unschön erscheint oft des Männleins Antlitz; nur seine hellen Aeuglein zeugen von der Jugend seines Geistes, die ungetrübt durch die Jahrhunderte seiner Dauer ihm bleibt; denn dies Alter zählt er in manchen Häusern, deren Wohl und Wehe er theilt, Generationen hindurch.**)

---

*) Siehe: „Die Kette der Nixe" in Villamaria's „Elfenreigen".
**) Siehe: „Der treue Kobold" in Villamaria's „Elfenreigen".

Eng verwachsen ist er mit Leid und Freud der Familie und auch dem Gesinde zugethan, wenn es ihn gut behandelt und ihm die bescheidene Pflege angedeihen läßt, die er beansprucht — ein Schüsselchen Grütze mit einem Stücklein Butter darin, oder süße Milch mit Semmelbrocken.

Das ist Alles, was er als Lohn heischt für die unermüdliche Hülfe, die er Allen leistet, die ihm etwas auftragen, und für die unverdrossenen Dienstleistungen in Scheuer, Stall und Haus; doch geht er für immer davon, wenn ihm sein Recht nicht wird, und mit ihm weicht gewöhnlich des Hauses Wohlstand. Auch verträgt er böswillige Neckereien nicht und straft sie grausam, wie das Heinzelmännchen auf Schloß Hudemühlen an jenem Küchenjungen bewies, der es mit Steinen und Unrath geworfen und dafür von dem Kobold zerhackt und in einem großen Topfe gekocht wurde.

Die Sage über diesen wunderbaren Hausgeist auf dem Lüningschen Schlosse ist so ausführlich verzeichnet, daß es fast an eine Chronik gemahnt.

Treu war er dem Schloßherrn und seinen Schwestern Fräulein Anna und Katharina ergeben, aber die Rücksichtslosigkeit, mit der er den Gästen die Wahrheit sagte, wie die Streiche, mit denen er die ihm unliebsamen Besucher neckte, brachte die Schloßbewohner in manche Verlegenheit. Der Versuch, ihm durch eine Reise zu entgehen, schlug fehl, denn er begleitete den Schloßherrn, in Gestalt einer Feder neben dem Wagen herschwebend, und man mußte ihn und seine Freiheiten dulden, bis er nach vier Jahren von selbst ging.

Das Verlassen eines Hauses oder einer Familie ist aber bei diesen Geistern nur eine Ausnahme; gewöhnlich bleiben sie an der Stätte, an der sie sich einmal eingefunden, und lassen sich weder durch Gutes noch durch Böses vertreiben.

Ein Kobold in einem Bauernhause zu Tirol hatte sich durch seine bösartigen Neckereien gegen Kinder und Gesinde so unerträglich gemacht, daß der Bauer beschloß, sein Haus zu verbrennen, um den Quälgeist auf diese Weise los zu werden. Als die Flammen nun emporschlugen und die Wagen mit dem Hausrath abfuhren, rief plötzlich eine Stimme aus dem hintersten Wagen: „Es ist Zeit, daß wir fortkommen, sonst verbrennen wir Alle — es war der Kobold, den man zu tödten meinte und der sich zugleich mit den Anderen geflüchtet hatte.

Der Hausgeist des schottischen Schlosses Dumfries, wegen seiner braunen Kleidung Brownie genannt, war der einzigen Tochter des Laird

von Kind auf so zugethan, daß er ihr Dienstleistungen gleich einer treuen Zofe erwies; und als sie verheirathet war und ihrem ersten Kinde entgegensah, war es Brownie, der sich aufs Roß warf, den Arzt herbeizuholen, nachdem er den säumigen Diener vorher gezüchtigt. — Ein anderer holte für seine kranke Gebieterin Löwenmilch aus Afrika und brauchte zu dem ungeheuren Wege nur wenige Stunden: sie besitzen also zaubergefeite Schuhe, mit denen sie in Sturmwindsschnelle über Land und Meer eilen und die im Kindermärchen als „Siebenmeilenstiefel" noch fortleben.

Und nun zu den Zwerglein, den kleinen traulichen Gesellen, die jedes Kind im deutschen Lande kennt und liebt. Auch ihre Gestalt ist verschrumpft und unschön und kaum von Kindergröße, aber ihre Augen leuchten wie Sterne, und von den welken Lippen fließt manch Wort der Weisheit, wenn auch fröhliches Lachen ihnen fern bleibt. Doch ihr Ernst mag uns nicht Wunder nehmen, wenn wir ihres Kummers Grund erfahren. Nicht immer lebten sie in dunklen Höhlen und Bergesschluchten — — nein, einst weilten sie als selige Engelein am Throne des Ewigen und vollzogen freudig die Gebote ihres Meisters. Aber Lucifers — des höchsten Engels — Hochmuth stiftete Unfrieden unter der Himmelsschär. Viele brachen in offene Empörung aus und wurden mit ihrem Verführer hinabgestoßen zur Hölle; die Anderen aber, welche zwar nicht laut gemurrt, aber doch wohlgefällig gelauscht den Worten des Verführers, wurden zur Erde hinabgeschleudert, wo sie an Berges Spitzen und Felsenzacken hängen blieben und nun seit Jahrtausenden zitternd ihres Schicksals warten, das sich entscheiden wird am Tage des jüngsten Gerichts.

So leben sie still in den unterirdischen Kammern ihrer Berge und Felsen, hassen allen Lärm, vor allem Trommelschlag und Glockengetön, und selbst ihre Sprache ist leise und tonlos. Aber sie liebten das Menschengeschlecht und verkehrten traulich mit ihm, bis der Sterblichen Neugier, Treulosigkeit und Bosheit die armen kleinen Geister zurückscheuchte in ihre Berge. — In der Schweiz, wo die Bauern durchaus die Form ihrer Füße ergründen wollten, die ein langwallender Mantel sorglich verdeckte, streuten sie Asche; die aus ihrem Berge hervorkommenden Zwerge drückten ihre nackte Fußspur darin ab und entwichen — als sie die List erkannt — für immer.

Die biederen Schweizer benahmen sich überhaupt dem harmlosen Zwergenvölkein gegenüber nicht sehr lobenswerth. Sie sägten den Ast des Kirschbaums durch, auf welchem die kleinen Gäste zu sitzen pflegten, daß sie

das nächste Mal herabfielen, und erhitzten den flachen Stein, auf dem sie zu ruhen liebten, daß sich die armen Kleinen jämmerlich verbrannten — und wehklagend über des Volkes Untreue von dannen zogen.

Der Zwerge Kleidung ist grau oder braun, seltener grün; die rothe Farbe der Kobolde aber ist ihnen so verhaßt, daß Zwerge, denen man für geleistete Dienste ein neues rothes Gewand hinlegte, zum Ersatz für ihre zerrissenen Röcklein, weinend davonzogen, indem sie sprachen:

„Wir sollen nur haben grau oder grün Gewand,
Das rothe macht uns wandern über Land!“

Dieses dunkle Gewand wird oft von einem breiten Ledergürtel mit silberner Schnalle zusammengehalten, und wenn nicht ein breitrandiger Schlapphut den Kopf bedeckt, so ist's ein Mützchen mit herabhängendem Zipfel, an dem ein silbernes Glöcklein klingt. Diese Mützchen sind ihre berühmten „Nebelkäppchen“, mit denen sie sich den Augen der Menschen unsichtbar machen. Haben sie dieselben verloren, so ist jene Gabe ihnen genommen; gelangt aber ein Mensch durch Zufall oder List in den Besitz eines solchen Mützchens, so ist er zugleich Herr und Gebieter des Zwerges geworden und jener muß ihm mit all seinen Gaben und Kräften dienstbar sein. — Mitunter lösen sich die Zwerge von dieser gefürchteten Herrschaft durch das Geschenk großer Reichthümer, denn sie verfügen über unermeßliche Schätze, obgleich sie selbst nie davon Gebrauch machen; zuweilen aber verweigert der Mensch die Herausgabe des Nebelkäppchens, wie jener Knabe von der Insel Rügen, und begleitet die Zwerge in ihr unterirdisches Reich.

Daß sie meist uralt sind und nicht nur nach Jahrhunderten zählen, sondern vielmehr — gleich unserm Erdball — nach Jahrtausenden, beweist schon die Sage von ihrem Ursprunge, der ja demnach jenseit der Schöpfung liegt, und sie selbst verrathen es gelegentlich durch manch Sprüchlein: „Ich bin so alt — wie der Böhmerwald!“ sagt ein Zwerg; und ein anderer, aus den Bergen Tirols, bekennt:

„Ich bin so alt,
Weiß die Maienspitz
Klein wie a Kitz
Und die Meierwies
Neunmal Wald und neunmal Wies“ ꝛc.

In Deutschland leben die Zwerge — im Gegensatz zu dem Kobold — familienweise, haben Weib und Kind und feiern ihre Hochzeiten gern in

menschlichen Wohnungen, wie z. B. im Schloß des Grafen von Hoya und von Eilenburg, der sogar bei der Feier anwesend sein durfte, während sonst die Gegenwart eines Menschen sie sofort verscheucht. Auch holen sie, gleich den Nixen, menschliche Frauen zu Hülfe, wenn ihre Weiber in Kindesnöthen sind, wie z. B. Frau von Alvensleben zu einem Zwergenweiblein in einen hohlen Berg geführt und nach geleistetem Dienst mit einem Ring beschenkt ward, an dessen Bewahrung das Glück des Hauses Alvensleben geknüpft war. — Gewöhnlich verlieren sich im Lauf der Zeit diese Gaben der Geister, und das Glück — bisher der Familie treu — wendet ihr für immer den Rücken.

In Tirol kennt man die Zwerge, welche dort auch Wichtl, Norg oder Lorg heißen, immer nur einzeln lebend; aber sie werben gar oft um die Liebe schöner Bauernmädchen, doch — wie bei ihrer äußern unschönen Erscheinung vorauszusehen — immer unglücklich, worauf dann sehr oft die heiße Liebe in bittern Haß sich wandelt und in empfindlicher Rache sich äußert.*) Ihre Lieblinge aber begaben sie mitunter mit dem Reichthum, über den sie — als die wahren Herren der Berge — gebieten.

In Tirol überhaupt ist der Verkehr zwischen Menschen und Zwergen am regsten, wie das gar vielfache Sagen erzählen; dort hilft noch auf gar mancher Alp ein Wichtle dem einsamen Senner beim Käsen, oder bringt ihm gutmüthig die versprengte Hērde zurück für das Griesmus, das ihm der Bursch einmal gastlich zubereitet hat; oder im Thal, im Haus eines Bauern findet sich hier und da ein dienstwillig Zwerglein ein, das sich traulich an Hausherrn und Kinder schließt.

Es führt willig alle Arbeit aus, die ihm aufgetragen wird und ist mit Rath und That zur Hand, bis endlich eins vom Gesinde es mit ihm versieht und alle frühere Freundschaft vergessen ist.

Die einstige Gutthat wandelt sich dann in Uebelwollen und der Schaden übertrifft allen frühern Nutzen.

Wir kennen nun die Hauptgestalten des deutschen und germanischen Volksglaubens; aber es walten und weben noch gar viele Wesen im Bannkreise der Sterblichen, deren Betrachtung der zugemessene Raum überschreiten würde.

---

*) Vgl. „Die Rache des Bergmännleins“ (Villamaria's „Elfenreigen“).

Da ist die „Nachtmahr“, die den arglosen Schläfer quält — ein elfenartiges Wesen, dessen Heimat England ist, desgleichen die „Eismannle“ in Tirol, welche um die Gletscherspitzen wandeln, die Lawinen herabrollen und die Stürme entfesseln; feurige Grenzgeister irren nachts auf den Feldern, weil sie bei Lebzeiten dem Nachbar den Markstein verrückt, und über die italischen Berge kommen die „Venedigermannle“, voll geheimen Wissens, die Berge Tirols nach edlem Gestein zu durchforschen.

Außer ihnen aber beherrscht noch eine Legion untergeordneter Wesen, bald in lieblicher, bald in schreckhafter Gestalt, die Phantasie des Volkes, und ihr Thron wird wohl nimmer ganz gebrochen werden, trotz der Bemühungen aufgeklärter Geister.

Villamaria.

Andri erzählt Inga seine Geschichte.

Im ewigen Eise.

Isländisches Märchen.

Von

Villamaria.

Es war Christabend auf der ganzen Erde und sein fröhlicher Glanz lag selbst auf Islands schneeigen Halden.

Wohl strahlte kein Christbaum durch die Fenster der Gehöfte, die still und einsam über das Eiland verstreut liegen; aber des Nordlichts Silberglanz floß über seine Berge und Thäler, daß die düsteren Lavafelder erglänzten und des Ozeans graue Wogen hellschimmernd die zerklüfteten Ufer umbrandeten.

Am Fenster eines stattlichen Bauerngehöftes im Süden des Eilands stand die schöne Inga, des reichen Björn einzig Kind, und blickte träumerisch hinaus in die helle Nacht. — Vater und Mutter und Gudrun, die alte Magd, waren am Mittag schon zur Feier der Christmette nach der stundenfernen Kirche gewandert; Inga aber hatte nicht mit ihnen gewollt, denn

ihre Lieblingskuh, die sie selbst aufgezogen, war krank, und Sven, der treue Knecht, der seines Herrn Herde gewartet wie seines Augapfels, war vor wenig Wochen gestorben; seine Stelle aber war noch nicht ersetzt, denn die wenig bevölkerte Insel hat minder noch als andere Länder Ueberfluß an treuem Gesinde.

So hatte Inga denn schweren Herzens dem festlichen Kirchgange entsagt, um ihren kranken Liebling nicht auf Stunden hinaus ohne Pflege zu lassen. Soeben war sie im Stalle gewesen, hatte frisches Heu in die Raufe gesteckt, den Spalt an der Thürschwelle sorglich mit Moos verstopft und war dann zurückgekehrt in den stattlichen Wohnraum, um sich die Stunden des Alleinseins zu kürzen, so gut sie's vermochte.

Die Lampe mochte Inga nicht entzünden, denn ihr gelblicher Schein hätte das milde Licht gestört, das, vom nördlichen Horizonte in breiten Strahlen niederfließend, jedes Geräth in der Stube und die gewirkten Teppiche an den Wänden zauberisch verschönte. — So trat sie ans Fenster und ihr Auge flog über die Rasenmauer, welche das Gehöft umschloß, gen Westen, wo um des Hekla's dunkelragenden Gipfel das Nordlicht seine Silbernebel wob.

Leichtes Dampfgewölk wallte von seiner Spitze empor zum Winterhimmel und Inga's Auge folgte dem kräuselnden Zuge .... So gewahrte sie nicht den seltsamen Wanderer, der vom Fuße des Berges her über den schneebedeckten Anger dem Gehöfte zuschritt.

Einen Augenblick stand er still, als er das schöne Mädchen so traumverloren am Fenster erblickte, dann bog er leise seitwärts, daß sein vorausgleitender Schatten ihn nicht verrathe, und im nächsten Augenblick pochte es laut an des Hauses Thür.

Inga fuhr zusammen .... ein Wanderer hier in dieser Einsamkeit, die auf Stundenferne den Nachbar vom Nachbar trennt? — Aber in ihrer Brust schlug ein muthvoll nordisch Herz — im nächsten Augenblick schon war sie gefaßt, öffnete das Schiebfensterchen und lugte forschend hinaus.

Seitwärts, neben der Thür, mit der Hand auf dem Drücker, lehnte eine wundersame Gestalt: So hohen, mächtigen Gliederbau hatte sie noch nie gesehen, solch tief niederwallendes, goldenes Gelock und so machtvolle Augen noch nirgend erschaut; das Herz begann ihr laut zu pochen, aber sie drängte seinen Schlag muthig zurück.

„Woher des Weges, Fremdling, und zu wem begehrst du?" forschte sie, ihrer Stimme Zittern mit Gewalt beherrschend.

„Zu Björn, dem ſtattlichſten Bauern im Südland", kam eine tiefe Stimme zurück, „zu fragen, ob er mich dingen mag an des todten Sven Stelle."

„Aber wir kennen dich nicht!" entgegnete Inga beherzter.

„Aber ich kenne dich und die Deinen lange ſchon", antwortete der hohe Mann und ſchüttelte das wallende Gelock zurück in den Nacken, „ich ſah dich weinend hinter Svens Leiche gehen und dachte, es müſſe gut wohnen ſein in einem Hauſe, wo dem todten Geſinde Thränen nachfließen."

Inga bog ſich weiter hinaus, den künftigen Hausgenoſſen zu prüfen, ehe ſie Antwort gäbe; aber ihr Auge blickte ſofort beruhigter. War er auch anderer Art als alle die Männer, welche ſie bisher geſehen — zu ſcheuen brauchte er nicht den prüfenden Vergleich!

In dieſen gewaltigen Gliedern lag es wie unſterbliche Kraft, und aus den großen blauen Augen blitzte es ſo muthig und verläßlich, daß Inga's letzte Sorge ſchwand.

„Komm herein", ſagte ſie mit dem Vertrauen eines unſchuldigen Herzens, „wohl kehren die Meinen erſt mit dem Frühlicht heim von der Chriſtmette, aber du ſollſt nicht die Nachtſtunden draußen harren in Kälte und Hunger — komm herein!"

Der Fremdling öffnete die Hausthür und trat in den Vorplatz, und ehe Inga ſich noch erholt von ihrem ſchnellen Entſchluß, öffnete er die Stubenthür, bückte ſich, um nicht gegen den Pfoſten anzuſtoßen, und ſtand im nächſten Augenblick vor dem ſchönen, muthigen Mägdlein.

Sie trat doch einen Schritt zurück und drückte bänglich die Hände vor die Bruſt, als ſie ſah, wie er mit dem lockigen Haupte faſt die Decke berührte, aber als ſie dann zu ſeinen klaren Augen wieder aufſchaute und das ſanfte Lächeln ſeines Mundes gewahrte, fühlte ſie, daß er gut und treu ſei, und daß ſie nimmer ihr ſchnelles Zutrauen zu bereuen haben werde — ihr Muth kehrte wieder trotz Nacht und Einſamkeit.

„Du ſcheinſt weit hergewandert", ſagte ſie, „denn nie ſah ich dich, ob ich auch Alle kenne nah und fern; drum ruhe dich, indes ich dir Speiſe bringe, dich zu erquicken!"

Sie eilte hinaus in die Vorrathskammer neben dem Hausgang, trug herbei, was Gudrun bereitet für die Feſttage, und ſah mit faſt mütterlichem Behagen zu, wie dem Fremdling die Speiſen mundeten.

Dann erzählte er ihr von ſeiner todten Mutter, die er kaum gekannt und um die ſein Vater Leid getragen bis zu ſeinem Ende, und wie es ihm

selbst dann so öde geworden in dem Felsenhaus droben unter dem Heklagipfel, daß es ihn hinabgezogen ins ebene Land unter Menschen .....

Und so plauderten die Beiden mitsammen in der dämmerigen geheimnisvollen Christnacht, während es draußen auf Berg und Heide gleich ewigem Schweigen ruhte, und das Gemach um sie her erglänzte im Wiederschein der nordischen Weihnachtsfackel.

Der Vater hatte ihn als Knecht gedingt und wahrlich, er hatte es nicht zu bereuen — war es doch, als sei der todte Sven zwiefach wiedergekehrt in Fleiß und Treuen. — So hatte selbst unter dessen Hand nicht die Herde geglänzt in Wohlsein und Schönheit, so blank gekehrt war nie der Kies des weiten Hofplatzes gewesen, so hochgeschichtet nie die Heuschober auf dem Anger um das Gehöft her — der seltsame Knecht that Alles, ehe es ihm geheißen worden und besser selbst, als sein Herr es ihm zu weisen vermocht.

Aber woher er gekommen, wie Vater und Mutter ihm geheißen? — darüber schwieg er auf alle Fragen, und von dem Felsenhaus, von dem er Inga damals in jener Christnacht erzählt, fand sich keine Spur, ob auch Björn in begreiflicher Neugier zwei ganze Tage daran gewandt, seines neuen Knechtes Heimat aufzufinden.

Nur Eine hatte unbegrenzte Macht über ihn, nur Eine vermochte seine schweigsame Lippe zu Wort und Lächeln zu entsiegeln — Inga, seines Herrn einzig Kind — und sie freute sich ihrer Macht mit dem ganzen Uebermuth eines jungen Mädchenherzens.

„Morgen, Andri, bringe ich dir dein Mahl hinauf auf die Weide", sagte Inga eines Abends, „denn Gudrun hat sich den Fuß vertreten; steig' also nicht so weit hinan zur Höhe!"

Ueber Andri's schönes Angesicht lief ein glückseliges Erröthen. „Ei, wie gut du bist, Inga!" sagte er gedämpften Tones.

„Nimmt dich das Wunder?" lachte sie neckend, „weißt du nicht mehr, wie sorglich ich dich bewirthet in jener Christnacht, ob ich mich auch anfangs ein wenig vor dir gefürchtet; standest du doch vor mir hoch und seltsam wie eins jener bösen Trölls, jener Bergriesen, mit denen Gudrun mir immer gedroht, wenn ich als Kind nicht gleich einschlafen wollte.

„Die Närrin", grollte Andri, „was weiß sie von den Bergriesen!"

„Weißt du denn etwas von ihnen?" forschte das Mägdlein.

„Gute Nacht, Inga“, sagte Andri, „ich will schlafen, denn morgen mit dem Frühroth muß ich die Herde hinaustreiben!“ und er schritt, ohne sich umzublicken, hinüber zu dem Schafstall, den er selbst mit mächtiger Hand erweitert für die schöne Herde, die seit den Monaten seines Hierseins so wundersam gedieh.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun stand er auf der Trift, die sich hinanzieht den Bergeshang zum Hekla, und schaute, die Augen mit der Hand bedeckend, hinab zu dem Gehöft seines Herrn, das dort in der grünen Ebene ihm zu Füßen lag ...

O, sie hatte sicherlich vergessen, was sie ihm am vergangenen Abend versprochen; denn stand nicht die Sonne schon im Zenith ihrer kurzen Bahn — war es nicht Mittag unten im Thale und sie kam dennoch nicht! ...

Aber täuschte ihn sein scharfes Auge oder ging jetzt dort unten die Thür des Hauses? — Trat nun nicht eine Gestalt auf die Schwelle, wie es nur eine einzige für sein sehnend Auge gab? — Ja, sie war es, sie hielt ihr Wort, denn dort schritt sie den schmalen Pfad entlang, der über den Anger führte — jetzt trat sie durch die Rasenmauer, die das Gehöft umfriedete und nun kam sie, den Korb mit seinem Mahle zierlich auf dem blonden Haupte wiegend, über die Trift daher, die zu seiner Höhe hinanführte.

Er kreuzte die Hände über seinem Stabe und schaute ihr athemlos entgegen; noch war sie in weiter Ferne, aber sein scharfes Auge durchdrang den trennenden Raum, und er meinte den Strahl in ihren blauen Augen blitzen zu sehen und das schelmische Lächeln um den kleinen rosigen Mund, das ihn, den starken, gewaltigen Mann, zwang wie ein willenloses Kind.

Sein Herz schlug, daß ihm die Lippen bebten, aber er hielt sich mit Anstrengung zurück auf seinem Platze.

„O, Andri, du unhöflicher Gesell, kam es plötzlich verlockend wie Sirenenstimmen durch die Luft, „kannst du mir nicht entgegenkommen, die Last tragen zu helfen?“

Und er schleuderte den Stab von sich und flog den Hang hinab ihr entgegen; aber als er sie erreicht, hob er sie samt ihrer Last auf seine Arme und trug sie — zärtlich wie ein Kind sein kostbar Spielzeug — den Berg hinan zur Herde, die ihn sofort fröhlich umdrängte.

Sie lachte übermüthig zu ihm herab: „Wahrlich, Andri, hier sitze ich wie auf einem Thronsessel, ein wenig höher noch, und ich könnte in den

Hekla hinabschauen und sehen, wie es in seinem Schlund geheimnisvoll kocht und brodelt."

„Möchtest du das?" fragte er plötzlich und setzte sie dann sanft auf den Rasen nieder.

„Ob ich es möchte? — O du lieber, thörichter Andri, so zu fragen! War's doch mein Sehnen von Kind auf, das mir manch Scheltwort eingetragen. Einmal haben sie mich sogar den ganzen Tag eingesperrt in die Kammer unter dem Dach, weil ich ihnen in aller Morgenfrühe entschlüpft war, um zum Hekla hinanzuklimmen und zu ergründen, woher die nie ruhende Dampfwolke käme, die jetzt dort so rosenroth zur Sonne emporsteigt." Sie hielt inne und deutete sehnsüchtig empor zu des Berges Spitze.

„Und dann, Inga?"

„Ja dann, du neugieriger, schadenfroher Andri, dann haben sie mich gesucht, und Gudrun mit ihren scharfen Augen hat mich erspäht, wie ich über die Lavablöcke klimmte, ist mir nachgelaufen und hat mich wieder hinabgenommen, wo sie mich dann einsperrten."

„Nun aber ist dir doch die Kindersehnsucht vergangen?" forschte Andri, sich unbewußt in dem Strahl der blauen Augen sonnend.

„Vergangen? — Nie, Andri! Der Hekla ist meine erste Liebe und die vergeht nimmer — so heißt es in den schönen Büchern, die der Vater über der Thür stehen hat und die sagen die Wahrheit!"

„Ja wohl!" seufzte Andri. — Inga lachte überlaut.

„O, du seltsamer Gesell, was weißt du davon? Bist du doch nie aus deinem Felsenhaus herausgekommen, wie du mir selbst erzählt, und galt doch dein erster Ausflug unserm Hause — wie willst du also etwas von diesen Dingen wissen?"

„Eben darum", sagte Andri und nickte träumerisch, „eben darum sag' ich's! Was du aus deinen Büchern weißt, das weiß ich aus meinem Herzen hier." — Und er legte die Hand auf seine Brust. „Meinst du, thörichte Neugier habe mich herabgelockt unter euer gebrechlich Dach, das unter des Winters Schneedecke ächzt wie ein krankes Kind! Nein, Inga, die Felsenklüfte des Hekla schirmten seit Jahrhunderten Andri's Geschlecht, und nimmer hätte ich das heimische Rund verlassen, wenn nicht unbezwingliche Sehnsucht mich hinabgezogen zu euch Menschen. Denn ich entstamme jenem Riesengeschlecht, das einst dies Eiland beherrschte und das vor eurer List und Gewalt zurückwich in die Gletscherwüsten und in die Höhlen der Gebirge. Von dort schaute es hinab in die Ebene auf eure Art, es erkannte

eure Weisheit, die unsere Stärke unterjocht und in seiner Einsamkeit beneidete es euer traulich Beisammensein. — Meinen Vater trieb es endlich hinab aus seinem uralten Felsenhaus, und als er wiederkehrte, brachte er ein wunderschönes Mägdlein mit goldschimmerndem Hār mit sich hinauf. Er legte ihr die Schätze der Berge zu Füßen, von denen ihr dort unten nichts ahnt, er beraubte die Nester an den Felsenklippen ihres weichen Flaums, um ihren schönen Leib darin zu betten und lenkte des Hekla's Feuerstrom um die Wände seines Hauses, daß es hell und warm um sie her war — aber das Heimweh schlich ihr dennoch ins Herz und nagte daran, bis es brach ...."

Er hielt inne, und Inga faltete die Hände wie in der Kirche.

„Und dann, Andri?"

„Dann waren wir wieder allein dort oben, und mein Vater, einst so stark und fröhlich, dessen Stimme den Donner des Hekla übertönte, ward still und schweigsam und trauerte um meine Mutter, bis er starb."

„Und darauf ward es dir zu einsam da droben, nicht wahr, Andri?" und sie legte fast unbewußt ihre verschlungenen Hände auf seine markige Rechte.

Er nickte. „In jeder Morgenfrühe ging ich hinaus aus dem vereinsamten Felsenhaus, setzte mich auf den Rand des Abhanges dort oben und schaute hinab zur Ebene, denn dort stand dein Haus, Inga, dort spieltest du, ein kleines fröhliches Mägdlein, dort tummeltest du dich auf dem Anger am Hause oder kamst an die Rasenmauer und lugtest hinauf zu meiner Höhe. — Du konntest mich nicht sehen, denn deine Augen blicken nicht stundenfern gleich den Augen der Riesen — ich aber sah dich und schloß dich in mein einsam Herz damals schon."

„Wirklich, Andri?" fragte Inga unschuldig und ihr schönes Gesichtchen erröthete vor Freude.

„Ja, wahrlich, Inga! Wohl entsinne ich mich noch jenes Morgens, von dem du vorhin erzähltest. O wie glücklich war ich, als ich dich zu mir hinanklimmen sah, wie gern wäre ich dir entgegengeeilt — aber ich fürchtete, dich zu erschrecken; und dann kam Gudrun und holte dich heim!"

„Die böse Gudrun!" sagte das Mägdlein, noch in der Erinnerung zürnend, „aber sahst du mich dann nie mehr?"

„Doch, wenn du zuweilen hier mit eurem alten Knechte hinaufstiegst und um ihn her spieltest, während er der Hērde wartete. Aber es geschah selten nur, und als du groß geworden, stiegst du nicht mehr hinauf zur Trift!"

„Ja, die Mutter und Gudrun litten es nicht", sagte Inga, „mich zog's immer noch hinan, wie in meiner Kinderzeit — aber weiter, Andri — oder ist's schon zu Ende?"

„Nun, ich ertrug's, so lange es ging — aber eines Morgens zog's mich übermächtig hinab, und hinter einem mächtigen Lavablock hervor spähte ich nach deinem Dach. Es war an jenem Morgen, als ihr Svens Leiche fortführtet, und ich sah dich weinend ihr folgen. Da stand es fest bei mir, ich wollte deinen Vater fragen, ob er mich dingen möge an Svens Stelle, daß ich dir nah sein könnte allezeit."

Inga lächelte, denn es schmeichelte ihrem Mädchenstolz, solche Macht zu üben über Einen jenes gewaltigen Geschlechtes, und zudem war er schöner und stattlicher als all die Männer, die ihr bisher genaht.

„Dank dir, du guter Andri, für deine Liebe", sagte sie leise, als fürchte sie, die spielenden Lüftchen möchten ihre Worte hinabtragen, „aber sieh, du mußt dein Herz verbergen wie bisher; denn wenn Gudruns scharfe Augen es ergründeten, daß du um mich gekommen, würde sie's dem Vater verrathen und er würde dich fortsenden, denn er haßt euer Geschlecht als die Feinde des unsern."

„Habe ich nicht geschwiegen bis hierher?" fragte Andri.

„Ja, gewiß, du getreuer Mann; nun aber muß ich eilen, denn Gudrun wird murren, daß ich so lange geblieben. Ist sie's doch gewohnt, mich immer noch zu halten, als wäre ich das Kind von damals, das sie in die Dachkammer sperrte; — leb wohl denn, Andri!" Und in neckischem Uebermuth schlug sie ihn mit einem ihrer langen blonden Zöpfe leicht auf die Wange....

Er lehnte sich wieder auf seinen Stab und schaute ihr nach, wie sie anmuthig über die Trift hinabschwebte, durch die Rasenmauer trat und die Thür des Hauses hinter ihr zufiel — dann wandte er sich und blickte hinauf zum Gipfel des Hekla, der sein Felsenhaus barg, und es kam gleich einem Schauer über den riesenhaften Mann, als er daran dachte, daß er einst wieder zu jener Einsamkeit zurückkehren müsse .....

Der kurze Sommer schwand, ohne daß Inga's Fuß noch einmal die Trift betreten, denn Gudrun war wieder wohlauf und wartete, pünktlicher und mürrischer denn je, des Kreislaufs ihrer Pflichten; aber sie konnte es nicht hindern, daß Inga öfter noch als sonst an der Rasenmauer stand und zum Heklagipfel hinüberschaute, oder daß sie abends am Pförtchen der

heimkehrenden Herde harrte, ihr Lieblingslämmchen zu streicheln und Andri ein Lächeln oder ein freundlich Wort zu gönnen.

„Das thörichte Kind", murrte die Alte, wenn sie gewahrte, wie dabei über Andri's Antlitz jedesmal ein höheres Roth flog, „sie wird ihm noch den Kopf verdrehen, dem groben täppischen Burschen! Sah man jemals solche Glieder? — Vielleicht bei den Trölls in den Bergen. — Aber ein Riese kann er nicht sein, sonst wäre er längst in Stein gesprungen beim Strahl der Sonne — dieser Bursche aber läßt sie sich schadlos auf seine blonden Locken scheinen."

Nun kam der regenfeuchte Herbst und dann schlang der Winter seinen weißen erstarrenden Mantel um das Eiland; doch Inga dünkte er hell und traulich wie nie zuvor; denn Andri ließ das Herdfeuer im Wohngemach nie erlöschen, und im Schein der spielenden Flammen saß er dort und schnitzte Schindeln für des Gehöftes schadhafte Dächer, während Inga ihm gegenüber saß, die Spindel drehte und wohlgefällig den kunstfertigen Händen zuschaute, unter denen die glatten Täfelchen fast zauberschnell hervorquollen.

Nur Gudrun blickte argwöhnisch — las sie doch auf jenen Holzplättchen immer wieder dasselbe Zeichen — „sicherlich eine jener unheilbringenden Runen", murrte sie, „die Ungemach auf unser friedlich Dach herabziehen werden."

„O, du alte, unheilwitternde Thörin", lachte Inga, „kein Runenzauber— mein Name ist's ja, denn ich bin dieses Hauses einzige Erbin und dank' es dem Andri von Herzen, daß er mein künftig Eigenthum mit meinem Namen zeichnet."

„Höre, Mädchen", schalt jetzt Gudrun böse, „wenn du dem täppischen Gesellen fürder so den Sinn verkehrst, werd' ich's deinem Vater sagen, daß er ihn davonjagt, sonst erlebt man noch, daß dir's geht wie der schönen Solveig vom Berghofe drüben."

„Wie ging's denn der?" fragte Inga, belustigt von Gudruns Aerger.

„Schlimm genug", eiferte die Alte, „denn bei ihrem Vater hatte sich auch einst ein Knecht eingefunden, riesengroß wie der Andri, und so gewaltig stark, daß er in der Heuernte schaffte für zehn Mäher. Aber als sie vorüber war und der Bauer den fremden Knecht abzulohnen gedachte, da schüttelte jener den Kopf und wies das Geld zurück. — Am andern Morgen aber war er verschwunden und die Solveig mit ihm und war doch ihres Vaters einzig Kind."

„Und sah man sie niemals wieder?" forschte Inga.

„Niemals“, sagte Gudrun, „nur ein Schafbub, der nicht schlafen konnte und offenen Auges auf einem Heuschober lag, sah den fremden Knecht in der Nacht über den Anger schreiten, hinauf dem Berge zu, und in seinen Armen hielt er eine zarte Gestalt — der Bub aber schwur darauf, es sei Solveig gewesen, denn er habe deutlich im Sternenlicht ihr goldenes Hār erkannt. Solch schimmernd Gelock hatte keine weit und breit, solche Hāre sah ich nur noch auf einem Haupte — auf jenem dort!“ Und sie deutete widerwillig hinüber auf Andri, der eben nach dem Schafstall vorüberschritt, denn es galt einen wochenlangen Abschied von der geliebten Hērde.

„Vielleicht ist die schöne Solveig am Heimweh gestorben“, sagte Inga träumerisch, „denn sie wußte nun wohl, daß es Andri's Mutter gewesen, „um mich aber brauchst du nicht zu bangen, Gudrun, denn die Heuernte ist längst vorüber, und ich bin noch da und der Andri auch; der Vater aber wird ihn sicherlich nicht fortschicken, denn vorhin noch hörte ich ihn zur Mutter sagen, wie reichlich der Gewinn des vorigen Jahres gewesen sei in Scheuer und Stall, und wie er das lediglich Andri's Treue und Umsicht danke. — Meinst du nun, du thörichte, alte Gudrun, der Vater würde um deines Geschwätzes willen einen solchen Knecht missen wollen? Aber sei still und tröste dich, denn morgen geht's zum Frühlingsfang*) hinab zur Küste, und vielleicht erfüllt der Himmel deinen frommen Wunsch und sendet einen riesengroßen Wal, der Andri's Boot umstürzt — nicht wahr, so wäre dir's doch am liebsten, Alte?“

„Gott bewahre uns, was redest du da für sündlich Zeug?“ schalt die Alte.

In der Frühe des nächsten Morgens zogen sie denn hinab zur Küste — der Vater und Andri — zum beginnenden Fischfang des Jahres, und Björn umarmte zärtlich seinen Liebling und ermahnte sie, der Mutter und Gudrun fleißig zur Hand zu gehen; dann wolle er ihr auch mitbringen, wonach sie längst schon heimlich Verlangen trage.“

„Danke, danke, lieber Vater! — Und du, Andri, trag Sorge, daß ihr heil und gesund wiederkehrt, der Vater — und du auch, Andri!“ flüsterte sie leiser. — — —

Braun schimmerten wieder die Erdschollen durch den rinnenden Schnee, und die Flüsse zogen brausend, geschwellt von den schmelzenden

*) Der jährliche Fischfang beginnt im Februar und währt bis Johanni, während welcher Zeit die Hälfte der männlichen Bevölkerung ganz Islands auf dem Meere beschäftigt ist. (G. G. Winkler's Island S. 126.)

Eismassen, zum Ozean hinab, als Björn und Andri wiederkehrten, auf zwei hochbepackten Wagen den Ertrag des Frühjahrfanges mit sich führend.

„Ja, staune nur", scherzte Björn, als er Inga umarmt hatte, die, den Anderen weit voraus, ihnen jubelnd entgegengeeilt war, „staune nur, hier, der Andri hat Zauberhände, denn wohin er auch sein Netz warf — die Fische drängten wie toll hinein, so daß die anderen Fischer neidisch wurden und uns endlich zwangen, ihren Fischplatz zu verlassen und weiter hinab an die Küste zu gehen. Aber die Fische zogen uns nach, und der Andri steuerte allabendlich unser Boot, hochbeladen bis zum Rande, durch die Brandung, ob es auch zwiefach so groß war wie das der Genossen."

„Der brave Andri!" sagte Inga herzlich, und der Vater litt es lächelnd, daß sie ihm beide Hände reichte. „Nun aber sollt ihr auch gepflegt werden wie die Fürsten, und nach all der Anstrengung und Entbehrung wieder ruhen auf weichem Lager und am traulichen Herdfeuer euch laben mit Skyr*) und Dörrfleisch, das wir sorglich bereitet für eure Heimkehr."

„Sieh, die kleine Schmeichlerin!" meinte lachend Björn, seines Lieblings Wange streichelnd, „stellt sich, als habe sie aus lauter Sorge und Liebe für uns gehandelt, und hat doch dabei insgeheim immer der verheißenen Gabe gedacht. — Nun, so warte nur, bis wir drinnen am langentbehrten Herdfeuer sitzen, dann sollst du sehen, daß ich meines Versprechens eingedenk gewesen."

Nun saßen sie wieder dort, traulich wie in den vergangenen Winterstunden, und die Flamme spielte abermals in schimmerndem Widerschein auf Andri's goldenem Gelock, der die Hände um seine Knie geschlungen hatte und traumverloren zu Inga hinüberblickte.

Ihm dünkte es, als sei sie schöner und lieblicher als je zuvor, und er könne sich nicht satt sehen an dem langentbehrten, holden Angesicht; und ein Gleiches dachte Björn, als er nun wieder auf dem großen Ruhebett lag und die müden Glieder behaglich dehnte.

„Nun, Inga, siehe, was über das Meer für dich gekommen ist!" sagte er und warf ihr spielend ein zierlich Kästchen in den Schoß.

Inga öffnete es erwartungsvoll — da lachte ihr von purpurnem Sammet ein blitzend Halsgeschmeide entgegen; sie legte es um und freute sich jubelnd des goldenen Geringels, das tief hinab auf das dunkle Mieder fiel.

---

*) Skyr ist die allbeliebte, keiner Mahlzeit fehlende Nationalspeise des Isländers, weicher Schafkäse mit Milch angerührt.

„Es ist ein Geschenk von unserm alten Freunde, Inga", sagte der Vater, „und zu Pfingsten, wenn auch bei uns die Birke grünt, wird er kommen, dich um eine Gegengabe zu bitten; dann magst du selbst ihm danken, mein Kind!"

„Gewiß, o, wie gern!" jubelte Inga, „er soll Alles haben, was er will!" und sie musterte in Gedanken eilig all ihre kleinen Schätze, ob etwas davon wohl ihrem greisen Freunde behagen mochte; denn sie hatte ihn gern, den alten freundlichen Mann, der alljährlich vom Festlande herüber zu ihrem Vater kam, ihm seinen Vorrath von gedörrten Fischen abzukaufen.

Pfingsten war es und auch über der einsamen Insel im Nordmeer schwebte es wie Festeshauch. Ihre Triften schimmerten in zartem Grün, die Dampfwolke des Hekla stieg kerzengerade wie Opferduft zum ewigen Himmel empor und aus den niederen Büschen am Bergeshang drang das Tippen des Brachvogels; Andri aber stand wiederum einsam wie jeden Tag auf der Trift, hatte seine Hände über dem hohen Schäferstabe gekreuzt und schaute stumm hinab in die Ebene zu seinen Füßen, wo das Gehöft seines Herrn erglänzte im Schmuck der neuen Dächer, dem Werke seiner fleißigen Hände. — Dort unter ihnen ging es seit Tagen schon gar geschäftig zu, um Alles würdig zu ordnen für den werthen Gastfreund, der diesmal zu längerer Rast erwartet wurde. Für *ihn* hatte Andri helfen müssen, die bunten Teppiche über die Holzgewände der Dachkammer spannen, für *ihn* hatte Inga die Kissen von Eiderdaunen auf dem breiten Bettgestell mit dem feinsten Linnen bezogen und *ihm* zu Ehren hatte sie den Andri in den stundenfernen Birkenhain geschickt, Zweige zu holen zum Pfingstschmuck des Hauses, denn das sei — hatte ihr der Vater gesagt — Festsitte jenseit des Meeres.

Und willig hatte Andri Laub herbeigeschleppt, bis es über allen Thüren und Fenstern frischduftend grünte und das ganze Gehöft einer Riesenlaube glich. — Dann war er mit seiner Herde hinaufgezogen und Inga hatte nicht wie sonst ein neckisch Wort, einen freundlichen Gruß für ihn gehabt; denn gerade, als er das Pförtchen in der Rasenmauer öffnete, war an des Hauses Vorderseite das Gefährt des reichen Händlers angelangt und Inga war achtlos an ihm vorüber dem fremden Gaste entgegengeeilt.

An das Alles dachte der arme Andri jetzt, während er so einsam auf dem Bergeshange stand und den Rauchwölkchen zuschaute, die über den

Dächern des Gehöftes emporschwebten — ein Zeichen der gastlichen Thätigkeit darunter. — An ihn dachte heut wohl niemand, obgleich die Sonne immer höher rückte und die Zeit, in der sonst Gudrun ihm Speise trug, schon längst vorüber war.

Heute hatten sie Besseres zu thun — meinte er — saß doch drin an der reichbesetzten Tafel der stattliche Händler, von dem Björn, sein Herr, so viel hielt, der so kostbare Gabe an Inga gesandt und von dessen Reichthum die Mutter fast mit Ehrfurcht sprach. — Was hatte er dagegen zu bieten? Und immer düsterer blickten die sonst so klaren Augen auf das ihm liebe Haus.

Aber was war das? Ging dort unten nicht die Hinterthür, schlüpfte jetzt nicht eine holde, liebe Gestalt über den Anger mit eilebeflügeltem Schritt, öffnete sie nicht die Pforte in der Rasenmauer und flog sie nicht den Pfad zur Trift hinan, gerad' auf ihn zu? — Sein Herz klopfte zum Zerspringen und seine Hände zitterten so heftig, daß sie kaum den Stab noch zu halten vermochten ....

Ja, sie war es, die nur einmal an jenem Sommermorgen hier hinaufgestiegen. Heut schimmerten die blonden Zöpfe frei im Sonnenlichte, um die schlanke Gestalt wogte das Festgewand in schweren Falten, und von dem weißen Halse leuchtete, selbst durch die Ferne, die kostbare Gabe des Gastfreundes. — Was mochte sie nur jetzt hier heraufstreiben in fliegender Hast?

„Andri, o Andri, wo bist du?" kam es jetzt in Angst, Liebe und Sehnsucht an sein Ohr, und der riesige Sohn der Berge schleuderte abermals den Stab weit von sich und flog den Hang hinab der Geliebten entgegen.

Er nahm sie in seine Arme, drückte sie sanft an seine Brust wie ein ermattet Vöglein, und wortlos, aber unter lautem Herzschlag, trug er sie den Berg hinan der Stelle zu, wo sie in jener seligen Stunde mitsammen gesessen.

„Was fehlt, Inga?" fragte er, seine mächtige Stimme zu weichstem Laute dämpfend, während er sie noch immer an seinem Herzen hielt, „wer hat Björns Tochter Leides gethan? Zeige ihn mir und Andri's Hand zermalmt ihn wie dies Gestein!" und er hob mit der Linken ein riesig Lavastück vom Boden empor und drückte es zusammen, daß es als Staubregen durch seine Finger niederrieselte.

Inga rang nach Athem; noch fand sie nicht Kraft zu dem erlösenden Wort, aber sie blickte vertrauensvoll empor zu seinem Angesicht, denn im Schutze solcher Kraft fühlte sie sich geborgen vor aller Gefahr.

„Sprich, Inga, weißt du doch, daß mein Herz dir gehört von früh auf."

„O Andri ... der alte Mann von jenseit des Meeres .... o, er wollte....“ und in den Thränen, die jetzt ihr rosig Antlitz überströmten, erloschen ihre Worte.

„Was that dir der Fremde, Inga? forschte Andri, zornig erglühend.

Sie trocknete ihre Thränen und sah hülfesuchend zu ihm empor. „O, Andri, er begehrte meine Hand für den Lars, seinen häßlichen Sohn, der mit ihm gekommen war, und mein Vater drang in mich, sie ihm zu reichen.“

Andri ward todesbleich bei dieser Kunde.

„Sein einzig Kind will er fortgeben übers Meer in fremde Lande?“ flüsterte er.

„Nein, guter Andri, das thäte er nimmer — er ließe mich nie von sich gehen! Aber Lars soll hier bleiben auf unserm Gehöft und sein Vater will ihm viel Geld mitgeben, daß er Vieh und Land aufkaufe und meinen Vater zum reichsten Bauern in ganz Island mache. — Und das hat der alte Mann dem Vater so herrlich ausgemalt, daß der Gedanke ihm ins Herz gewachsen und er bereit ist, dafür dem Lars meine Hand zu geben. — Siehe, das war's, was der Alte für das Geschmeide forderte.“

Und sie riß zornig die blitzende Kette von dem schönen Nacken und schleuderte sie weit von sich.

„Und du könntest Lars Weib werden, Inga?“

Die Frage kam nur mühsam aus der breiten Brust, und das Herz pochte ihm dabei fast hörbar in Angst und Schmerz.

„Nimmer, Andri, nimmer! — Der widerwärtige Bursche! — Wie er mich anstarrte mit den kleinen grauen Augen, und wie täppisch er die breite häßliche Hand über den Tisch reckte zu sofortigem Verspruch, als gäbe es kein größer Glück für Björns einzig Kind, als das Weib des häßlichen Lars zu werden.“

„Und du legtest deine kleine Hand hinein, Inga?“

„Ich!“ Sie wurde fast zornig über ihn. „Wie magst du so thöricht fragen, Andri! Ich that, als gewahre ich es gar nicht und sagte zum Vater, ich wollte nachsehen, wo Gudrun so lange mit den Speisen bliebe, und so verließ ich das Gemach. Aber nicht zu Gudrun ging ich, sondern eilte zur Hinterthür hinaus und, so schnell mich meine Füße trugen, hinauf zu dir, du guter treuer Andri — fühlt' ich doch tief im Herzen, daß ich bei dir allein Trost und Hülfe finden würde; denn die Mutter ist mit dem Vater im Bunde und Gudrun erst recht.“

„Und nun, Inga?“

Sie sah mit unbegrenztem Vertrauen zu ihm empor: „Ich weiß wohl, was ich thue, wenn sie mich zwingen wollten!“ Und unwillkürlich wandten sie sich um und blickten zusammen hinab in die Ebene.

Noch lag das Gehöft in sonntäglichem Frieden und um die blanken Dächer webte es in traumhafter Stille — nun aber ward die Hinterthür geöffnet und drei dunkle Gestalten — Björn und seine Gäste — traten über die Schwelle auf den Anger; hinter ihnen kam Inga's Mutter und zuletzt Gudrun, die Gefährlichste von Allen, denn *sie* allein vermochte in ahnendem Argwohn die Anderen auf ihre Spur zu leiten; denn daß es *ihr* galt, erkannte Inga an den forschenden Blicken, die Alle rings umher streifen ließen. — Nur Gudrun schritt bis an die Rasenmauer vor, schattete die Augen mit der Hand und blickte hinan zur fernen Trift, wo Inga jetzt sich ängstlich an Andri's breite Brust schmiegte ....

Nun deutete Gudrun hinüber zur Höhe und Inga war es, als könne sie das verderbenbringende Wort hören, das sicherlich jetzt ihr auf die Lippen trat: „Seht dorthin, Herr, und sucht sie dort droben bei dem täppischen Gesellen, den Ihr so arglos unter Euer Dach aufgenommen!“

Ja, so mochte sie gesprochen haben, denn Inga sah die Männer jetzt eilig durch die Pforte treten und den Pfad zur Trift hinanschreiten — Allen voraus aber der häßliche Lars, dessen Braut sie noch am selbigen Tage werden sollte.

„Nimmer, nimmer!“ rief sie jetzt laut in Angst und Entsetzen, „viel lieber will ich mit dir, du getreuer Mann, hinaufflüchten zu der starrenden Gletscherwelt, dort zu wohnen unter der Feuerwacht des Hekla, wie es einst Solveig, deine Mutter, that“ und sie schmiegte sich fester an die Brust, deren Herz ihr zu eigen gehörte seit Jahren.

„Das wolltest du, Inga?“ ... und seine mächtige Stimme erbebte nun in Liebe und Entzücken, „aber bedenke es wohl — *einmal* in der Zaubergrenze meiner Welt, kannst du nimmer heimkehren zu den Deinen, sondern bist mein auf immerdar!“

Sie warf noch einen schnellen Blick hinab in die Ebene, aber sie sah jetzt nicht ihr Vaterhaus, nicht die Gestalten, die sie bisher geliebt — sie sah nur Lars, den Widerwärtigen, wie er den Anderen weit vorausstrebte, und es war ihr, als recke er aus der Ferne wiederum seine Hand nach ihr aus zu dem verhaßten Bunde. „Fort, fort, Andri — ich will dein sein für immer, nur bringe mich fort, daß jener dort mich nicht findet und trage deine Braut auf starkem Arm in dein Felsenheim!“

Er jauchzte auf vor Entzücken, hob sie empor und stürmte mit ihr den Berg hinan.

Höher und höher ging es in unaufhaltsamem Sturmeslauf, daß die Luft ihr schärfer um Stirn und Nacken brauste.

Weit zurück blieb die Trift mit der weidenden Herde, und die Gestalten der drei Männer erschienen ihrem zurückblickenden Auge gar bald nur noch winzig, gleich den Käferlein im Moose. Uralter Lavastrom deckte jetzt dicht und schwarz den Boden, und unter Andri's mächtigem Fußtritt zerbröckelten die Schlacken wie Staub in Kinderhänden. — Nun zitterte der Boden unter ihnen von dem Sieden und Wogen des gefesselten Feuerstroms, und aus dem weitklaffenden Schlunde des Berggipfels wirbelte weißer Dampf empor zum klaren Himmel. Inga schlang ihre Arme fester um Andri's Nacken, denn er lenkte jetzt seitwärts einem riesenhaften Felsblocke zu, welcher den Eingang hinab zu seinem unterirdischen Reiche deckte.

Noch einmal blickte Inga zurück .... feierliches Geläut drang aus dem Thale herauf durch die stille Luft — es waren die Glocken der fernen Kirche, in der sie noch an diesem Morgen an ihres Vaters Seite gesessen — nun hörte sie den frommen Klang zum letzten Mal, denn jetzt trug Andri seine geliebte Last durch eine verborgene Pforte in sein Reich — der Vorhang der Geisterwelt wallte hinter ihr zusammen, und fortan auf ewig verschlossen war ihr die Heimstätte ihrer Jugend.

Die Trift grünte weiter Jahr um Jahr und über die moosige Heide trug der Wind den Klang der Kirchenglocken, aber in der Ebene, wo Björns Gehöft stand, schien das fröhliche Leben erloschen für immerdar. Islands bleiche Sonne spiegelte sich nicht mehr in den einst so blanken Dächern, der Regen tropfte jetzt durch ihre Lücken und der Schnee drang ungehindert herab auf die Vorräthe, die dort nur noch mit lässiger Hand geschichtet wurden. Die Zahl der Thiere minderte sich von Jahr zu Jahr, und kaum noch erinnerten sie an jene glänzende Herde, die einst auf der Trift am Heklahang so fröhlich ihren riesigen Hirten umdrängt hatte.

Björn aber war grau geworden seit jenem Pfingsttage, an welchem er vergeblich nach seinem Liebling gesucht und nichts gefunden hatte als jenes verhängnisvolle Halsgeschmeide, das Inga damals im Zorne von sich geschleudert hatte. Sein treues Weib war gestorben und Gudrun waltete nun allein im Hause, treu und fleißig wie immer, aber auch finsterer und mürrischer denn je.

Nie sah sie hinüber zum Heklahang, ohne ein Wort des Grimmes gegen Andri über die welken Lippen zu bringen; darauf aber zuckte es jedesmal wie verhaltene Thränen in dem runzligen Antlitz, denn sie gedachte zugleich auch des Kindes, das sie zuerst von Allen auf ihren Armen gehalten und an dem ihr einsam Herz hing trotz allen Grolles — sie dachte an Inga.

Und diese?

Sie saß — wie einst Solveig mit den goldenen Locken — in der weiten Felsengrotte unter dem Heklagipfel, und unter ihrem kleinen Fuß bog sich das Moos der Heiden, mit dem Andri den Boden dicht und warm bedeckt; durch die Spalten des Gesteins aber schimmerten des Berges Feuerwogen, spielten roth und golden auf den zackigen Wänden und füllten den Raum mit sommerlicher Wärme, daß kein rauhes Lüftchen ihr schönes Antlitz streifen konnte.

Andri aber saß tags zu ihren Füßen, und während sie mit seinem langen, wundersamen Gelock spielte, erzählte er ihr wiederum von jener längst verschollenen Zeit, da seine Vorfahren auf dieser Insel gehaust und mit den Göttern des Nordens siegreich um die Herrschaft gerungen, bis endlich das winzige Menschengeschlecht sie listig verdrängt von ihrem Jahrtausende alten Thron.

Und wiederum schmeichelte es Inga's stolzem Herzen, solche Macht zu üben über Einen jenes göttergleichen Geschlechtes.

Nachts aber ruhte sie auf dem Lager von kostbaren Eiderdunen, wie es bei uns nur Könige ihr Eigen nennen, und Andri, dessen überirdische Kraft des Schlummers kaum bedurfte, saß regungslos neben ihr, als müsse er selbst ihre Träume behüten.

Nur wenn er sie in tiefem Schlafe wähnte, schlich er sich von ihrer Seite, in stiller Nacht zu sorgen für des geliebten Weibes Behagen. — Dann eilte er hinab zur Ebene und holte die schmackhaftesten Fische dort unten aus den Flüssen, denn die Zauberhand, die Björn einst ihm nachgerühmt, hatte ihre zwingende Kraft nicht verloren; oder er fing die Vögel im Fluge mit kunstreich gefertigter Schlinge und trug sie hinauf zu seinem Felsenhorst. — Gar manchmal auch schritt er hinab zu Inga's Vaterhaus und entnahm mit geräuschloser Hand den Vorräthen des reichen Hauses Alles, was sein Weib einst geliebt, damit er ihre weltgeschiedene Einsamkeit damit schmücke.

„O Andri, wie gut du bist!" sagte Inga dann wohl und ihr Auge ruhte auf den lieben bekannten Geräthen, aber durch das Lächeln, welches

sie dann auf ihre schönen Lippen zwang, schimmerte es mitunter wie eine Thräne; dann wandte sie sich ab und starrte in die züngelnden Flammen am Felsenspalte, und ihr war dann, als sei es das heimische Herdfeuer der Winterabende und daneben, auf dem alten Lederſessel, säße ihres Vaters Gestalt, aber nicht mehr stattlich hoch wie in vergangener Zeit, sondern gebeugt von Kummer; sein Auge blicke düster, und über die einst so heiteren Lippen glitt es leise: „O Inga, mein Liebling, warum hast du mir das gethan!“

Und dann ging es ihr wie der schönen Solveig — das Heimweh nagte ihr am Herzen, so sehr sie's auch zu hehlen strebte um Andri's willen, denn sie gehörte ihm nach freier Hingabe und nach den strengen Gesetzen, die *seine* Welt schied von der ihren; auch hätte sie nimmer den Weg zurückgefunden zum Vaterhause, denn ihr Gatte bewachte sie mit dem zwiefach scharfen Auge der Liebe und der Angst.

Er sah, wie ihre Wange allmählich bleicher und bleicher ward, wie der Glanz der schönen Augen, in denen er sich einst gesonnt, langsam erlosch; ihre Hände spielten nicht mehr mit seinem Lockenhär, sondern lagen fast durchsichtig weiß in ihrem Schoß, oder umfaßten müd' verschlungen ihre Knie.

Draußen war es wiederum Winter geworden, die Sonne stand nebelbleich über der kalten Insel im Nordmeer, die Wege lagen begraben im tiefen Schnee, und schützend breitete sich die weiße Decke auch über Inga's Felsengrotte — sie aber saß drin an der Oeffnung, an welcher vorüber des Berges Feuerwogen sich brausend und ziſchend drängten, um dennoch immer wieder, von unsichtbarer Hand gezügelt, zurückzusinken in des Hekla's verborgene Herdstätte.

Träumerisch blickte sie auf ein Kästchen von uralter wundersamer Arbeit, welches ihr Gatte in ihre Hände gelegt.

„Wo hast du es her, Andri?“

„Es ist das Geheimnis des Berges“, sagte er, „welches wir in Acht halten seit Jahrhunderten, denn seine goldenen Wände umschließen der Gegend Wohl und Weh.“

Inga hob die schönen blauen Augen zum Antlitz ihres Gatten: „Erzähle, Andri“, sagte sie bittend, „denn wenn's so ist, dann umschließt dies Zauberkästchen wohl auch meines Vaterhauses Glück und Leid.“ Und sie legte die Rechte wie schützend auf den goldenen Schrein, dessen kunstvoll geschnittene Runen im Schein der hereinspielenden Flamme erglühten gleich feurigen Schlangen.

Und Andri begann die fast verschollene Mär, wie sie sich in seinem Geschlecht von Vater auf Sohn vererbt seit Jahrhunderten:

„Der gelehrte Sämundr*) war's, der Pfarrer von Odi, dort drüben an des Eilands Südrande, den sein Durst nach geheimer Wissenschaft über das Meer trieb in ferne Lande. Dort gab er sein Herz einer wunderschönen Frau vom Sachsenstamme, die ihn umstrickt mit ihrer Schönheit und deren Geist dem seinen verwandt war im Streben nach der Erkenntnis verborgener Dinge. Doch nachdem er Jahr und Tag der heimatlichen Insel fern geblieben, riefen ihn die Seinen endlich zurück, und er schied, nachdem er ihr seine Treue verpfändet mit Wort und Ring. In der Heimat aber vergaß er ihrer, vergaß ihres Gelübdes und ihres zauberischen Wissens — sie aber vergaß nichts....

„Im Laufe der Zeiten aber wandelte sich die Liebe ihres Herzens in glühenden Haß, und als sie erkannt, daß er sie nicht mehr liebe und nimmer zu ihr zurückkehren werde, fertigte sie das Kästchen dort mit den unheilvollen Zauberrunen, und that hinein, was ihr heißes Herz barg an Rache, Zorn und Haß; so beschwert sandte sie es ihm über das Meer, und die Boten hatten strenge Weisung, es nur von Sämundrs Hand öffnen zu lassen.

„Zauberschnell glitt das Schiff über die See, und Wind und Wogen verbanden sich, es ungefährdet seinem Ziele zuzuführen. Aber Sämundr, dessen Augen gleicherweise in der Vergangenheit wie in der Zukunft zu lesen verstanden, wußte lang voraus von jener Fahrt und kannte den Inhalt des Kästchens, der ihn verderben sollte; darum stellte er es uneröffnet auf den Altar seiner Kirche nieder.

„Am andern Tage aber, in erster Morgenfrühe, trug er es selbst bis hinauf zu dieses Berges Gipfel, der — seit Island sich aus den Fluten emporgehoben — in friedevoller Ruhe auf die grünenden Thäler rings umher herabgeblickt. — Hier oben in diese Kluft, neben unserm Felsenrund, warf er das inhaltschwere Kästchen und alsobald entlud sich der Fluch der betrogenen Frau:

„Der Schlund des Hekla, in dessen Felsenspalten bisher ungestört der Adler gehorstet und der zahme Eidervogel sein kostbares Nest gebaut, füllte sich mit jenem Glutgebräu dort; hochauf zum Himmel qualmte der Dampf, wogend stieg die kochende Lava empor, schäumte über den Rand des Kraters

*) Es ist derselbe Sämundr (von 1056—1133), den man als den Sammler der ältern „Edda" bezeichnet, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit.

und unaufhaltsam, in breitem, Alles verheerendem Strom floß sie nun hinab zur Ebene.*) Die Triften begrub sie unter ihrem Glutenguß und wohin die Lava sich lagerte und wohin der Aschenregen flog, erstarb alles Leben in der Natur rings umher — das war die Rache eines betrogenen Herzens!

„Das Kästchen aber schleuderte der Feuerschwall auf den Rand des Kraters und dort fand es mein Aeltervater und barg es hier in seiner Höhle, wo er lebte, seit ihn der Menschen Tücke vertrieben aus den Niederungen. Wenn aber im Laufe der Jahrhunderte einer der Meinen ergrimmte über die Bosheit jenes winzigen Geschlechts, schleuderte er das Kästchen zurück in den Schlund; der Berg erbebte und das Menschengewürm an seinem Fuße erzitterte und floh, denn verheerend brach abermals die Glut hervor und der Lavastrom ergoß sich hinab in die Ebene....

„Siehe, das ist die Geschichte des Kästchens in deinem Schōß!"

Und wieder blickte sie träumerisch herab auf das unheilvolle Kleinod, und gelobte im Stillen, es fortan so sicher zu bergen, daß auch die zaubermächtigste Hand es nimmer finden solle zum Verderben der geliebten Gaue rings umher .... da kam es plötzlich wie ferne Menschenstimmen an ihr Ohr, und sie schrak freudig zusammen.

„Hörst du es, Andri — Menschenstimmen! — Vielleicht sind's alte Freunde, vielleicht — o Andri, vielleicht mein Vater, mein theurer Vater!" und es war ihr, als müsse sie zum Eingang stürzen, der hinaufführte ins Menschenreich, und den der Felsen über ihnen den kurzsichtigen Augen der Sterblichen verdeckte.

„Nein, Inga", wehrte Andri, „es ist keiner der Deinen, denn ich erschaute sie schon vor Stunden, als ich hinüberblickte gen Norden, woher der Schneesturm kommt. — Björn ist's, der liederreiche, der alljährlich auf deines Vaters Hof kam, wenn es galt, die Ernte zu bergen unter den Dachfirsten. Ich sah ihn mit seinen Gesellen die Trift heraufkommen, aber der Schneesturm verwehte die Pfade vor ihnen und so verloren sie des Weges Spur. — Jetzt werden sie sich bergen wollen draußen unter dem überhängenden Felsen, zum Schutz vor Kälte und Unwetter.

Vernehmlicher tönten die Stimmen jetzt; über Inga's bleiche Wange flog die Röthe der Erwartung, und sie horchte mit fliegendem Athem auf jeden Laut.

*) Merkwürdigerweise setzen die Isländischen Annalen wirklich den ersten Ausbruch des Hekla in das Jahr 1103, also in das achtundvierzigste Lebensjahr Sämundrs. (Maurer, S. 299.)

Ueber ihrem Haupte ertönten jetzt Schritte: Sie hatten das schützende Felsendach erreicht und pflogen zusammen Raths, sodann forderte eine kräftige Stimme, hier an diesem Zufluchtsorte zu ruhen, bis der Sturm vorübergezogen sei und die schneefreie Luft den Umblick gestatte. Diese Stimme kannte Inga in ihrem volltönenden Klange und das Herz schlug ihr fast zum Zerspringen, denn es war der Lieder-Björn, dessen Sange sie als fröhliches Mägdlein so oft gelauscht, wenn er bei der Arbeit klar und glockenhell über Feld und Triften erschollen war.

Dem Hekla entströmt das Glutgebräu.

„Hier wollen wir rasten, Freunde", sagte er entschlossen, „aber schlafen dürfen wir nicht, sonst erstarrt uns die Kälte; laßt uns singen, um uns munter zu halten!"

Und im Danke seines Herzens über den sichern Zufluchtsort, stimmte er einen Psalm an, und die Anderen begleiteten andächtig die fromme Weise.

Inga aber war es jetzt, als müsse ihr das Herz brechen in überwallendem Leid, denn es war der Psalm, den sie zuletzt in der kleinen Kirche im Thale an der Seite ihres Vaters gesungen an demselben Tage, an welchem sie ihn für immer verlassen. Sie neigte ihr Antlitz in die Hände, und während ihre Thränen heiß niederflossen auf das goldene

Käſtchen in ihrem Schoß, horchte ſie auf das fromme Lied, bis es in leiſem Echo um die Zacken der Felſengrotte erſtarb.

Die Sänger oben ſchwiegen — Inga aber hob jetzt die verweinten Augen zu ihrem Gatten: „O Andri, wohl weiß ich, daß ich dir angehöre unverbrüchlich, und daß ich ewig der Heimat fern bleiben muß, ſo laß mich wenigſtens durch jene dort oben erfahren, wie es ſteht in der Ebene und in meines Vaters Haus.“

Und Andri rief mit ſtarker Stimme hinauf zur Oberwelt: „Singet ein Lied, das Kunde gebe von den Triften, aus welchen ihr heraufgeſtiegen, denn meines Weibes Herz verlangt nach ſolchem Sang — ſo will ich euch nachher auf den rechten Weg geleiten!“

Wohl erſchraken die Männer oben ob der Weiſung aus unſichtbarem Munde — der Lieder-Björn aber faßte ſchnell ein muthig Herz und dann begann er das Lied, welches damals auf allen Lippen lag, welches über die Thäler und Heiden ganz Islands ſchwebte — das Lied „vom ſtarken Andri und der ſchönen Inga“; dieſe aber horchte wieder mit verhaltenem Athem. Und Björn ſang von Andri's Kraft und Inga's Schöne, und wie ſie ihres Vaters Stolz und Freude geweſen — da bedeckte Inga abermals ihr Angeſicht mit ihren Händen; dann ſang er von jenem ſonnenhellen Pfingſttage und von ſeinem düſtern Ende durch Schön-Inga's Verluſt; er ſang von des Vaters Kummer und von ſeiner Gattin ſtillem Leid, von dem Zerfall des einſt ſo ſtattlichen Hauſes, und dann klagte ſein Lied um den Tod der ſtillen bleichen Mutter....

Inga's Hände ſanken plötzlich vom Antlitz nieder, und ihre Thränen verſiechten. Björn aber ſang weiter von dem Schmerz des einſam zurückgebliebenen Mannes, der ihm das Hār gebleicht und zuletzt das Herz gebrochen habe. Niemand habe an ſeiner Bahre geweint, denn Inga, ſein einzig Kind, habe ihn verlaſſen für ewig und gedenke nicht mehr des väterlichen Daches....

Das Lied war zu Ende, der Geſang verſtummt — aber aus der Tiefe ſcholl es jetzt zu den Männern herauf wie der Klang einer zerſpringenden Saite. Es war der letzte Laut von Inga's Lippen, denn ihr Herz, das heimwehkranke, brach bei dieſer Trauerkunde und das ſchöne Haupt ſank ſterbend zurück gegen die Felſenwand, an der vorüber des Hekla ewige Gluten wallten....

Andri aber ſchrie laut auf in wahnſinnigem Schmerz, riß ſein Weib mit ſtarkem Arm empor an ſeine Bruſt und nannte ſie mit all den zärtlichen

Namen, welche Liebe und Verzweiflung auf seine Lippen legten — umsonst, sie erwachte nicht wieder, regungslos lag sie an seiner Brust; ihren weißen Händen aber entglitt jetzt haltlos das unheilbringende Kästchen, rollte abwärts durch die Felsenöffnung und versank in der wallenden Glut drunten....

Da erbebte der Berg in seinen Tiefen, donnernder Laut stieg aus dem Schlunde aufwärts, die Glut wogte siedend und brausend empor, und ihr rother Wiederschein floß über Inga's todtes Antlitz.

Einen Augenblick hob der Riese seine Augen von dem lieben Bilde auf das herannahende Verderben — ihm galt der Tod nichts mehr, seit er ihm die geraubt, die seines einsamen Lebens Sonne gewesen — aber er entsann sich der Verirrten draußen, die das Verderben ereilen mußte, wenn er ihnen nicht den Weg zur Rettung zeigte; und wie auch der Schmerz an seinem Herzen nagte — er gedachte seines Wortes mit jener hehren Treue, die sein Geschlecht so hoheitsvoll schied von dem verhaßten Menschengewürm. — Noch einmal blickte er umher in dem Rund, das ihm und seinen Vorfahren Heimat gewesen seit Jahrhunderten, dann drückte er sein todtes Lieb an sein Herz und schritt mit ihr durch den verborgenen Eingang hinauf zur Oberwelt. Im nächsten Augenblick stand er hoch und hehr vor den bebenden Wanderern, die sich rathlos zusammendrängten unter dem Felsendach, während nur wenige Schritte von ihnen entfernt dichter, weißer Dampf aus dem weiten Kraterrund emporstieg und die kochende Lava immer höher emporschwoll.

„Dort hinüber gen Norden!" sprach der Riese ernst und winkte mit dem Haupt hinüber; „dort jene dunklere Spur ist der Weg, der zu eurem Ziele führt — aber zögert nicht länger!"

Jetzt quoll der Lavastrom donnernd und zischend über den Rand des Schlundes, und gleich einer rothglühenden Riesenschlange brach er seine majestätische Bahn durch den dichten Schnee rings umher — und bebend mit angstbleichen Lippen flohen die geängsteten Wanderer der Gegend zu, die ihnen des Riesen Wink bezeichnet....

Er selbst aber, als könne der verheerende Glutstrom ihm nimmer den Fuß versehren, wandte sich langsam gen Osten und schritt — sein todtes Weib am Herzen — jener ungeheuren, unerforschten Gletscherwelt entgegen, aus der kein Sterblicher jemals Kunde bringen wird.

Als Björn, der Liederreiche, in hastigem Lauf sich forschend einmal wandte, sah er, wie der rothe Lavastrom südwärts der Ebene zulenkte, in der Inga's Heimat lag.

Unterdessen überschritt der Riese königlichen Ganges mit der Todten in den Armen die Grenze des ewigen Eises.

Die Lava ist längst schon verkühlt, aber auf ihrem glühenden Wege hat sie erstickt, was frühere Feuerströme unberührt gelassen.

Die Trift, auf der einst Inga den Worten Andri's gelauscht, gleicht nun einem riesenhaften Todtenfelde; das Haus, an dessen traulichem Herdfeuer vor Zeiten Andri's Hand die Runenzeichen der Geliebten in die glänzenden Schindeln geschnitzt, ist von seiner Stätte fortgewischt, als hätte es nimmer darauf gestanden, und Schlacken und Asche decken den Boden, auf welchem vordem warme Herzen in Lust und Leid gepocht. — Fern droben aber, in jener Eisregion, die Hunderte von Meilen Islands Boden deckt, schläft Inga in des todten Gatten Arm. Sie liegt wie ein schlummerndes Kind an des Riesen Brust, und als müsse er ihren zarten Leib selbst im Tode noch schützen vor der grimmen Kälte, hat er sein langes, goldenes Hār wie einen Königsmantel um die Geliebte gebreitet. — Ueber dem einsamen Pāre aber hat sich das ewige Eis geschlossen gleich einem krystallenen Gewölbe, nur die Sonne huscht mit goldenem Strahl über die schimmernde Grabstätte, und der Adler des Nordens schwebt darüber hin, und schaut mit ernstem Auge herab auf die bleichen Schläfer in der krystallenen Tiefe....

Björns sangesreicher Mund ist längst verstummt, aber das Lied vom „treuen Andri" ist darum nicht verklungen — immer noch hallt es, gleich dem Lied der Wogen, um die Felsenufer des nordischen Eilands.

Villamaria.

Felsengebilde auf dem Riesengebirge.

Der nordiſche

Rieſen- und Drachenkämpfer.

Einleitung.

Schreitet der Wanderer in der Dämmerung oder im Nebel durch einſame Thäler, ſo erſcheinen ihm die ſeltſam geformten Felſen, welche ſeitwärts aus Wäldern und Schluchten hervortreten, wie allerlei Wundergeſtalten. Nicht weniger abenteuerlich erheben ſich vor ihm in ungewiſſen Umriſſen die Bergkuppen, beſonders die nackten Baſalt- und Granithörner, von denen das Erdreich abgeſpült iſt. In alter Zeit, als der Menſch noch empfänglicher war für das geheimnisvolle Leben und Weben in der Natur, als er die Einöde mit Gebilden ſeiner Phantaſie bevölkerte, ſchienen ihm die todten Steine beſeelte Weſen; ſie rührten und regten ſich im grauen Nebel, ſie gewannen im Zwielicht oder im Mondſchein

zauberische Macht, traten ihm als Riesen und Ungeheuer entgegen und erstarrten wieder zu Stein, wenn sie der Strahl des Tages berührte.

Aber noch ungeheuerlicher und gewaltiger erschienen diese Gestalten in den Hochgebirgen der Alpen und in Skandinavien. Da sind die Kuppen, Grate und Schluchten von Eis und ewigem Schnee überlagert, und der angeschwollene, verheerende Bergstrom, die vorrückenden Gletscher, die Bergstürze, die donnernden Lawinen sind Ausflüsse jener dämonischen Wesen, die als Reif- und Frostriesen in der nordischen Sage auftreten. Selbst minder hohe Bergketten beherbergen solche ungeschlachte Gesellen. Das Riesengebirge hat von ihnen den Namen, und im Harze spukt der riesige Harzgeist mit anderen Unholden. Ihnen verwandt waren die Geister der Stürme und der Gewitter, welche aus den Bergklüften hervorbrechen, in der Wetterwolke daherziehen und Verheerung über die Fluren verbreiten. Ferner stellte man sich das stürmische Meer bald als einen Riesen vor, bald als eine Schlange, welche Midgard umspannt. In letzterer Gestalt dachte man sich die Gewässer, wenn sie, durch die künstlichen Dämme der Menschen brechend, sich brausend und brüllend über fruchtbeladene Gefilde ergossen und Städte und Dörfer mit ihren Bewohnern verschlangen. Der Riese Logi (Lohe) mit seinen Kindern und Sippen erscheint endlich in der Flamme, wenn sie als Feuersbrunst himmelan aufsteigt und sein Haupt mit lodernden Gluten umspielt. Alle diese Dämonen sind den Menschen feindlich, trachten seine Thätigkeit zu lähmen und seine Werke zu zerstören.

Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.

Daher suchte man sie in ältester Zeit durch Opfer zu versöhnen und weihte ihnen Altäre und Heiligthümer, bis die sittlichen Mächte, die Götter, wider sie auftraten, sie bekämpften und ihren Dienst, nicht aber sie selbst aus dem Bewußtsein des Volkes verdrängten. In der griechischen Mythe sind die rohen zerstörenden Naturgewalten, die Titanen und Giganten, völlig überwunden und beseitigt; im Norden, wo diese Mächte furchtbarer, ungebändigter auftreten, dauert der Kampf fort, bis der Feuerriese Sutur mit den Söhnen Muspels zur letzten Schlacht zieht, um Götter, Menschen und Welten zu verzehren und einer schönern Ordnung der Dinge Raum zu geben. — Die Sagen von den Riesen und Drachen entwickelten sich stufenweise wie alle Mythen. Anfangs galten die Naturgegenstände selbst als solche Wundergeschöpfe, dann waren Felsen und Klüfte nur die

Wohnungen der Ungeheuer; zuletzt wurden sie mit freier Persönlichkeit ausgestattet und hatten ihr eigenes Reich Jötunheim. Sie treten aber auch bald da, bald dort hervor und haben Verkehr und Kämpfe mit Göttern und Helden. Vielleicht hielt man sie auch ursprünglich nicht für böse und durchaus feindlich; denn aus dem Schōße der Berge rinnen Quellen und Bäche, Menschen und Thieren zur Erquickung. Sie bewässern die Fluren, daß sie reichlichen Ertrag liefern; der Sturmwind reinigt die Luft; das Meer eröffnet den Schiffern freie Bahn und das Herdfeuer oder der darin waltende Geist ist der wohlthätigste Gesellschafter des Normannen in dem langen Winter. Aber die Götter des denkenden Geistes, der ordnenden Sitte traten an ihre Stelle, und nun erschienen sie nur als wilde, regellose Naturkräfte, mit denen der Mensch unter dem Schutze himmlischer Mächte kämpfen muß.

Die in der Edda niedergelegten Ueberlieferungen der skandinavischen Völker über ihre Götter und Helden stimmen im großen und ganzen mit den deutschen Götter- und Heldensagen überein. Immerhin aber treten uns aus den Reihen der nordischen Walhallabewohner eine Schār Götter und weiterhin in der belebten Natur auch Riesengestalten entgegen, von welchen sich bei den Deutschen keine Spur findet. Diese ausschließlich skandinavischen Götter und Helden sind zwar von den nordischen Anschauungen völlig durchdrungen, aber dennoch kaum dem Nordlande entwachsen. Wahrscheinlich sind sie zur Zeit der Züge der Wikinger, der kühnen, in ganz Europa herum abenteuernden Seefahrer, bekannt und vom fremdländischen Boden nach der skandinavischen Heimat verpflanzt worden, wo sie eine neue, der Natur und Phantasie der Skandinavier entsprechende Färbung erlangt haben. Manche dieser Götter und Helden mögen aus der griechischen Götterwelt herrühren. So lassen sich im Baldurmythus griechisch-heroische und christliche Züge unterscheiden; die Nornen sind die Parzen, die Wöla erinnert an die Sibylla, der Mär von Helgi-Hundingtödter liegt augenscheinlich die Meleagersage zu Grunde u. s. w., während in der Sage von der Götterdämmerung und der Wiedergeburt der Welt unschwer der christliche Einfluß zu erkennen ist.

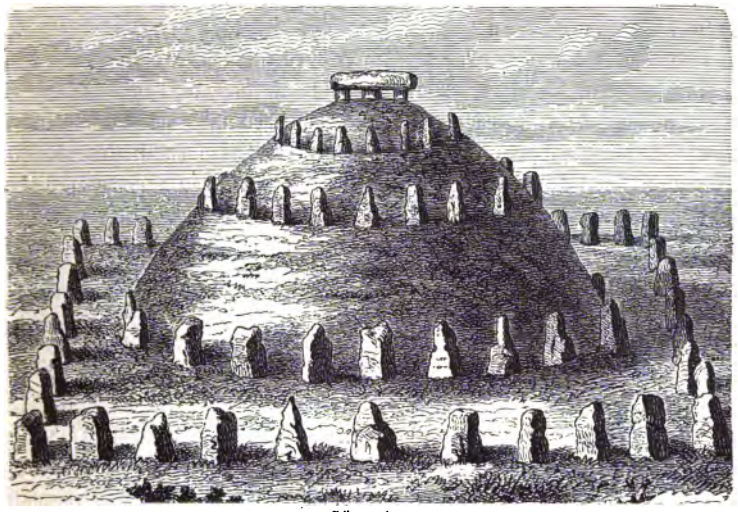
Die Riesen hießen im Norden gewöhnlich Jötune oder Joten, was gewaltige Esser bezeichnet. Vielleicht hängt dieser Name mit Jüten zusammen, einem deutschen Volksstamm, der die alten Einwohner von Jütland vertrieb. Eine andere Benennung ist Thursen (in Tirol „Türste"), die Durstigen, starke Trinker, nach einer abweichenden Auslegung die

Kühnen oder Tolldreiſten. In Deutſchland nannte man die Rieſen auch Hünen, was wohl mit Hunnen zuſammenfällt. Mit Hünenbetten bezeichnet man in Weſtfalen, an der Weſer und Elbe rieſenhafte Grabhügel und Opferſtätten aus der heidniſchen Zeit; eben ſo kennt man die Hünenringe. Es ſind kreisförmige Steinwälle, womit man Heiligthümer und geweihte Stätten umſchloß, wie denn auch in der Edda von dem um die Wohnungen der Himmliſchen gelegten Zaun (Tune, Taun) die Rede iſt.

Der ſchlafende Rieſe.

Dem Urrieſen Ymir entſproſſen drei mächtige Söhne: Kari ((Luft, Sturm), Hler (Meer) und Logi (Feuer). Kari war Stammvater eines weitverbreiteten Geſchlechts, deſſen gewaltigſter Sprößling Froſti hoch im Norden ein großes Reich beherrſchte. Derſelbe that oft Raub- und Wanderzüge in Nachbarländer und kam auch einſt nach Finnland, wo König Snär (Schnee) ſeinen Sitz hatte. Er erblickte daſelbſt die lichtſtrahlende Miöll (glänzender Schnee), des Herrſchers Tochter, und entbrannte in Liebe zu ihr. Der ſtolze König aber verſagte ihm die Hand des Mägdleins. Da ſchickte er einen heimlichen Boten zu ihr und ließ ihr ſagen: „Froſti liebt dich und will dich zu ſich auf den Thron erheben.“ Sie antwortete verſtohlen: „Ich liebe ihn wieder; am Seegeſtade will ich ſeiner warten.“ Alsbald erſchien er zur feſtgeſetzten Zeit und faßte die Braut in ſeine ſtarken Arme. Indeſſen der Plan war verrathen und ringsum lauerten die Kriegsſchären Snärs, die zahlloſe Pfeile auf die kühnen Recken abſchoſſen.

Doch Frosti lachte ihrer, denn von seiner Silberbrünne prallten die Geschosse wie stumpfe Nadeln ab, und sein Sturmroß durchbrach die feindlichen Reihen und trug die Liebenden über das Meer, über Berge und Thäler in ihr nordisches Reich. — In den deutschen Dichtungen und Sagen ist vielfach von dem unterirdischen Reiche der Zwerge und den Beherrschern desselben die Rede. Sie befanden sich, wie schon in der Einleitung ausgeführt, im Besitze wunderbarer Kräfte und vielbegehrter Zaubermittel.



Hünenringe.

Die Vorstellung von diesen spukhaften und mißgestalteten Gnomen und Alben oder Alfen hängt, wie der geschichtskundige Forscher Nelson auseinandersetzt, mit dem Erscheinen der phönikischen Handelsleute in den nordischen Meeren zusammen. Ueberall, wo diese auftraten, zeigen sie sich eifrig bestrebt, die Schätze des Erdinnern an sich zu bringen. An den griechischen und kleinasiatischen Küsten fischten sie nach Purpurmuscheln, in den Gebirgszügen des Festlandes von Kleinasien und Griechenland schürften sie nach Edelmetallen und fanden in der That auch an mehreren Stellen reiche Goldadern auf. — Nach Silber gruben sie in Spanien, und man hat dort wiederholt alte Stollen und Gänge mit bergmännischem Geräth und sogar gewölbte unterirdische Kapellen entdeckt. In England gruben sie nach dem geschätzten Zinn, und ohne Zweifel arbeiteten sie auch im Norden unter

der Erde in Minen und über der Erde in Schmelzen und Schmieden. Wenn nun die Eingeborenen das Schaffen und Hämmern hörten und die rußigen Gesellen, welche klein und schmächtig schienen, aus der Unterwelt heraufstiegen sahen, so mochten sie wohl auf die Idee von koboldartigen Wesen kommen. Diese schienen ihnen gewaltig und mächtig; denn sie berückten ihre Sinne mit allerlei Blendwerk und schufen bei flammender Lohe treffliche Waffen, glänzenden Schmuck und zierliche Kunstwerke. Die verschmitzten Fremdlinge mochten aber oft auch die schlichten einfachen Barbaren durch Lug und Trug in Schaden bringen; daher schrieb man den Zwergen Falschheit und Tücke zu und warnte vor ihrer Arglist. Alle diese Züge lassen sich indessen mit größerer Wahrscheinlichkeit auf die zurückgedrängten alten Bewohner deuten. Sie waren unansehnlicher und schwächlicher als die germanischen Einwanderer, suchten in Pfahlbauten oder in unterirdischen Schlupfwinkeln Zuflucht, verbargen sich in den von ihnen angelegten Minen, schmiedeten Geräthschaften und übervortheilten die Eindringlinge, indem sie der Gewalt ihre Schlauheit entgegensetzten. — Die Poesie erschuf aus diesen Bewohnern der Höhlen und Klüfte jene phantastischen Geschöpfe, die man Zwerge und Schwarzalfen nannte, weil sie schwarz und rußig waren, im Dunkel der Erde wühlten und hämmerten und schwarze Kunst und Tücke trieben. Darum ward auch ihre finstere Welt Schwarz-Alfenheim genannt.

In Deutschland waren sie unter dem verwandten Namen Alben, Elben oder Elfen bekannt. Man gab ihnen im Mittelalter den König Goldemar zum Beherrscher, dessen Brüder Alberich oder Elberich und der schlaue, diebische Elbegast durch die Dichtung noch größere Berühmtheit erlangten. In England entstanden daraus die leichten, duftigen Elfen, die in Bergen und Thälern, am liebsten in einsamen, grünen Hainen, ihr Wesen trieben. Da hatten König Oberon und seine Eheliebste Titania ihre unsichtbaren Paläste und Gärten, wohin manchmal begabte Menschen den Weg fanden, die alsdann nach ihrer Rückkehr den gläubigen Zuhörern Wunderdinge zu berichten wußten. Wer aber ein poetisches Gemüth hat und gewohnt ist, in stillen Nächten den Hain zu durchstreifen, der sieht wohl noch heutigen Tages auf Waldblößen oder an rieselnden Quellen das geisterhafte Völkchen in hin- und herwogenden Nebelgebilden luftige Tänze aufführen. Durch Sagen und Märchen ist Rübezahl, der gewaltige König des Riesengebirges, wohlbekannt, von dessen Macht man einst viel zu erzählen wußte.

(Nach W. Wägner.)

Sigurd erkennt auf dem Burgfried Sigurdrifa.

Sigurd, der Fafnirstödter.

(Nach der „Edda“.)

Der Waldeskönig bin ich, reich,
Kein Erdenkönig iſt mir gleich;
Der ſchlanken Säulen Ring umſtellt
Ein guter Schutz, mein Königszelt;
Und Schoß und Zinſen bringt mir dar
Der grünen Wildnis rauhe Schär.
Den Bären auch in Dickichts Nacht
Mein ſtarker Bogen dienſtbar macht.

So ſang ein junger Geſelle, faſt noch ein Knabe, mit tönender Stimme, daß der Wald wiederhallte. Er hatte ſoeben mit ſeinem Geſchoß einen großen Bären erlegt; er zog den blutigen Pfeil aus der Wunde und ſah, daß der Urian mitten ins Herz getroffen war.

„Wohlgethan“, rief er, „die Jagdbeute ſoll dem Rieſen zugute kommen, ein Winterpelz und manche leckere Mahlzeit.“ Mit dieſen Worten ſchritt er durch den Wald einem Gehöfte zu, aus deſſen Giebel dicker Rauch empor-qualmte. Er ging durch mehrere Räume in eine Werkſtätte, wo Meiſter Regin, der Schmied, an einem zierlichen Goldring arbeitete.

Der Riese bot dem Ankömmling die Hand, indem er sagte: „Willkommen, junger Wölsung, da hab' ich dir ein Kleinod gefertigt, gekrümmt, wie mein Bruder Fafnir in Lindwurmgestalt und von lauterem Golde. Auch das Schwert Gram ist fertig, das einst in der Hand deines Vaters Siegmund an Odins Speer zerbrach. Es ist fester und schöner zusammengefügt, als da es neu aus Wölundurs Esse hervorging. Wenn du zu Manneskraft gelangt bist, wird es in deiner Hand wie eine Brandfackel im Grauen der Schlachten leuchten." — „Zu Manneskraft?" versetzte der Jüngling, „und wer sagt denn, daß ich zu schwach sei? Her mit der Wehre; ich will sehen, ob sie die Probe besteht!" Er zog das Schwert aus der Scheide und that mit Macht einen Streich auf den Amboß. Es war aber, als ob ein Donnerschlag das Haus erschütterte, wie die geschwungene Klinge niederfuhr. Der Eisenklotz war mitten entzwei gespalten. — „Sigurd", rief der Schmied erstaunt, „hat dir Odin so frühe deines Vaters Muth und Kraft verliehen? ... Aber es ist nun Zeit, daß du ausziehst, mein Vatererbe zu erstreiten, das mir mein böser Bruder Fafnir entzogen. Schaffe mir Rache und die Hälfte des Hortes ist dein."

Als Sigurd weitere Auskunft begehrte, erzählte der Schmied, wie er vormals mit seinem Vater Hreidmar und Bruder Fafnir in Lieb' und Frieden gelebt habe, bis die drei Asen (Götter) Odin, Hönir und Loke einstmals in ihrer Behausung eingekehrt seien. „Sie brachten eine Fischotter mit", fuhr er fort, „die Loke mit einem Steinwurf erlegt hatte. Mein Vater erkannte sogleich seinen dritten Sohn Ottur, der in solcher Gestalt Fische zu fangen pflegte, und brach in Wehklagen aus, daß das Haus zitterte. Dann aber ergriff er mit meiner und Fafnirs Hülfe die Gäste und forderte als Mordbuße, daß sie den Otterbalg mit Gold füllen sollten. Sofort wurde Loke der Haft entlassen, um das Sühnegeld herbeizuschaffen. Der Listigste der Asen wanderte von hinnen und die ihm befreundete Ran wußte Rath. Von ihr erlangte er ein Zaubernetz, mit welchem er sich zum nächsten Wasserfall begab und hier einen gewaltigen Hecht fing. Alsbald erkannte er in demselben den Zwerg Andwari, der auch sofort seine wahre Gestalt wieder annahm. Ihn zwang Loke, alle von ihm angehäuften Goldschätze auszuliefern. Er entriß ihm auch noch den Zauberring „Andwaranaut", der in Bergen und Flüssen das edle Metall anzieht. Vergebens sprach der beraubte Andwari den Fluch aus, daß der Ring seinem Besitzer gewaltsamen Tod bringen solle; Loke ging hohnlachend seines Weges und trat schwerbeladen in unsere Halle. Der Balg ward gefüllt, doch mußten die

Asen auch noch den Ring mit dreingeben. Als die Gäste nun unser Gehöft verlassen hatten, forderten Fafnir und ich Antheil an dem Hort; aber Hreidmar meinte, er halte den goldenen Segen noch lieber im Arm, als den von Fleisch und Blut und werde den Hort nicht verzetteln, sondern sorgsam hüten. Dabei zeigte er auf seine Steinkeule, welche er die Ruthe nannte, womit man ungehorsame Kinder züchtige. Wir wagten keinen Widerspruch; aber in der Nacht durchbohrte Fafnir den Vater mit dem Schwert und eignete sich den Schatz an. Als ich meinen Antheil forderte, verwandelte er sich in einen greulichen Lindwurm. Kaum entrann ich dem gähnenden Rachen, der mich zu verschlingen drohte. Seitdem liegt Fafnir über dem Hort in finsterer Felskluft und verläßt ihn nur, wenn er zum Borne kriecht, um seinen Durst zu löschen. Niemand wagt sich in seine Nähe, denn er trägt den Oegishelm, von dem Schrecken und Entsetzen ausgehen. Doch du, Sigurd, bist kühn und stark genug, das Unthier zu erlegen und das glührothe Gold aus der Kluft zu holen. Darum rüste dich und ziehe mit mir aus, daß wir Ruhm und Beute gewinnen. Ich habe deshalb schon viele Jahre dem Könige Hialprek, dem Schwieger deiner Mutter, treu gedient und dir selbst das Schwert Gram geschmiedet."

„Es stände mir übel an", erwiderte Sigurd, „wollte ich den Gewinn des Goldhortes der Rache voranstellen, die ich dem erschlagenen Vater und Muttervater schulde. Hundings Sohn, der furchtbare Lyngwi, hat den tapfern Siegmund und darauf auch Eilimi, den Urheber der Mutter, erschlagen; an ihm will ich versuchen, ob Gram in meiner Hand Ruhm zu erwerben vermag."

Der junge Wölsung ging zu Hialprek, dem Vater Alfs, mit welchem seine Mutter Hiördis in zweiter Ehe lebte. Der alte König liebte den Stiefenkel. Er gab ihm Drachschiffe und Mannen und das edle Roß Grani, welches von Sleipnir abstammte. Sigurd fuhr nun über See gegen Lyngwi, der ihn mit überlegener Macht erwartete. Auf der Fahrt überfiel die Flotte ein schweres Unwetter, daß Regin, der Schmied, welcher den Helden begleitete, meinte, sie hätten den Tod als Piloten an Bord. Aber da stand am Steven ein alter einäugiger Schiffer, der sich Hulkar nannte; er bezwang mit mächtigem Runenspruch Wind und Wellen und lehrte den Helden Heere ordnen und lenken, um Sieg zu gewinnen. Rings am Gestade hatte der Feind seine Macht aufgestellt, der Landung zu wehren; allein Sigurd sprang ohne Zagen ans Ufer; sein Schwert spaltete Helme, Schilde und Brünnen und schaffte Raum für die nachfolgenden Krieger.

Die Schlacht ward allgemein; Lyngwi und seine Schären, bisher in allen Kämpfen siegreich, fochten tapfer; allein sie bestanden nicht vor dem entsetzlichen Würger. Er selbst fiel mit gespaltenem Haupt; seine Krieger flohen nicht, sie gingen mit ihrem Herrn in den Tod.

Bevor der Sieger zu neuen Kämpfen auszog, ritt er zu Gripir, seiner Mutter Bruder, einem rathklugen Herrscher und Seher in die Zukunft. Derselbe verkündigte ihm seinen fernern Lebenslauf. Er werde, sagte der kundige Fürst, den Drachen erlegen, den Goldhort erwerben, dann eine herrliche Schildmaid (Walküre) aus dem Zauberschlaf erwecken und mit ihr den Bund der Liebe schließen, dann aber durch Grimhilds Zaubertrank bethört, deren Tochter freien und bei der Walküre für Gunnar werben. Als darauf Sigurd traurig versetzte, wie ihm das Herz blute bei dem Gedanken, daß er Arglist üben und vor allem Volke für falsch gelten solle, tröstete der Seher ihn mit den Worten: „So lange die Welt steht, wird dein Name verherrlicht bleiben. So edlen Mann wird die Erde nicht mehr, noch die Sonne schauen, Sigurd, als dich."

Verlöbnis mit der Schildmaid. Der letzten Weissagung vertrauend, nahm der Wölsung getrosten Muthes Abschied von dem Oheim und verfolgte weiter seine Bahn. Er suchte zunächst den alten Regin wieder auf, um unter seiner Leitung den grimmigen Lindwurm zu bekämpfen. Bald waren Beide auf der Gnitaheide, wo der Drache auf dem Golde lag. Der grauhärige Meister schritt zu Fuß voraus, denn er war von so riesigem Wuchs, daß ihn kein Pferd zu tragen vermochte; der jugendliche Sigurd trabte auf seinem muthigen Grauroß so fröhlich hinter dem Führer her, als ob es zum Hochzeitsreigen gehe. Der Meister blieb plötzlich stehen und gebot durch ein Zeichen Stillschweigen. „Dort", rief er, auf einen Felsvorsprung deutend, „dort ist die Kluft, aus welcher er um Mittag hervorkriecht. Aber er ist entsetzlich; er speit Gift und Flammen, daß alles Leben vor ihm vergeht. Sigurd, laß uns fliehen; er mag das Gold behalten."

„Wohlan, Feigling", rief der Held; „fahre rückwärts, birg dich bei deinen Vettern, den Hrimthursen. Ich aber bestehe den Unhold allein und peitsche dich, wenn ich zurückkehre, mit dem Drachenschwanze durchs Land."

Regin entwich eiligen Schrittes; Sigurd aber beschritt die Heide und bemerkte bald die Spuren des Ungeheuers; denn da grünte kein Grashalm, die Bäume waren blätterlos, etliche verkohlt.

Auf dieſer Fährte machte er mit vorgefundenem Grabſcheit eine tiefe Grube, bedeckte ſie mit Reiſig und verbarg ſich darin. Zur Mittagszeit hörte er ein Raſcheln und Klirren, wie wenn tauſend Krieger in Ringpanzern zur Schlacht zögen.

Sigurd erlegt den Drachen. Von F. W. Heine.

Jetzt verfinſterte ſich der Himmel; der Wurm kroch heran; da ſtieß der Held mit Macht das Schwert durch die Schuppenringe dem Ungeheuer ins Herz. Er ſah, wie der Unhold ſich bäumte und krümmte, mit dem Schweif Sträucher und Bäume zerſchlug, Gift und Feuer, Blut und Geiſer ausſpie und ächzend verendete.

Als er die Klinge im Grase blank wischte, kam auch Regin wieder zum Vorschein. Er beschaute und betastete die ungeheure Leiche des Riesendrachen. Er zog darauf mit Bedacht ein langes Messer hervor und schnitt aus dem Schlangenleibe das Herz heraus.

„Hei, Meister", rief Sigurd, „du willst das Drachenherz verspeisen, um dir Drachenmuth zu eigen zu machen?"

„Das will ich", antwortete Regin; „brate mir das Herz am Feuer, so sollst du die Wahlringe in der Kluft allein besitzen."

Sigurd saß bald an der lodernden Glut und briet das Schlangengericht. Er versuchte mit dem Finger, ob es weich und gahr sei, und da er sich verbrannte, steckte er ihn in den Mund. Da wurden seine Augen aufgethan, und es war ihm, als sei es vor seinem Geiste licht geworden; er verstand die Sprache der Vögel. Rings auf den Bäumen wiegten sich die Adler und rühmten seine That. Die Adlerinnen verkündigten aber noch mehr. Die eine sagte, wie Regin Verrath ersinne und ihn, wenn er schlafe, mit dem in Fafnirs Blute vergifteten Messer ermorden wolle; die andere rieth, er solle sich nach Giuki's Burg begeben; dort werde er die schönste Maid finden. „Aber die herrlichste Jungfrau", sagte eine dritte Adlerin, „die ruht in der Schildburg, von Flammen umschlossen."

Was Odins nachtdunkle Botinnen redeten, das diente dem Helden zur Weisung. Regin fiel durch seine Hand; er holte das Gold aus Fafnirs Kluft und lud es in zwei Kisten auf Grani's Rücken. Es hätten wohl drei und mehr Pferde daran zu tragen gehabt; aber Sleipnirs Sprößling fühlte die Last wenig und sprang und bäumte sich, bis auch sein Herr aufsaß. Eilends trabte Sigurd über die Gnitaheide, wo die Luft vom Hauche des Lindwurms verpestet war, und weiter durch duftige, thauige Wälder und Fluren den blauen Bergen zu. Aber dort war der Himmel geröthet, wie von einer Feuersbrunst, und als er näher kam, erblickte er vor sich auf der Höhe eine Schildburg, ganz von Wafellohe umschlossen. Ein Druck mit den Ferse, und der Hengst setzte im Sprunge durch den flammenden Zaun. Sigurd stieg auf den Burgfried und fand daselbst einen schlummernden Krieger. Als er ihm den Helm abnahm, erkannte er, daß es ein junges schönes Weib war. Er versuchte, die Brünne abzulösen; allein vergeblich, sie war wie angewachsen. Daher durchschnitt er sie mit dem scharfen Schwerte, und sobald sie zu beiden Seiten herabsank, erwachte die Jungfrau, sprang empor und rief: „Du bist der verheißene Held, berufen, mich vom Zauberschlafe zu erwecken. Agnar zwang mich zur Dienstbarkeit, daß ich ihm

Sieg gewähren mußte wider Odins Willen. Deswegen senkte mich der Schlachtengott mit dem Schlafdorn in Schlummer, der dauern sollte, bis der leuchtende Held erschiene, der die Brünne zu lösen vermöge. Sie sagte ihm, daß sie Sigurdrifa heiße, und vernahm von ihm seinen Namen und sein ruhmvolles Geschlecht. Wie eine Tochter des Göttervaters Odin stand sie vor ihm hehr und heilig, als sie ihm den Minnetrank reichte.

Lange saßen die Beiden in traulichem Zwiegespräche bei einander. Sie lehrte ihn Runen der Weisheit, herrliche Rathstäbe, wie man im Kampf und bei Berathung inmitten des Volks, im Felde und im Hause nicht blos mit Muth und starker Faust, sondern auch mit Witz und nüchternem, klugem Sinne sich als Held erweisen müsse. Noch vieles redeten sie und schwuren den Eid unverbrüchlicher Liebe und Treue. „Ziehe hin, Sigurd", sagte sie beim Abschied, „ziehe hin, edler Held, den ich allein nur lieben kann. Wir sind auf Tod und Leben mit einander verbunden. Kehre nach Jahresfrist wieder, wenn du in der Treue bewährt bist; ich harre dein hier in der Burg, umhegt von „Wafurlogi", der feurigen Lohe, durch welche kein anderer Mann zu dringen vermag."

Bei den Niflungen. Sigurd kam an den Hof des Königs Giuki. Er wollte den Herrscher und seine Söhne Gunnar und Högni gern kennen lernen, denn der Ruf von den Thaten und dem Reichthum der Giukungen oder Niflungen war in allen Landen bekannt. Man empfing den Besieger des grauenvollen Lindwurms mit großen Ehren, feierte Spiele und Feste, bewunderte seine Gewandtheit und Kraft in allen Waffenübungen, darin ihm kein anderer Recke gleichkommen konnte. Auch an Schmuck der Gewandung und Rüstung überstrahlten er und sein Gefolge die Hofleute, denn Fafnirs Hort war unerschöpflich. Die Königin Grimhild, Giuki's Ehegemahl, beobachtete den Helden mit Wohlgefallen. Sie dachte, wenn der herrliche Recke dem Hause der Niflungen verbunden wäre, so würde ihnen die Herrschaft über alle Länder zufallen. Sie war aber eine gar kluge, zauberkundige Frau. Sie wußte von der Schildburg und was sich dort begeben hatte; doch meinte sie, mit Kunst und Klugheit könne Manches erwirkt und verändert werden, und ihre Tochter Gudrun sei schöner und geeigneter für den Helden als die Schildmaid. Sie hatte auch in Erfahrung gebracht, daß Gudrun insgeheim dem jungen Wölsungen ihre Neigung zugewandt, daß sie sein Bild in ihre Stickereien verwebt und mit mancher Thräne benetzt habe. Das Mägdlein war aber schüchtern, wie das scheue Reh des Waldes und noch nicht bei Hofe erschienen.

Die kluge Mutter veranstaltete ein großes Fest in ihrem Säle und stellte die Tochter den Hofleuten und den edlen Frauen im reichsten Schmucke vor. Die junge Maid hätte der kostbaren Gewandung nicht bedurft; ihre schlanke Gestalt, ihre sanft gerötheten Wangen, ihre blauen Augen und die Unschuld in ihrem ganzen Wesen waren schönere Zierden als Gold und Juwelen. Daher empfing der gefeierte Gast das volle Horn, das ihm die Jungfrau darreichte, mit Freuden und leerte es auf ihr und der Niflungen Wohl. Als er getrunken, kam er sich selbst verändert vor; die Vergangenheit schien ihm ein Traum, die Schildburg, die Wafurlogi, die Schildmaid wogten nur noch wie Nebelbilder an ihm vorüber, der geschworene Eid der Treue ruhte im Meere der Vergessenheit. Hell und klar stand vor ihm die Gegenwart und die Jungfrau schien, sanft und lieblich, ein Lichtalfenkind, aus himmlischen Räumen zu ihm herabgestiegen. Er konnte den Blick nicht von ihr wenden.

Sigurd blieb an Giuki's Hofe und half in mancher heißen Schlacht den Sieg erfechten. So verging das Jahr, und er dachte nicht mehr an die ferne Sigurdrifa. Er ahnte aber nicht, daß Alles ein Werk der Königin war, daß sie in den Trank, den ihm Gudrun geboten, Tropfen vom Kräutlein Liebekraut und vom Safte Vergessenheit gemischt hatte. Deswegen hielt er endlich, nicht mehr der ersten Verlobung gedenkend, um die Hand der Königstochter an. Er that es im kühlen Waldesschatten, als er mit Gunnar und Högni nach fröhlichem Jagen ruhte. Hocherfreut gaben die fürstlichen Brüder ihre Zustimmung und schlossen mit ihm den Blutbrüderbund. Ihr Blut aus geritzten Wunden floß in der Fußspur zusammen, dann folgten nach nordischer Sitte Umarmung und Bruderkuß.

In der Nähe tönte der Ruf eines Auerhahns.

„Es ist Widofnir", sagte Gunnar, „der einst, wenn Ragnarök nahe ist, die Einherier weckt; und Ragnarök soll über uns kommen, wenn wir den Bund brechen. Nun aber wollen wir zur Hochzeit rüsten, und es wird eine doppelte Feier geben; denn ich gedenke um Brynhild zu werben, Budli's Tochter, die auf der Schildburg wohnt, von feuriger Lohe umschlossen."

Wie aus der Kindheit manchmal unbestimmte Erinnerungen in uns auftauchen, die uns entweder freundlich oder peinlich vorschweben, so war es bei Sigurd, als er diese Worte hörte; indessen Brynhild kannte er nicht; daher verscheuchte er die widrigen Gedanken und erklärte, daß er den Bruder begleiten werde.

Die Reise nach der Burg ging ohne Hindernis von statten; aber Gunnars Hengst scheute vor den lodernden Flammen; er bäumte, er überschlug sich und brachte das Leben des Reiters in Gefahr. Der Wölsungenheld schaffte Rath. Er tauschte mit Gunnar Gewand und Gestalt und zwar mittels eines Talismans aus dem Hort. Er sprengte durch die Wafellohe; aber als er in der Schildburg zum Burgfried hinanstieg, als er vor Brynhild stand, war er wie ein Träumender. Er sah die bekannte Gestalt, sie nannte sich Brynhild und war doch nicht mehr die hohe, herrliche, kühne Schlachtjungfrau, sondern gebeugt, trüben Blickes, als hätte sie viel um ein verlorenes Gut geweint. Als er die Werbung hervorbrachte, sagte sie nicht ja und nicht nein; sie reichte ihm fast willenlos den Ring der Verlobung, und er gab ihr den Goldreif „Andwaranaut". Die Nacht brach an, eine trübe wolkendüstere Nacht. Der Donner rollte in der Ferne, wie das Schicksal, welches seine zerschmetternden Schläge dem Erdensohne voraus verkündigt. Blitze erhellten das Gemach und spiegelten sich in dem blanken Schwerte, das der Held zwischen sich und die Braut Gunnars gelegt hatte. Am Morgen war der Flammenzaun um die Burg erloschen, und Brynhild folgte dem Verlobten zu der außerhalb harrenden Schär und dann weiter an Giuki's Hof, wo die Doppelhochzeit gefeiert wurde.

Sigurd fand allmählich die Erinnerung wieder, da die Betäubung von seinem Geiste wich, welche der Zaubertrank hervorgebracht. Aber Gudrun, die liebende harmlose Gattin, war unschuldig an dem Betrug; sie hing mit ganzer Seele an dem Manne, der alle Recken überragte, wie der Edelhirsch das niedere Wild. Er aber liebte sie von Tag zu Tag mehr, da er ihr reines, sanftes Herz erkannte. In traulicher Stunde entdeckte er ihr sogar den gespielten Betrug und gab ihr den von Brynhild erhaltenen Verlobungsring.

Sigurd war wieder der frische, frohe Held, der mit starker Hand Schlachten schlug, ein fester, treuer Schutz der Giukungen. Wie die Jugend gern vergißt, was Unheilvolles geschehen ist, so schlug auch er sich das Vergangene aus dem Sinn, da ohne seine Schuld, nur durch unheimlichen, zauberischen Betrug, Eide waren gebrochen worden. Auch Brynhild gewöhnte sich in ihre Häuslichkeit. War doch ihr Gemahl in mancher Schlacht bewährt und der mächtigste und reichste König im Reiche der Niflungen. Es verdroß sie nur, daß Gudrun ihre Ansprüche nicht anerkannte, daß sie sich ihr gleich und ebenbürtig dünkte. Sie beschloß, diese Anmaßung zu züchtigen.

Frauenzwist. Einst gingen die Königinnen zum Strome, ihre Schleier zu waschen. Brynhild trat zuerst in das Wasser und rief gebieterisch ihrer Schwägerin zu, sie solle unterhalb eintreten, damit nicht das Wasser von ihren Haren zu ihr herunterströme. Gudrun war schon willens, der Rede Folge zu leisten; da fügte jene hinzu: „Du solltest gar nicht wagen, mit der Königin zu baden; denn du bist doch nur die Frau eines Mannes, der ein Vasall meines Gemahls ist.“ — Hätten die Schmähungen nur ihr gegolten, so würde die sanfte Frau vielleicht geschwiegen und sich im Stillen gehärmt haben; daß aber der Held, welchen sie liebte und verehrte, herabgewürdigt wurde, ertrug sie nicht. Weit hinaus und oberhalb in den Strom watend, rief sie der Gegnerin zu: „Sigurd ist ein König, reich und mächtig wie Gunnar. Sein Geschlecht stammt von Wölsung und von Odin selbst, seine Thaten kennt die Welt.“ — „Ja“, versetzte Brynhild, „den Fafnir schlug er mit arger List; aber er wagte nicht, durch die Wafellohe zu reiten, der Feigling.“ — Da lachte Gudrun mit grimmigem Hohn, daß es über den Strom hinüberschallte, und sagte, einen Goldreifen emporhaltend: „Kennst du das Ringlein hier, das du deinem Verlobten verliehen? Vielleicht findest du auch bei deinem Schmucke den Ring „Andwaranaut“, der in Bogen geformt ist, wie ein Lindwurm. Ihn empfingst du von Sigurd, als er an Gunnars Statt durch den Flammenzaun geritten war und mit dir die Verlobung schloß, mit dir, stolzes Kebsweib!“

Es waren nicht Worte, es waren Dolchstiche, die das Herz des Weibes trafen und unheilbare Wunden schlugen. Sie ließ die Schleier im Strome forttreiben; sie trat ans Ufer, kleidete sich an und ging wankenden Schrittes nach dem Palast. Sie blieb drei Tage in ihrem Gemache und ließ niemand zu sich, auch nicht den König. Am vierten Tage trat sie endlich selbst vor ihn hin, zwar blaß, aber, wie sonst, fest und entschieden. Sie zeigte ihm den Ring Andwaranaut und fragte, ob er ihn kenne. Gunnar betrachtete das Kleinod; aber es war ihm unbekannt. „Wohl“, sagte sie „so ist Alles wahr und offenkundig. Sigurd gab mir den Reif, als er statt deiner die Verlobung mit mir schloß, als du die lange bange Nacht draußen vor der Schildburg zubrachtest, bis „Wafurlogi“ erloschen war. Er schwur mir Treue und hat Eid und Treue gebrochen; er, der allein meiner würdig war, dem ich ein Herz voll unendlicher Liebe weihte, ist ein eidbrüchiger Verräther geworden. Er — hört es, unheilvolle Hagedisen! hört es, ihr Götter der Rache! höre du es, der sich meinen Gemahl nennt: — er muß sterben! — Er ist auch an dir zum Verräther geworden,

hat dein Geheimnis seinem Weibe mitgetheilt, daß es mich zu Schanden machte vor meinem Ingesinde — er muß sterben! Und bist du zu feige, das Urtheil zu vollstrecken, so ziehe ich fort zu meinem Bruder Atli, wo mir mein väterliches Erbtheil, Burgen und Schätze, geblieben ist. Rede nicht; thue, was die Nornen gebieten!" Sie schritt an ihm vorüber und ließ ihn allein.

Der König versank in peinliches Nachdenken. Das Weib erschien ihm wie eine grimme Norne (Schicksalsgöttin), die unentrinnbare schwarze Fäden spinne und gen Norden werfe. Aber aus dem Meere von Zweifeln stieg seine Liebe zu ihr hervor und der Gedanke: „Sigurd ist ein Verräther an ihr und an mir!" Er ließ seinen Bruder Högni zu sich entbieten und sagte ihm Alles, was sich begeben hatte, und daß er lieber das Leben als Brynhild missen wolle. „Hüte dich", warnte Högni: „wir haben den Blutbruderbund mit dem Helden beschworen; er ist unser treuer Schirm und Helfer gewesen; meineidige Frevler wartet schwere Vergeltung."

„Wie, wenn wir Guthorm, unsern Stiefbruder, anstifteten?" meinte Gunnar; „er ist unbedacht, hoffärtig und neidisch auf Sigurd."

Zur Berathung am Gerichtsbaum waren die Fürsten, Häuptlinge und Helden berufen, wo die freien Männer sich versammelten, um des Volkes Wohlfahrt zu berathen. Sigurd allein war noch zurück. Er trat jetzt gerüstet in den Burghof. „Hei, Grani, was senkst du traurig dein Haupt?" sprach er, als er aufstieg; „sieh, die Recken sind schon voraus; zeige nun, daß du von Sleipnir stammst." — Der Hengst griff sofort mächtig aus und kam bald den Anderen vor, die schweigend und lässig ihres Weges ritten. „Vorwärts, Brüder", mahnte der Held; „es geht zum Thing; da dürfen wir nicht die Letzten sein. Mein liebes Weib ist Ursache an meiner Versäumnis. Sie hatte böse Träume und fiel mir um den Hals und küßte mich, als wäre es das letzte Mal.... Hei, wie mir wohl ist im grünen Wald! Und daneben der sprudelnde Brunnquell... es ist köstliches Wasser. Wenn wir heimwärts reiten, will ich hier einen tiefen Trunk thun.... Doch was singt der Adler dort von Sippenbruch und Meuchelthat? und der nachtdunkle Rabe wie der balzende Auerhahn ... freilich, wer auf Vogel- und Weiberzungen hört, geht leicht irre .... Guthorm, lieber Junge", fuhr Sigurd fort, „du, sonst so plauderselig, warum heute so düster und schweigsam? Grollst du, weil dich beim Buhurdiren (Turnieren) meine Speerstange niederwarf? Noch ein pār Jährchen, so wirst

du schon fester stehen. Nun aber, Brüder, die Sporen gebraucht, daß wir zum Thingbaum kommen." — — —

Sigurds Ermordung. Am Abend stand Gudrun auf dem Söller. Sie blickte nach dem Walde, wo bald ihr Liebling hervortreten mußte. Jetzt blinkten Helme und Schilde, aber die blutroth untergehende Sonne blendete ihre Augen. Sie eilte in den Burghof, den Helden zu begrüßen. Da kam Grani herein, den Kopf gesenkt, ohne seinen Herrn. „Grani", rief sie voll Schrecken, „wo ist er? wo hast du ihn gelassen?"

Das treue Thier hatte keine Antwort, wie sie auch fragte und jammernd die Hände rang.

Nun ritt Högni in den Hof. Er war bleich und düster, und als er die Schwester erblickte, zitterte der sonst immer furchtlose Mann, wie wenn ihn Fieberschauer schüttele.

„Wo ist mein Sigurd?" schrie sie laut auf, indem sie dicht vor ihn hintrat.

„Ein Ungeheures ist geschehen", erwiderte er mit tonloser Stimme, „ein Werk der Disen."

„Sigurd", rief sie, „wo ist er? wo habt ihr ihn? Rede, falscher Verräther!" Ihre Stimme klang wie der Schreckensruf zum Gottesgericht; es war, als wolle sie mit ihren Blicken dem Bruder das Herz durchbohren.

Da trat ein alter Recke hinzu mit folgenden Worten: „Zürne ihm nicht, o Königin, er hat keine Schuld. Wir ritten wohlgemuth vom Thing durch den grünen Wald. Am sprudelnden Born stiegen wir ab, um das heilsame Wasser zu schlürfen. Der Wölsungenheld neigte sich nieder, da — ja, da geschah die böse That — Guthorm, heimlich lauernd, stieß ihm den Speer durch Rücken und Brust. Noch fällte der todwunde Held den Mörder mit dem geschleuderten Schwert, dann sank er sterbend in die Blumen des Angers, welche er mit seinem Blute überströmte. Laut schrieen die Adler und Odins Raben und alles Geflügel des Waldes, und der Sturmwind erhob sich, er raste durch die Wipfel der Bäume, er heulte in den Felsklüften und die Sonne verlor ihren Schein, wie bei Balders Tod!"

Gudrun war zusammengebrochen, aber sie richtete sich wieder auf: „Brynhild!" rief sie, „Gunnar! o ihr rächenden Götter!" Sie konnte nicht weiter reden; eben trug man den Leichnam herein. Er war in goldgewirkte Decken gehüllt und wurde in Gudruns Gemach niedergelegt. Hier saß sie neben ihm die lange Nacht und den Tag und noch eine Nacht.

Sie weint und klagt nicht, sie ringt nicht die Hände — sprachlos, regungslos starrt sie auf die Decken, welche den Leib des Geliebten verhüllen. Befreundete Frauen und Dienerinnen kommen, die Unglückliche zu trösten. Sie erzählen viel von dem eigenen Kummer, den jegliche erduldet hatte, aber Gudrun bleibt unbewegt und ohne Thränen. „Wenn sie nur weinen könnte", meinte eine der Frauen. „Thränen erleichtern das Herz." Wie sie das sagt, nahm sie die Hülle von der Leiche und wandte das Angesicht des Helden der trostlosen Witwe zu. Als Gudrun die erloschenen Augen und das von Todesschweiß feuchte Hār und die vom Grimm der Rache entstellten Züge sah, floß ein Thränenstrom aus ihren Augen; laut klagend warf sie sich über den kalten Leib und küßte den bleichen Mund und glättete die Falten des Grimmes, daß der Held ruhig im Frieden des Todes zu schlafen schien, wie er sonst lebend, im Bewußtsein rühmlicher Thaten, im Arm der Liebe friedlich geruht hatte.

Brynhild verzog ihren Mund zu unheimlichem Lachen, als ihr die Botschaft von dem vollführten Morde gebracht wurde; aber es war nicht ein Lachen der Freude, sondern des Hohnes über die Mörder. Das fühlte Gunnar, da er sie Unheilstifterin schalt und doch nicht wagte, den Blick zu ihr zu erheben.

„Du bist Höder, der den nächsten Blutsverwandten ermordete", sagte sie, „du warfst blindlings den Speer des Todes, den eine andere Hand schärfte und lenkte."

Dies Wort lastete schwer auf seiner Seele. Hätte er nur die That ungeschehen machen können!

„Höre mich, Gunnar", sprach sie dagegen folgenden Tages, „was ich dir zu sagen habe. Sigurd hat nicht an dir gefrevelt. Zwischen ihm und mir lag in jener bangen Nacht das scharfe Schwert. Aber mir war er verlobt, mit mir hatte er den Bund der Liebe und Treue geschlossen; ihm nur gehört mein Herz und mein ganzes Dasein. Da sah ich ihn hier als Gemahl Gudruns. Ich konnte ihn nicht mehr lebend zu mir herüberziehen, darum mußte er sterben. Im Tode aber erneuern wir den alten Bund; da wird man mir nicht wehren, nicht mißgönnen, wenn ich, vom langen Gange müde, in seinen Armen zu ruhen gedenke."

Als die Burg von Scheitern für den Leichenbrand erbaut und mit leuchtenden Schilden und Waffen geschmückt war, wurde des Fürsten Leichnam in strahlender Rüstung darauf gebracht. Vielerlei Volks war versammelt, der Giukungen ganzes Geschlecht und edle Fürsten, Recken und Frauen;

denn allgeliebt war der untadelige Held. Zuletzt nahte Brynhild, gerüstet mit Helm und Brünne, das blanke Schwert in der Hand, hoch und hehr, wie einst als Walküre.

Es folgten ihr acht Diener und fünf Mägde in reicher Gewandung und goldberingt, Gespielen ihrer Kindheit und in der Schildburg mit ihr in Schlaf versenkt. Sie bestieg die verhängnisvollen Scheiter und stand dort, umgeben von ihren Begleitern, neben der königlichen Leiche. „Lebe glücklich, Gudrun", rief sie, „lebt glücklich, ihr Giukungen, wenn die Schicksalsschwestern es fügen; ich gehe mit Sigurd, dem einig Geliebten." Hierauf stieß sie sich mit fester Hand das Schwert in die Brust und sank langsam neben dem Helden nieder. Dann küßte sie ihn, indem sie mit schwacher Stimme lispelte: „Empfange den Gruß, den Todeskuß deiner Gattin, deiner Walküre, und nimm mich mit dir auf dem langen Gang!"

Schon war die Fackel angelegt ... die Flammen schlugen empor ... der Himmel röthete sich, wie voreinst über Wafurlogi ...

Brynhild war dem geliebten Manne nach Walhalla gefolgt — Gudrun in ihrem Jammer zurückgeblieben.

So manches Jahr auch dahin geschwunden war, die Zeit linderte in Gudruns Seele die Schmerzen der Wunden nicht, noch tilgte sie das Andenken an den Helden und an den grausamen Mord, dem er erlegen war.

Die Königin hatte sich nach Danland zu ihrer Freundin Thora begeben. Dort stickten beide Frauen Teppiche und Decken und wirkten die Thaten Siegmunds und Sigurds hinein. Grimhild aber härmte sich, daß sie durch ihre Anschläge der Tochter ein trauriges Los bereitet habe. Nun geschah es, daß Brynhildens Bruder, der mächtige König Atli, durch die Boten um die Hand der gefeierten Witwe Sigurds anhalten ließ. Da machte sich die greise Frau selbst auf den Weg zu der Tochter. Gudrun lachte laut auf, als sie den Antrag hörte. „Der Bruder der Mörderin?" rief sie in schrillem Tone. Als die Mutter noch mehr in sie drang und von den Thaten, der Macht und dem Reichthum des Hunnenkönigs sprach, sagte sie: „Kein Mann auf Erden wird jemals geboren, der sich dem Ermordeten vergleichen könnte, und keiner wird ihn jemals aus meiner Seele verdrängen und an meiner Seite ruhen. Atli ist ein Barbar, dem nach Fafnirs Schatze gelüstet, weil er nicht weiß, daß der Hort in den Händen meiner Brüder ist."

Versenkung des Niflungenschatzes.

Der Niflungen Ausgang.

Obgleich auf erneutes Zureden der alten Königin Gudrun ihre ablehnende Antwort nur immer wiederholte, so stand die alte Königin von ihren Absichten doch nicht ab. Sie griff zu ihren Geheimmitteln und mischte ihre Kräutersäfte unter den Meth in Gudruns Becher. Die beabsichtigte Wirkung blieb nicht aus, Sigurds Bild schwand wie ein Schatten in der Erinnerung der jungen Frau. Sie hörte auf die Vorstellungen, wie sie unvermählt freud- und freundlos altern, wie ihr liebliches Töchterchen Swanhwit einst an Atli's Hofe glänzen werde, wenn sie in die Verbindung willige, wie sie selbst Söhne gewinnen könne an Stelle ihres Siegmund, der seinem ruhmvollen Vater frühe nachgefolgt war. Nach langer Erwägung willigte die von Verwandten und Freunden gedrängte Frau in die Verbindung mit dem

Könige der Hunnen. Doch verkündete sie noch, wie von einer Vorahnung ergriffen, es werde ihr selbst, den Niflungen und dem zweiten Gemahl ein jammervolles Geschick daraus erwachsen. Kurze Zeit nachher folgte sie der Mutter nach Frankenland an den Rhein und dann in königlichem Schmucke, umgeben von Recken, Dienern und Dienerinnen, den Boten Atli's in das ferne Land. Die Burg des Königs, seine Säle glänzten von edlem Gestein; sie waren verziert mit Säulen und Bildern von glänzendem Marmor, von der Hand südlicher Meister gefertigt. Aber das Volk war wild und barbarisch, an Greuel, Raub und Plünderung gewöhnt. Auch die Edlen kannten nicht feine Sitten; sie schwelgten an vollen Tafeln, tranken maßlos den heißen süßen Wein und heulten rohe Kriegslieder zur Handpauke oder zu mißtönigem Saitenspiel. Der König, welcher die noch immer schöne Braut am Portal empfing, war krummbeinig wie alle Hunnen, vom frühen Reiten, sein Kinn schmückte nicht der volle männliche Bart, sondern es glich einem rauhen Stoppelfelde. Die Königin sagte ohne Rückhalt, daß ihre Liebe nur dem ersten Gemahl gehöre, daß sie aber dem Haushalte treu und redlich vorstehen werde. Damit war der König zufrieden, und er führte sie nach dem Hochsitz in der Halle, wo das Festgelage gefeiert wurde.

Gudrun gewann in dieser Ehe zwei Söhnlein, die sie mit Sorgfalt pflegte und erzog. Auch der Vater hatte große Freude an den Kindern, die ihn oft mit ihrem Plaudern ergötzten und ihm schöne, von der Mutter erlernte Sagen erzählten. Unter der Hand forschte er nach dem Fafnirshort, denn er hatte gehofft, ihn als Mitgift zu erhalten. Als er hörte, daß er sich in den Händen der Niflungenkönige befinde, verbarg er seinen Verdruß nicht vor der Gattin. Zu dieser Zeit sollte ein großes Opferfest im Lande der Hunnen begangen werden. Atli ließ durch eine feierliche Botschaft unter Anführung des rathklugen Wingi die Niflungenkönige dazu einladen. Gunnar gab sogleich Zusage; allein Högni und die Frauen widerriethen die Fahrt. Sie hatten böse Träume gehabt, und die Gesandten überreichten auch von Gudrun ein Geschenk und einen Runenstab. Letzterer schien verändert, ersteres war der Ring „Andwaranaut", mit Wolfshären umflochten. Das deuteten die Frauen, daß um des Hortes willen das Ungethüm, der Fenrir, die Niflungen ergreifen werde. Indessen hatte der König das Wort gesprochen; das wollte er halten, wenn auch der grimme Wolf im Versteck lauere, und Högni mochte den Bruder nicht allein ziehen lassen. In der Nacht vor der beschlossenen Fahrt schafften beide Könige den Hort an das Rheinufer und senkten ihn in den Strom.

Dem versinkenden Golde nachblickend, sagte Högni: „Nur der Rhein soll schalten mit dem verderblichen Schatz; in den Wogen erglänzt das Geschmeide und glühen die Wahlringe des Horts mehr als in den Händen der Hunnensöhne.“

Die Fahrt dauerte drei Wochen, dann standen die Könige mit ihrem Gefolge vor Atli's Burg. Aber es war den Gästen kein festlicher Empfang bereitet; das Thor blieb verschlossen und auf der Mauer klirrten Waffen, schwirrten Bogensehnen. „Die Füchse sind in der Falle gefangen“, rief Wingi, der Führer; „ich habe sie mit listiger Rede hereingebracht.“ Er hatte das Wort kaum gesprochen, so traf ihn Högni's Schwert zum Tode. Aber nun rasselten Geschosse auf Helme und Panzer, und reisiges Volk, aus dem Thore und rings aus Verstecken hervorbrechend, umringte und bestürmte die Niflungen. Wohl fällten die Könige viele der verrätherischen Barbaren und häuften einen Leichenwall um sich her; als aber ihr Gefolge Mann für Mann gefallen war, wurden sie, von der Blutarbeit erschöpft, übermannt und gefangen. Man brachte sie getrennt in verschiedene Kerker, und Atli ließ sie auffordern, für ihre Lösung den Hort auszuliefern. Högni verharrte in trotzigem Schweigen; Gunnar dagegen versicherte, er habe gelobt, solange sein Bruder lebe, niemals die Stätte zu verrathen, wo sie Beide das Gold verborgen hätten. Da befahl der Barbar, dem jüngern Fürsten das Herz aus der Brust zu schneiden und es als Zeichen seines Todes dem andern vor die Füße zu legen. Als der letzte Niflung das Schicksal seines Bruders erkannte, erhob er die gefesselten Hände und rief: „Mag der König in Helheim (der Hölle) zu seinem Vater gehen und ihn nach dem Horte fragen; weder von mir, noch von einem andern Erdensohne wird er je die Kunde erhalten.“ Auf Befehl des Herrschers ward nun Gunnar von den Schergen in das grauenvolle Verließ geschleppt, das man den „Schlangenthurm“ nannte. Da wimmelte es von giftigem Gewürm, welches ihn anzüngelte und die Rachen nach dem willkommenen Fraß aufsperrte. Der gefangene König erwartete ohne Zagen den gräßlichen Tod. Da lehnte eine Harfe an der moderigen Wand, vielleicht von einem Gotte zu seinem Troste gesendet. Seine Hände waren zwar gefesselt; aber er schlug die Saiten mit den „Zweigen der Füße“, wie die Dichtung sagt, und entlockte ihnen ein so melodisches Getön, daß die Schlangenbrut darauf horchte und des Fraßes vergaß. Er sang dazu ein schauerliches Lied von den waltenden Schicksalsgöttinnen und den schrecklichen Disen, die den meineidigen Frevler ergriffen. Atli, der in der Nähe lauschte, um sich an

den Klagen des gequälten Mannes zu ergötzen, entwich voll Schrecken. Dagegen kroch's heran, langgestreckt, mit rasselnden Schuppen, ein gräßlich Gewürm, eine Natter, die Mutter Atli's, wie die Sage verkündete. Die rührte weder Harfenklang noch Lied; sie wühlte sich in die Brust des Niflungen und nagte sein Herz. — Gudrun vernahm das Alles; doch war sie am Abend gar heiter und schenkte dem Herrscher den feurigen Südwein ein und trug ihm ein köstliches Gericht auf, das ihm trefflich mundete. Auch den Hofleuten und Kriegern füllte sie fleißig die Hörner, und sie tranken, bis sie berauscht auf den Sesseln und Bänken einschliefen.

Der König ruhte in seinem Prunkgemache auf weichem Kissen. Der Rausch umfing seine Sinne und gaukelte ihm Freudenbilder vor; doch glaubte er dazwischen auch Gunnar's Lied von den Nornen und Hexenweibern zu hören. Und jetzt stieg sie herauf wie aus dem Boden, von grauen Schleiern umwallt — war es die rächende Norne? War es Gudrun, welche die starren Augen auf ihn richtete?

Ja, die Königin stand vor ihm. „Atli", sagte sie, „einst in glücklicher Jugendzeit hatte ich ein sanftes, weiches, liebendes Frauenherz; das Schicksal hat mir dafür das Herz einer Wölfin in die Brust gelegt. Daher wundere dich nicht über Das, was geschehen ist und geschieht. Die Schalen, aus denen du heute trankst, sind die Schädel deiner und meiner Söhne, die ich geschlachtet habe. Der Wein, den du schlürftest, war mit ihrem Blute gemischt. Das Gericht, das du speistest, waren ihre Herzen. Ich selbst stehe vor dir als Rächerin, du mußt sterben" ... Ein Dolch blinkte auf in ihrer Hand.

Er wollte sich aufrichten, aber der Stahl durchbohrte seine Brust.

Gudrun schritt aus dem Gemache nach der Halle, wo die Hofleute ihren Rausch verschliefen. Sie nahm eine der noch brennenden Fackeln und zündete das Holzwerk an. Als die Flammen aus dem Palaste emporschlugen, stand sie am Meer. Freya's Stern stieg im Osten herauf und sein Spiegelbild blickte bewegt aus der Tiefe.

„Sigurd", sagte sie, „sendest du mir den Strahl als Boten, daß ich zu dir komme? Ich weiß nicht, ob es geschehen kann, da meine Seele zu schwer belastet ist. Aber ich will ja nur ausruhen von dem langen Gange. Ran, raffende Göttin, gieb mir einen kleinen Raum, wo ich Ruhe finde." Sie sprang ins Meer. Die Wellen zogen ihre Kreise um die Stelle weiter und weiter und ebneten sich wieder und schwanden.

(Nach W. Wagner. Aus dessen „Vorzeit" I.)

Im Gebirge.

Der Riese Absalter.

Nirgends waren die Riesen so daheim als im Untersberge bei Salzburg. Dort wollen sie noch die Großväter des jetzigen Geschlechtes gesehen haben, wie sie allnächtlich um die elfte Stunde aus dem weit geöffneten Felsenthor schritten und langsam, schweren Trittes hinauf nach der Spitze des Berges wallten. Unterwegs ward wohl Einer oder der Andere müde, lehnte den Arm auf eine der niedrigen Almhütten und stützte das Haupt in die Hand, um auszuruhen. Dann kracht und knarrt das kleine Häuschen in allen Fugen und die Menschen darin schüttelt es im Bett hin und wieder, daß sie sich ängstlich bekreuzen und die Decke fester über die Ohren ziehen.

Es dauert auch nicht lange, so rafft sich der müde Wanderer wieder auf und schreitet den Anderen nach. Oben auf dem Gipfel des Berges, wo man weit, weit ins Land sieht, und über Stadt und Strom und Wälder — da bleiben die Riesen stehen und blicken unverwandt gen Osten, bis der erste Strahl des Frühlichts aufdämmert. Dann kehren sie langsam dem rosigen Schimmer den Rücken und wandern wieder hinab in ihr finsteres Felsenheim.

Einer dieser Riesen, Absalter genannt, hauste gleichfalls auf dem Untersberg, wo man noch heute den großen Felsengraben zeigt, der ihm zum Lager diente.

Er hatte noch kein Weib, gleich den anderen Riesen, und wußte oft vor lieber langer Weile nicht aus und ein. Da warf er zum Zeitvertreib große Felsblöcke ins Thal hinunter, Stück um Stück, bis daraus jener ansehnliche Hügel entstand, an welchem die Dörfer Wals, Maxglan und Liefering liegen. Aber auch dieses Steinwerfen wurde dem braven Absalter zuletzt doch etwas langweilig und eines Nachts beschloß er einen Spaziergang in die Weite. Ueber die Zwieselalm weg schritt er über Geröll und riesige Steinblöcke hinauf nach dem Gaisberg. Donnernd rollte ein Felsstück nach dem andern, das dem Verdrossenen die Wege versperrte, in die Tiefe. Jetzt stand er oben auf der Höhe — lange, lange, wie seine Brüder am Untersberg, das sehnende Antlitz gen Osten gerichtet.

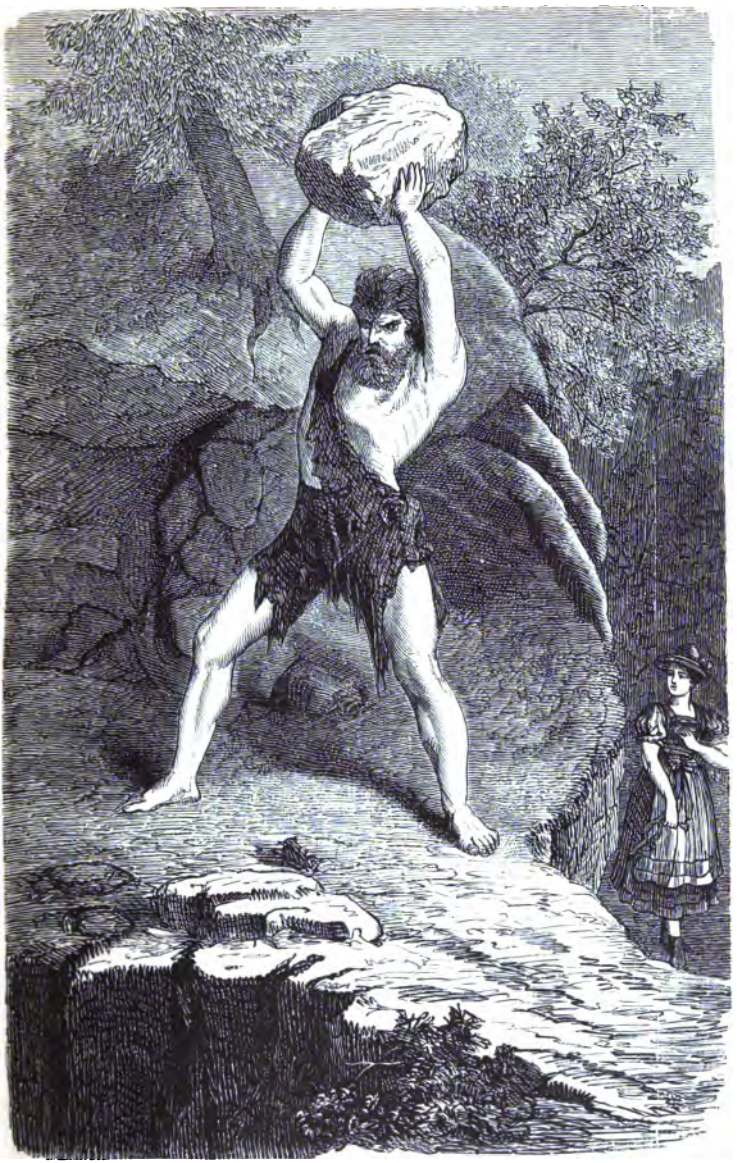
Dort dämmerte ein fahler Schein am Horizont. Jetzt färben sich die leichten Wölkchen rosigroth, ein frischer Lufthauch kräuselt die Locken des Riesenjünglings und trotzig die Fäuste ballend, ruft er laut ins Thal hinunter: „Ich gehe aber nicht, ich will diese Sonne einmal sehen, die uns Tod und Verderben bringen soll, weil sie uns Menschenkinder erschauen läßt. Ich bleibe und sollt' es mein Leben kosten, ich will sie sehen, diese Sonne, und auch die Menschen."

Kaum war das trotzige Wort verhallt, da hob es sich auch schon glühend im Osten empor, das glänzende, strahlende Gestirn des Tages.

Absalter stand und schaute und nie geahnte Wonne durchbebte sein Herz. „Was sind all unsere blinkenden Schätze dort in der Tiefe und in den Felsenspalten gegen dieses Wunder?" rief er staunend, „ach! — wie reich ist doch das Menschengeschlecht, dem so Herrliches Tag für Tag geboten wird!"

Aber immer höher stieg der strahlende, glitzernde Sonnenball und des Riesen nachtgewohntes Auge konnte bald sein Licht nicht mehr ertragen.

Langsam wandte er um und schritt, in gewohnter Weise sich die Wege ebnend, dabei in Gedanken versunken, den Berg hinab zum Thale. Da, fast am Fuße desselben angelangt, stört leises Weinen und Schluchzen sein träumerisches Starren ins Blaue. Niederblickend gewahrt er auf der andern Seite der Felsgruppe, an der er niederschritt, ein Mägdlein, das betrübt am Ufer der Salzach auf und ab wandelt. Der Riese beschleunigt seine Schritte, um zu ihr zu gelangen.



Der Riese Absalter erblickt das Mägdelein.

„Warum jammerſt du ſo elendiglich?“ fragte er die Dirne. „Ach, ich weiß nicht, wie ich über den Fluß kommen ſoll!“ klagt das Mädchen. „Ich hatte mir Steine geſammelt, die ich als Trittſteine ins Flußbett hinein legen wollte, aber ſie waren zu ſchwer. Da ſeht nur, ſie haben meine Schürze zerriſſen und einen nach dem andern habe ich verloren.“

Ohne ſich lange zu beſinnen, hob Abſalter das hübſche Kind auf ſeine Arme, ſetzte mit einem mächtigen Schritt über die Salzach und ließ dann die Dirne drüben unverſehrt wieder zur Erde gleiten. Mit freundlichem, wenn auch ſcheuem Dankeswort ſchritt das Mägdlein von dannen.

Abſalter aber hatte von Stund' an keine Ruhe mehr in ſeinem Bergſpalte. Die Sonne hatte er geſchaut und ein holdes Menſchenkind dazu, obgleich den Bergrieſen Beides verboten iſt. Nun trieb es ihn in ruheloſem Sehnen jeden Morgen hinauf nach dem Gaisberg, den Sonnenaufgang wieder und wieder zu ſchauen. Man zeigt noch heute dort die Abdrücke ſeiner großen Füße im Geſtein. Wie viel hundert Jahre mag er da geſtanden haben, ehe der Abdruck ſeiner Fußtapfen ſo tief ſich einprägte? Wie oft mag er ſuchend am Flußufer nach der Menſchenjungfrau geſpäht haben, ehe auch für ihn, wie für das ganze Rieſengeſchlecht die Sonne zum letzten Male unterging?

C. Michael.

Das Riesenfräulein von Niedeck vor ihrem Vater.

Das Riesenfräulein von Niedeck.

Volkssage aus dem Elsaß.

In dem Wasgauer Land, in welches man von der gesegneten Rheinpfalz hineintritt, hausten, wie die Leute sich erzählten, in uralter Zeit gewaltige Riesen auf hohen Burgen. Die erfreuten sich, wie andere Sterbliche, ihrer Männlein und Fräulein, und die Letzteren waren, just wie die unserigen, etwas gespielig und waren mit ihren Näschen gleich bei der Hand, wenn's etwas zu erschauen gab. Eines Tages ging solch ein Riesenfräulein von der Burg hinab in das Rheinthal, welches vor tausend Jahren gerade so schön und anmuthig war als heute. Sintemalen sich just vor Zeiten dort ebenso gut lustwandeln ließ als heute, so kam die junge Riesin etwas weit ab von ihren Bergen und gerieth auf das Ackerfeld von Haslach,

wo sie mehrere Arbeitsleute mit Pflügen und Säen beschäftigt sah. Dergleichen war ihr bislang noch nicht vorgekommen. Bauern, Pferde und Pflug, Stiere und Sätkorn hatte sie ihr Lebtag noch nicht gesehen. So bleibt sie denn verwundert stehen, und da ihr all das kleine Gezeug urpossirlich erscheint, so ruft sie höchlichst erfreut aus: „Ei, was ein prächtig Spielwerk find' ich hier! Das gefällt mir baß und darob nehm' ich's mir."

Und nicht faul, kauert sie sich sogleich nieder, breitet die Schürze aus und streicht Alles, was sie auf dem Felde vor sich schaffen sieht, zusammen in die Schürze. Damit kehrt sie heim auf die Burg und ruft schon von weitem ihrem Vater zu: „Sieh nur, welch lieblich Spielzeug ich drunten funden hab'! Viel schöner als ich dergleichen je droben gehabt." Und damit packte das Mädel Bauern, Pferde, Pflug und Stiere aus und stellt Alles neben einander vor den alten Riesen auf den Tisch.

Dem Vater aber that sie damit gar nicht recht. Er zürnt und fährt das Mädchen unwillig an: „Da hast du eine schöne Bescherung angerichtet. Das, was du Alles zusammengekramt hast, ist nie und nimmer ein Spielzeug! Geh' nur gleich wieder ins Thal hinab und bringe Alles wieder dorthin, von wo du es hinweggenommen hast."

Wohl vergoß das Riesenkind ein Thränlein nach dem andern; denn auch die Riesentöchter haben ihr Köpfchen für sich, und gerade dem Fräulein machte es großes Vergnügen, die Pferde ihre Kapriolen unternehmen und die Stiere sich ins Gehörne gerathen und die armen Menschenkinder, den Bauer, die Knechte und Mägde allesamt die Hände ringen zu sehen — doch, es half nichts; denn noch ernstlicher als zuvor gebot der gestrenge Hausvater und fügte erklärend hinzu: „Der Bauer ist kein Spielzeug, denn wenn er seinen Acker nicht bebauet und sein Korn von neuem aussäet, da haben wir Alle auf den Burgen samt und sonders nichts zu kauen und müssen schier zu Grunde gehen. Und damit basta!"

Und das Riesenfräulein mußte sich schicken, that wie befohlen und merkte sich als Lehre, daß kein Großer den Kleinen verachten oder gar mit ihm umgehen soll, als wenn der Kleine nur ein Spielwerk für den Großen wäre.

Nacherzählt von Franz Otto.

Der Fürſt der Unterirdiſchen.

Berggeiſter und Rieſen

oder

Was ſich vier Handwerksburſchen erzählen.

Nordiſche und deutſche Märchen.

Es waren einmal drei Handwerksburſchen, ein ſchmalwüchſiger Däne, ein kurzer ſtämmiger Norweger und ein hoch aufgeſchoſſener Schwede, welche zuſammen von Oſtern bis Pfingſten wandern gehen wollten. Als ſie ſich zu dieſem Zwecke zuſammengefunden hatten und ſie juſt in eine recht einſame ſchauerliche Gegend gekommen waren, ſprach der Däne:

„Von Oſtern bis Pfingſten iſt noch weit hin, und der Weg der Wanderſchaft iſt ohnedies ein langer. Ei, wie wird uns da die Zeit lang werden!“

„Dagegen weiß ich Rath“, erwiderte der Nore, „wir wollen uns zum Zeitvertreib Geſchichten erzählen; damit verkürzen wir uns den Weg, und die Zeit vergeht, man weiß ſelber nicht wie.“

Die beiden anderen Geſellen ſtimmten ihrem Kameraden zu.

Da aber die Drei nicht einig werden konnten, wer beginnen ſollte, ſo ließen ſie das Lös über die Reihenfolge entſcheiden, und das erſte zog

der Schmalwüchsige aus Dänemark, dann kam der stämmige Nore an die Reihe und zuletzt der lange Schwede.

Der Däne sollte also beginnen. Aber als schäme er sich, laut zu reden, sagte er, sich etwas ängstlich nach links und dann nach rechts umsehend: „Meint ihr nicht auch? hier geht der Wind recht schauerlich, und dort unten am Teiche ist's so düster und heimlich, als tanzten dort des Nachts Nixen und Elfen."

„Ah bah, papperlapapp! Elfen und Nixen — die haben sich längst ausgenixt!" sagte der Schwede, „das sind Kinderpossen..."

„Wie ihr wollt", erwiderte der Bursch aus Seeland, „doch glaubt's ja, Nixen hat's gegeben und es giebt dergleichen auch bis zur Stunde noch. Wer da meint, daß die Menschen die einzigen vernünftigen Bewohner der Erde seien, der befindet sich stracks auf höckerigem Holzweg. Außer ihnen giebt's ober- und unterirdische Wesen, darunter ein luftiges, neckisches, ebenso oft bösartiges wie gutmüthiges Völkchen, das jedoch nur ein Sonntagskind sieht und das sich heutzutage nicht mehr so leicht mit den Menschen einläßt wie ehedem, als diese noch einfach dahinlebten und nicht so superklug thaten, wie gegenwärtig."

„Wer dergleichen glaubt, bezahlt einen Thaler! — doch heraus mit Dem, was ihr von jenem neckischen Völkchen wisset. Aber Märchen sind's und bleiben's!" warf der Norweger achselzuckend ein.

„Kann sein, kann nicht sein! — Doch ihr sollt wissen, was ich selber weiß", sagte der Schwede in spaßigem, leichtfertigem Tone, „indes thätet ihr wirklich besser, ihr fingt zuerst zu erzählen an, statt uns mit so viel Federlesens in den polnischen Bock der Erwartung zu spannen. Schießt also los und zwar ohne viel Umstände!"

„Meinetwegen sollt ihr Alles wissen", erklärte der Däne, „höret also ruhig zu und unterbrecht mich nicht."

Und nachdem er noch etliche Mal sich geräuspert und sich durch die Haare gefahren hatte, fuhr er fort: „Na, ich will erzählen, was ich von dem Elfen- und Nixenvolke weiß, gesehen habe ich selber allerdings weder Däumling, Nix noch Elf — aber der Bekanntschaft mit einem der kleinen Leute konnte sich einer meiner Altvordern, seines Zeichens ein ehrbarer Landmann, rühmen. Es giebt, damit ihr's zum vornherein wißt, unter jenen winzigen Geistern verschiedenartige Sorten von Elfen, nämlich Weiß- oder Lichtelfen und Schwarz- sowie Braunelfen. Jene bewohnen die Luft, letztere hausen in Felsen und Bergspalten, aber auch im Geklüfte und in Hügeln,

weshalb man die Unterirdischen auch oft „Hügelvolk“ nennen hört. Sie Alle sind in allen Zauberkünsten wohlerfahren und galten außerdem für vorzügliche Schmiede, denn sie verstehen sich gar trefflich auf Bearbeitung der Metalle. Die Panzer, welche sie geschmiedet, waren schon in grauer Vorzeit ein Gegenstand der heißen Wünsche seitens der alten Recken und Nordlandhelden, denn ein Kriegerkleid aus der Zwerge Hand war undurchdringlich gegen Hieb und Stich.“

„Das Alles ist ganz schön, aber wo bleibt die Geschichte von der Bekanntschaft deines Ahns mit dem Hügelvolke?“ mahnte der Schwede.

„Abwarten! auch das kommt an die Reihe“, versetzte der Däne. „Mein Ur-Ur-Urgroßvater war's — und der kam unter ganz absonderlichen Verhältnissen mit einem kleinen Schwarzelf in Berührung, und daher rührt in meiner Gegend die Geschichte. Es stand nämlich am Felde meines Ur-Ur-Urgroßvaters dicht am Wege ein steinernes Kreuz. Vor demselben pflegte das Bäuerlein, wenn es des Morgens aufs Feld ging, niederzuknieen und sein Gebet zu verrichten. Eines Tages fiel ihm auf, daß auf dem Kreuze ein Wurm hin- und herringelte, der in vielen schillernden Farben erglänzte, so eigenthümlich, daß der Bauer sich darob höchlichst verwunderte, weil er dergleichen noch nie gesehen. Doch ließ er den Wurm in Frieden, und auch dieser that ihm nichts zu Leide; aber immer auffälliger drehte und schob sich das glitzernde Ding. Er verhielt sich keine Minute still, sondern kroch auf dem Kreuze immer hin und her, als ob er es eilig habe und gern fort wolle. Der Bauer sah denselben Wurm auch noch am nächsten Morgen und er sah ihn wieder in derselben Unruhe sich hin und her winden; da fing's ihm an, unheimlich zu werden. Er dachte bei sich: „Sollte dies am Ende einer von den kleinen Wichten sein? Richtig ist es nicht mit dem Wurme. Er läuft hin und her wie Einer, der ein böses Gewissen hat oder wie Einer, der weg möchte und doch nicht kann.“ Und so gerieth der Bauer auf allerlei Gedanken, denn er hatte von seinem Vater gehört und von anderen Leuten, daß, wenn die Unterirdischen zufällig an einen geweihten Gegenstand gerathen, sie da festgehalten werden, wie gebannt, und nicht von der Stelle können, und daß sie deswegen sich vor solchen Zufälligkeiten in Acht nehmen. Er dachte aber auch: „Es mag wohl etwas Anderes sein, und du thust vielleicht Unrecht, wenn du dem Würmchen zu nahe kommst oder es gar wegnimmst.“

So ließ er es denn sitzen. Als er aber dasselbe noch zweimal an demselben Orte wiedergefunden hatte und in derselben Weise bang

herumirrend, sprach er zu sich: „Nein, es ist am Ende doch nicht richtig!“ Und so griff er nach dem Wurme, so sehr dieser sich auch dagegen wehrte. Er hatte ihn aber festgepackt, doch mußte er ihn schließlich mit Gewalt losreißen; doch — schau, schau — — er hielt nun statt des Wurmes einen kleinen schwarzen, häßlichen, just sechs Daumen hohen Knirps beim Schopfe, und der schrie gottserbärmlich und strampelte wie ein Zappelmann. Dem Bauer gruselte zwar ob der plötzlichen Verwandlung, aber er ließ seine Beute nicht los und rief dem Strampler zu, indem er ihm einige Klapse versetzte: „Nur Geduld, Geduld, mein Kerlchen! Käm' es aufs Schreien an, so müßte man die Helden im Kinderbettchen suchen. Doch wir wollen dich für heute ein Bissel mitnehmen und sehen, wozu du sonst gut bist.“ Der Knirps zitterte und bebte an allen Gliedern und fing dann an zu wimmern und den Bauer anzuflehen, daß er ihn losgebe. Der aber sagte: „Nein, du glatthäutiger Strampelpeter, ich lasse dich nicht eher los, bis du mir sagst, wer du bist und wie du hierher gekommen und was du für Künste übst, womit du in der Welt dein Brot verdienst.“

„Da grinste das Männchen kopfschüttelnd, sagte jedoch kein Sterbenswörtchen mehr, sondern ward stumm wie ein Fisch. Der Bauer hoffte nun durch gute Worte etwas aus ihm herauszulocken; doch der Knirps blieb stumm. Darüber ergrimmte der Bauer und prügelte den Starrsinnigen, bis das Blut floß: jedoch auch das schlug noch nicht an. Der Schelm blieb schweigsam wie das Grab, denn von allen Elfen sind die Schwarzelfen die tückischsten und eigensinnigsten. Jetzt erzürnte sich der Bauer aufs äußerste und sprach: „Nur Geduld, mein schwarzes Jüngelchen! Wäre ich doch ein Thor, wenn ich mich über dich ärgern wollte; du sollst mir schon kirre werden.“ Und er lief stracks mit ihm nach Hause und steckte ihn in einen rußigen eisernen Topf, stülpte den Deckel darauf und auf den Deckel schob er noch einen großen schweren Stein, und dann setzte er den Topf in eine dunkle kalte Kammer und sprach: „Da bleib' und friere, bis deine schwarze Haut altersgrau wird! Du sollst mir zuletzt schon gute Worte geben.“ Und das Bäuerlein ging jede Woche zweimal in die Kammer und fragte den armen Wicht, ob er endlich beichten wolle oder nicht; der Kleine jedoch verhielt sich schweigsam wie bisher. So hatte der Bauer schier sechs Wochen vergeblich angefragt, endlich aber kroch sein Gefangener doch zu Kreuze. Er rief, als der Bauer die Kammerthür öffnete, ihn nun von selbst an und bat, er möge ihn aus seinem garstigen Kerker nehmen; er wolle nun Alles sagen, was er wissen möchte und sonsthin thun, was man von ihm verlange.

„Der Bauer gebot zuerst, ihm seine Geschichte zu erzählen. Der kleine Wicht antwortete: „Lieber, die weißt du so gut als ich, sonst hättest du mich nicht hier. Siehe, ich bin dem Kreuze nur ganz von ungefähr zu nahe gekommen; wir kleinen Leute dürfen solches nicht, und da bin ich „fest“ oder „gebannt“ worden. Keiner meiner Kameraden hat meinen Hülferuf gehört, so oft ich auch die Zauberworte: „Wuck, wuck, wuck“ ausgestoßen. Damit man mich nicht erkennen sollte, habe ich mich hierauf in einen Wurm verwandelt. Du aber hast meine Natur leider errathen. — — Wenn wir an heiligen und geweihten Dingen „fest“ werden, können wir nimmer von dannen kommen, es nehme uns denn ein Mensch weg. Das geht aber nicht ohne Plage und Noth ab, doch das Festsitzen ist gerade auch nicht lustig. Und so habe ich mich denn auch gegen dich gewehrt, denn uns beschleicht ein Grauen, wenn wir uns von Menschenhänden anfassen lassen müssen.“ — „Ei, ei!“ rief der Bauer. „Also ein Grauen? O, glaube mir, ich fühle solches auch vor dir, mein schwarzer Schelm. Und deswegen sollst du dich wieder drücken dürfen, zuerst aber wollen wir unsern Handel mit einander abmachen; du mußt mir ein Lösegeld zahlen.“ — „Was du willst, begehre nur“, sprach der Kleine. „Silber, Gold, Edelsteine oder kostbares Geräth, Alles soll im Augenblick dein sein.“ — „Silber, Gold, Edelsteine und dergleichen will ich nicht“, sprach der Bauer, „die haben schon Manchen irre gemacht und ihm den Hals gebrochen; nur Wenige werden darüber des Lebens froh. Ich weiß, ihr seid kunstreiche Schmiede und wißt so manches Besondere, was so gewöhnliche Schmiede nicht wissen. So schwöre mir denn, du wolleſt mir einen eisernen Pflug schmieden, den das kleinste Füllen ziehen kann, ohne zu ermüden, und dann laufe, so weit deine schönen Gliederchen dich tragen.“ — Und der kleine Schwarze schwur und der Bauer rief: „Nun, mit Gott! Du bist frei!“ — — Der Wicht verschwand im Nu.

„Den andern Morgen, ehe noch die Sonne aufging, stand schon ein neuer eiserner Pflug auf dem Hofe des Bauers; dieser spannte seinen Hund davor, und der Hund zog den Pflug, der genau so groß wie ein gewöhnlicher Pflug war, durch das schwerste Land, und der Pflug zog mächtige Furchen. — Diesen Pflug hat mein Altvorderer viele Jahre gebraucht, und das kleinste Füllen und magerste Pferdchen konnte ihn, zur Verwunderung aller Leute, durch den Acker ziehen und näßte kein Hār dabei. Und der Pflug hat seinen Besitzer zu einem wohlhabenden Manne gemacht. Im Schweiße seines Angesichts hat dieser den Acker gepflügt und gesäet und geerntet; aber weil er seinetwegen kein Pferd zu unterhalten brauchte,

sparte er dessen Futter und kam seinen Nachbarn weit voraus. So hat mein Urahn, das Bäuerlein, ein lustiges Leben führen können.

„Aber es ist ihm nur deswegen so glücklich gegangen, weil er sich hütete, für sich viel zu begehren. Wie's Einem gehen kann, wenn man unmäßig ist in seinen Wünschen, insonderheit in der Gier nach blankem Golde, das lehrt eine andere Geschichte, bei der auch solch ein Elf die Hauptrolle spielt, ich meine die Geschichte

Vom gläsernen Schuh.

„Oft benutzen Zwerge und Elfen die mondhellen Nächte, um auf der Erde im lichten Walde am See, oder auf Bergen und Hügeln, oder auf grüner Wiese in ihren gläsernen Schuhen zu tanzen und ihre neckischen Spiele aufzuführen.

„Für einen solchen kleinen braunen Helden ist sein Gürtel und sein Spänglein daran von höchster Wichtigkeit. Den Gürtel einzubüßen, muß er sich ja hüten. Noch unheilvoller aber ist's, wenn er seiner gläsernen Schuhe verlustig geht, oder wenn Einer sein kleines Mützchen, das ihn unsichtbar macht, verliert, oder auch nur das Glöcklein daran. Denn sobald dieses am Mützchen nicht mehr bummelt, klingt und klingelt, dann findet der kleine Mann keine Ruhe mehr und muß des Schlafs entbehren.

„Aber nicht nur für den Gnom ist's ein Unglück, wenn so etwas ihm zustößt, sondern auch oft für den Menschen, der ein Elfenglöcklein findet oder einen gläsernen Elfenschuh, wie dies aus der Geschichte von Johann Wilde aus dem Dorfe Rodenkirchen auf der Insel Rügen hervorgeht. Dessen jüngsten Sohn hat mein Vater selig sehr gut noch gekannt, und von ihm rührt die Geschichte her, die ich euch erzähle.

„Dieser Johann Wilde fand einmal einen gläsernen Schuh an einem Orte, wo die Zwerge und Elfen im Mondenschein zu tanzen pflegen. Er steckte ihn flugs in die Tasche und eilte damit nach Hause, denn er wußte, daß er einen Schatz gefunden hatte, den die Unterirdischen theuer zurückkaufen müssen. Er that daher es Denen, die unter der Erde hausen, gleich zu wissen, indem er um die Mitternacht zu den Neunbergen ging und laut rief: „Johann Wilde in Rodenkirchen hat einen gläsernen Schuh gefunden! Wer kauft ihn?" Denn er wußte, daß der Kleine, der einen Schuh verliert, so lange barfüßig gehen muß, bis er denselben wieder erhält. Und solch ein Wandern ist keine Kleinigkeit, da die kleinen Leute meist harten und steinigen Boden treten. Der Kleine, welcher ihn verloren, säumte auch

nicht, ihn wiederzugewinnen. Sobald er einen freien Tag hatte, wo er an das Tageslicht hinaus durfte, klopfte er im Gewande eines Kaufmanns an Johanns Thür und fragte, ob er nicht gläserne Schuhe zu verkaufen hätte? Die seien, wie bekannt, immer eine begehrte Wäre und würden auf allen Märkten gesucht.

Der Bauer antwortete, er habe einen sehr kleinen, netten gläsernen Schuh, so daß selbst eines Zwerges Fuß davon geklemmt werde. Der Schuh, den er besitze, sei von so seltener Art, daß nicht jeder Kaufmann ihn bezahlen könne. Der Kaufmann ließ ihn sich zeigen und sprach: „Es ist eben nichts so Seltenes mit den gläsernen Schuhen, Freund, als ihr hier in Rodenkirchen glaubt, weil ihr nicht in die Welt hinauskommt; indes", meinte er nach einigem Hin- und Herreden, „will ich ihn gut bezahlen, weil ich gerade einen andern der Art habe." Und er bot dem Bauer tausend Thaler. „Tausend Thaler ist ein Stück Geld, pflegte mein Vater zu sagen, wenn er fette Ochsen zu Markte trieb", sagte der Wilde spöttisch, „aber für solch lumpigen Preis kommt der Schuh nicht aus meiner Hand und sollte er meinethalben ewig dort auf dem Schranke stehen. Weiß er, lieber Mann, mir nicht die Kunst zu verrathen, daß ich in jeder Furche, die ich aufpflüge, einen Dukaten finde, so bleibt der Schuh mein, und er kann meinethalben auf anderen Märkten nach gläsernen Schuhen fragen gehen, so lange er Lust dazu verspürt." Der Kaufmann mochte noch so viele Wendungen hin und her machen, der Bauer ließ nicht nach, und so that er ihm den Willen und schwur's ihm zu. Der Bauer glaubte auf sein Wort, gab ihm den gläsernen Schuh, und der Kaufmann ging mit demselben seiner Wege.

„Der Bauer aber macht sich flugs in seinen Stall und schirrt die Pferde an den Pflug. Dann ist er ins Feld gezogen und hat sich ein Stück mit der allerkürzesten Wendung ausgesucht, und wie der Pflug die erste Scholle gebrochen, ist der Dukaten aus der Erde gesprungen, und so bei jeder neuen Furche. Da ist des Pflügens kein Ende geworden, und der Bauer hat sich bald darauf noch acht neue Pferde anschaffen und in den Stall zu den achten stellen müssen, die er schon hatte, und ihre Krippen sind nie leer geworden von Hafer, damit er alle zwei Stunden zwei frische Pferde anschirren und desto rascher sein goldreiches Gewerbe treiben konnte. Doch der Hunger regt zum Essen an — der Bauer ist unersättlich gewesen im Pflügen und ist immer vor Sonnenaufgang ausgezogen und hat oft noch nach Mitternacht gepflügt und immerfort, immerfort, so lange die Erde nicht zu Stein gefroren war, im Sommer und Winter.

„Er hat aber immer allein gepflügt und nicht gelitten, daß jemand mit ihm gegangen oder ihm zu nahe gekommen ist; denn er wollte nicht sehen lassen, warum er so unabläßig pflügte. Und er ist weit geplagter gewesen als seine Pferde, welche den schönen Hafer fraßen und in der Arbeit ordentlich abwechselten. Dabei sind die Pferde fett, der Bauer aber ist bleich und mager geworden vom vielen Wachen und Schaffen. Seine Frau und Kinder haben keine Freude mehr an ihm gehabt; in Schenken und Wirthshäuser ist er auch nicht mehr gegangen und hat sich aller Welt entzogen und kaum ein Wort mehr gesprochen. Stumm und in sich gekehrt hat er des Tags gearbeitet und des Nachts seine Dukaten gezählt und darüber nachgedacht, wie er noch ein geschwinderes Pflügen erfände. Und seine Frau und die Nachbarn haben ihn bejammert wegen seines wunderlichen Thuns und wegen seiner Einsilbigkeit und Schwermuth und haben geglaubt, er sei närrisch geworden. Am meisten haben ihn seine Frau und Kinder bemitleidet; denn sie meinten, durch die vielen Pferde, die er im Stalle hielt und durch die verkehrte Ackerwirthschaft mit dem unmäßigen Pflügen müsse er sich um Haus und Hof bringen. So schlimm ist es freilich nicht geworden. Aber das bleibt wahr, der Bauer hat keine vergnügte Stunde mehr gehabt, seit er so die Dukaten aus der Erde pflügte, und es hat wohl mit Recht von ihm geheißen: „Wer sich dem Golde ergiebt, ist schon halb in des Bösen Klauen!“ Auch hat er es nicht lange ausgehalten mit diesem ewigen Laufen in den Furchen bei Tag und Nacht. Denn als der zweite Frühling kam, ist er eines Tages hinterm Pfluge hingefallen wie eine matte Novemberfliege. Vor lauter Golddurst ist er vertrocknet und verwelkt, während er doch vorher ein starker und lustiger Geselle gewesen, ehe er den gläsernen Schuh in seine Gewalt bekam.

„Seine Frau aber fand nach seinem Tode als Schatz zwei große vernagelte Kisten voll heller blanker Dukaten. Und seine Söhne haben sich große Güter gekauft und sind Herren und Edelleute geworden.

„Aber was hat das Alles dem armen Johann Wilde gefrommt?“

„Ihr fragt mehr, als ich beantworten kann! Uebrigens habe ich euch auch genug erzählt“, sagte der schmalwüchsige Däne. „Mein Versprechen ist erfüllt. Nun seid Ihr daran, Nachbar aus Drontheim.“

„Eure Elfengeschichten waren nicht von Stroh und Leder“, brummte der Norwege, als der Däne geendet hatte. „Ich für mein Theil und meine ganze Sippe — wir waren keine solchen Glückskinder. Nie hat Unsereiner einen Elf oder sonst einen Unterirdischen gesehen.“

Gegen Abend am zweiten Tage ihrer Wanderschaft begegneten die Drei einem lustig trällernden Wandersmann, den sie bald als einen ihresgleichen erkannten. Der vierte Handwerksgeselle war eine fröhliche Haut — mit blauen Augen, frischen Wangen, lockigem Här und kräftigem Körperbau. „Nennt mich", sagte er, als man ihn nach seinem Namen fragte, „Bruder Saalfelder, denn ich bin in der Gegend der Saale geboren und weiß auf allen Wegen und Stegen des schönen Thüringer Landes wohl Bescheid." Und in der That, er hatte in seiner Heimat schon eine Menge Schnurren ins Ränzlein eingeschnürt — freilich hielt es schwer, darüber ins Reine zu kommen, wie man mit ihm eigentlich dran war. Wiewohl er that, als glaube er fest an Dasjenige, was er von dort erzählte, so blickte ihm häufig genug doch der Schalk aus den Augen und es zwickte und zwackte ihm dann um die Lippen. Dieses Zucken war auch dem alten Samiel, der lange, lange das Gemäuer und die Kellerräume der Rudelsburg gehütet hatte, eigen, und von diesem hatte es sein Neffe überkommen. Gab dieser nun ein recht saftiges Thüringer Stückchen zum besten, so rief er regelmäßig: „beim Samiel, meinem Onkel selig!" Dieser Samiel aber beschäftigte sich keineswegs mit dem Freikugelgießen und Dem, was drum und dran hängt. Auch gleichen die Umgebungen der Felsenschlösser „Rudelsburg und Saaleck" keineswegs der Wolfsschlucht im „Freischütz". Von dem alten Burgvogte hatte der Neffe einen guten Theil der Geschichten und Sagen in Erfahrung gebracht, die im Munde des Volkes sich forterben und das schöne Thüringer Land bis zur Stunde beleben.

Der Saalfelder ward nun mit in den Bund gezogen und ihm ward in der Reihenfolge der Erzähler die letzte Nummer zuertheilt.

Der Norweger aber, aufgefordert mit dem Erzählen fortzufahren, begann: „Ich dächte, wir hätten für eine Weile von dem kleinen Gezeug genugsam gehört und es paßt euch vielleicht, wenn der Abwechslung halber nun die Riesen und ähnliche Unholde aufs Tapet kommen. Laßt euch ein Märchen aus meiner Heimat erzählen, wo freilich so viele graue Dünste wallen, daß man die Augen aufsperren muß, um einen Hering regelrecht zum Munde zu führen. Vielleicht, daß dem oder jenem Sonntagskinde noch Wunderdinge passiren, wenn schon gar oft die blaue Luft und die goldene Sonne, Wiesen und Gärten und alle Herrlichkeiten des Meeres dicht von steifem Nebel verhüllt werden, so daß man mit dem Schwerte den schweren Dunst durchhauen möchte: — solches will ich nicht bestreiten, aber ich selbst habe von Meerwundern nichts bemerkt, dagegen manch Märlein behalten, das meine Muhme, die alte Müllern, erzählte, vor allem das Märchen

Vom Riesen, der kein Herz im Leibe hatte.

(Nach dem „Norske Folkeeventyr".)

„Vor alten Zeiten lebte ein König, welcher sieben Söhne hatte, und die er so sehr liebte, daß er meinte, gar nicht ohne sie leben zu können. Einer wenigstens mußte immer um ihn sein. Das aber konnte nicht ewig so bleiben. Denn als die Söhne herangewachsen waren, sollten sie sich auch in der Welt umsehen und ausziehen, um etwas Tüchtiges zu verrichten und schließlich sich schöne, brave und angesehene Bräute erwählen. Und die sechs Aeltesten zogen von dannen, gar herrlich ausgerüstet in prächtigen Gewändern, auf edlen Rossen und mit wohlgespickter Tasche. Als aber die Reihe an den Jüngsten kam und er vor den Vater trat, um von ihm Abschied zu nehmen, kam es diesem doch recht hart an und er sprach zu ihm: „Bleibe du hier, mein Sohn; laß deine Brüder es allein versuchen; sie werden wohl auch für dich eine Prinzessin finden." Und weil es der Vater so haben wollte, so gab sich der Jüngste zufrieden.

„Die sechs Brüder erschienen an den bekanntesten Fürsten- und Königshöfen und thaten sich auch männiglich hervor, auch wurden sie allerorten wohl aufgenommen; aber nirgends fanden sie, was sie suchten. Nach mancherlei Hin- und Herzügen kamen sie auch nach einem Königspalaste, wo der Herr des Landes eine große Hofhaltung unterhielt und außer vielem Hab und Gut sechs wunderliebliche Töchter besaß, so schön, wie die Prinzen in ihrem Leben noch kein anderes Fürstenkind gesehen. Die Brüder freiten daher um die Töchter und jeder von ihnen erlangte auch das Jawort einer Prinzessin. Darob erfreuten sich die Prinzen über alle Maßen, so daß sie sich in ihrer Freude gar nicht zu lassen wußten. Sie beschlossen sogleich, stracks heimzureisen, ohne sich ihres jüngsten Bruders zu erinnern. Indes schlugen sie mit ihren Genossinnen einen andern Weg ein und gelangten auf der Heimreise unversehens an eine lange, breite, steile Felsenwand, auf welcher ein mächtig großes Schloß sich erhob, das ein verrufener Riese bewohnte. Dieser verwandelte jeden in Stein, der ihm in die Quere kam. Noch ehe die Brüder entfliehen konnten, erreichte sie ihr Verhängnis: auch sie samt ihren Auserwählten wurden in Steinreihen verzaubert.

„Man kann sich denken, wie sehnlich der alte Vater zu Hause auf die Rückkehr seiner Söhne harrte; aber alles Sehnen und Hoffen blieb ungestillt. Da litt es den Jüngsten nicht mehr daheim und er sprach: „Vater, laß mich von dannen ziehen und nach den Brüdern forschen; vielleicht gelingt

es mir, sie aufzufinden und für mich eine Braut heimzuführen!" Der Vater antwortete jedoch immer wieder: „Daraus kann nichts werden; du kommst mir am Ende auch nicht wieder." Als aber der Prinz nicht müde wurde, den Vater flehentlich zu bitten, so ließ er doch schließlich auch seinen Jüngsten sein Glück versuchen. Doch war für denselben kein anderes Pferd mehr übrig als eine alte Mähre, denn die älteren Brüder hatten die besseren Rosse sämtlich mit fortgenommen. Der Prinz aber fühlte auch auf dem Klepper frischen guten Muth, tröstete seinen alten Vater mit freundlicher Zusprache und nahm muthigen Herzens Abschied von Allen.

Nachdem er eine Strecke dahingeritten, gewahrte er auf dem Wege einen Raben, der kraftlos mit den Flügeln um sich schlug und vor Hunger und Mattigkeit nicht mehr von der Stelle konnte. Der Rabe bat den Prinzen, ihm zur Aetzung zu verhelfen und versprach ihm dafür seinen Beistand, wenn er in Nöthen gerathe. „Na, du siehst mir gerade nicht danach aus, als ob du mir große Dienste leisten könntest!" sprach der Prinz; „weil es dir aber so erbärmlich geht, will ich das Wenige, was ich bei mir habe, mit dir theilen." Dabei öffnete er seinen Ranzen und reichte dem Raben zu essen.

Als er nun wieder eine Zeit lang die Straße verfolgt hatte, gelangte er an ein Wasser, unfern von dessen Ufer, jedoch etwas rückwärts auf dem trockenen Erdreich, ein mächtiger Lachs lebhaft zappelte und auf und nieder schnellte, aber trotz aller Anstrengungen nicht wieder ins Wasser kommen konnte. „Ach, hilf mir doch wieder in die Flut!" sagte der Lachs, „ich will dir auch helfen, wenn du einmal in Noth dich befindest." — „Deine Hülfe wird am Ende nicht weit her sein", antwortete der Königssohn, „aber umkommen will ich dich doch nicht lassen", und indem er also sprach, wälzte er den Fisch nach dem Wasser.

Und wieder ging's weiter. Da stieß der Prinz auf einen Wolf am Wege, der sich wand und krümmte und nicht mehr laufen konnte vor Hunger und Schwäche. „Höre, Prinzchen", sprach der Wolf, „gieb mir dein Pferd zu fressen, die Mähre schleppt sich ohnedies nur so hin. Ich aber habe einen uralten, bald tausendjährigen Hunger, und wenn ich in einer Stunde nichts zu fressen bekomme, so muß ich elendiglich zu Grunde gehen." — „Ach was!" sagte der Prinz, „hast du tausend Jahre Hunger gelitten, so kannst du auch noch ein pär Jährchen länger warten, bis ein Reicherer des Weges daher kommt, als ich bin. Mein Pferd ist kein fetter Braten, und geben kann ich dir's auch nicht, denn wie sollte ich ohne dasselbe meine Reise fortsetzen?" —

„Aber du mußt und sollst mir helfen", erwiderte der Wolf, „ich helfe dir auch wieder, wenn du in Nöthen steckst. Und wegen der Weiterreise sei unbesorgt, ich trage dich auf meinem Rücken, wohin du willst, nur muß ich mich erst satt gefressen haben." — „Nun, wenn's denn nicht anders sein kann, so sei es drum", sagte der Königssohn und überließ dem hungrigen Wolfe seinen dürren Gaul. — Der Wolf ließ sich nicht lange nöthigen und würgte, so viel er hinunterbringen konnte. Doch als er das Pferd gänzlich aufgezehrt hatte, war der Prinz auch nicht faul, sondern legte ihm schnell das Gebiß an und schwang sich auf den Rücken desselben.

Wie im Fluge ging's nun dahin! Berg und Thal flogen nur so vorüber. Der Wolf mußte durch den Genuß des Pferdes stärker geworden sein, als irgend ein anderer Wolf und schneller als das beste Roß. Solch einen Ritt hatte der Prinz noch nie durchgemacht! Als sie eine tüchtige Strecke hinter sich hatten, sagte der Wolf: „Siehst du dort das Riesenschloß und hier jene sechs Steingestalten? — das sind deine verzauberten sechs Brüder, und diese sechs Steine sind deren sechs Bräute; sie Alle hat der Riese dort im Schlosse verzaubert. „Aha", sprach der Prinz, „das trifft sich gut, da werden wir anhalten — indes was weiter?" — „Geh nur ohne Bangen in das Schloß", antwortete der Wolf, „dort wird dir eine Prinzessin begegnen, welche dir sagen wird, was zu thun."

Und der Prinz schritt durch das Thor und trat in den Hof. Nirgends ließ sich jemand sehen oder hören. Einige Stufen hinan gelangte der Prinz ins Innere des Baues und als er weiter schritt, gewahrte er eine liebliche Frauengestalt, wohl die Prinzessin, von welcher der Wolf gesprochen. „Gott möge dir gnädig sein!" sagte sie, sobald sie den Jüngling erblickte; „aber wie bist du hereingekommen?" — „Auf die leichteste Weise", antwortete er, „es hat mich niemand daran gehindert." — „Dein Tod ist gewiß", versetzte die Liebliche, „sobald der Riese deiner ansichtig wird. Und ach — ihm ist so schwer beizukommen, denn kein Mensch kann ihn tödten, weil er kein Herz im Leibe hat." „Hm", sprach der Königssohn, „das ist freilich schlimm, aber versuchen will ich es doch, mit dem Unholde anzubinden. Denn meine Brüder zu erlösen und dich zu gewinnen, deswegen bin ich da."

In diesem Augenblicke hörte man unheimliches Knarren und schwere Tritte, was nur von dem Riesen herrühren konnte. „Rasch unter das Bett", sprach die Jungfrau, „und rühre dich nicht, wohl aber merke auf Alles, was der Riese antwortet, wenn ich ihn ausfrage."

Der Prinz that, wie ihm die Jungfrau gerathen hatte. Als aber der Riese Platz genommen, bemerkte er gleich, daß nicht Alles rein war wie sonst, und er sprach: „Hier riecht's nach Menschenart; wer ist in meinem Schlosse angekommen?" Die Prinzessin antwortete flugs: „Es flog eine Elster über die Esse hinweg, die ließ einen Knochen fallen, und obschon ich ihn gleich beiseite schaffte, so mag doch der Geruch davon in der Stube geblieben sein." Der Riese gab sich zufrieden. Die Jungfrau aber begann ihn also auszufragen: „Höre, mein Lieber", sagte sie, „ich habe etwas auf dem Herzen." — „Was ist's?" antwortete er rasch. Sie antwortete: „Wo mein Herz sich befindet, das weiß ich — aber wo befindet sich wohl das deinige? Ich weiß, daß du es gut verwahrtest; doch sei ja nicht böse, daß ich danach frage." Darauf versetzte der Schloßherr: „Eigentlich geht dich dies gar nichts an; wenn es dich aber glücklich macht, so will ich es dir sagen. Mein Herz liegt unter der Thürschwelle." Diese wenigen Worte mußten den Riesen müde gemacht haben, wenigstens brummte er nur unverständliche Worte in den Bart, taumelte von einer Seite zur andern, ließ sein Haupt sinken und schlief ein, fast bis zum andern Morgen. Der Königssohn aber unter dem Bette hatte Alles mit angehört und dachte: „Liegt sein Herz unter der Schwelle, so wollen wir's schon finden."

Schon frühzeitig erhob sich der Riese, um im Walde zu jagen. Sogleich fingen der Prinz und die Prinzessin an, unter der Thürschwelle zu suchen. Indes all ihr Bemühen war umsonst, das Herz des Riesen ward nicht gefunden und die Prinzessin merkte nun, daß der Riese sie zum besten gehabt hatte. Aber sie that nicht, als ob sie sich darüber ärgere. Im Gegentheil, sie bekränzte die Thür mit den schönsten Pflanzengewinden des Gartens, bestreute die Thürschwelle mit Blättern und Blumen und sorgte, daß an Schwelle und Pfosten nichts zu bemerken war.

Als der Riese am Abend nach Hause kam, kroch der Prinz, sobald seine Tritte hörbar wurden, auch diesmal unter das Bett. „Hier riecht's wieder nach Menschengezeuge", knurrte der Riese beim Eintreten. — „Was nur die Raben haben, sie nisten wohl auf dem Schornstein und tragen ihren Jungen Knochen zu!" antwortete die Prinzessin. „Kann sein", sagte der Riese und gab sich zufrieden.

Nach einer kleinen Weile aber fragte er, warum die Thür bekränzt sei, und was die Blumen bedeuteten? Da antwortete das Mädchen: „Das hab' ich dir zu Lieb' gethan; weil dein Herz unter der Schwelle ruht, habe ich dahin Blumen gestreut und die Pfosten bekränzt."

„I gar!“ sprach der Riese, „recht schade — du hast dir nutzlose Mühe gemacht, mein Herz liegt gar nicht dort.“

Nachdem er sein Abendmahl verzehrt und sich satt getrunken, machte er sich's wieder bequem und legte seinen Kopf zur Ruhe in den Schoß der Jungfrau. Da begann diese wie gestern: „Höre, Lieber, noch immer liegt mir etwas auf dem Herzen, aber du darfst nicht böse werden!“ Der Riese antwortete: „Sprich, was ist's?“ worauf sie sagte: „Wie glücklich wäre ich, wenn ich wüßte, wo dein Herz verwahrt ist.“ — „Du bist ein gutes Kind!“ sprach der Riese, „und deshalb will ich dir auch sagen, wo mein Herz steckt: dort im Wandschranke ist's.“ — „Haha!“ dachte der Prinz, „da wollen wir's schon finden!“

Der Riese schlief ein und als er am andern Morgen aufgestanden und weggegangen war, begann das Suchen von neuem; aber auch im Wandschranke war kein Herz des Riesen zu finden. „Es hilft Alles nichts“, sprach die Prinzessin, „wir müssen es noch einmal probiren.“ Darauf schmückte und bekränzte sie auch den Schrank mit den schönsten Blumen. Als der Riese heimkam, blähte er wieder seine Nase auf und sein erstes Wort lautete wiederum: „Ich bleibe dabei, hier riecht es nach Menschenfleisch!“ und die Prinzessin antwortete: „Ach, das Rabenvolk hat sich heute am Fenster dort niedergelassen und an vielen herbeigeschleppten Knochen herumgeschnuppert.“ Und wiederum fragte der Riese: „Was sollen die Blumen und Kränze am Schranke bedeuten?“ Das Mädchen antwortete rasch: „Das that ich deinem Herzen zu Liebe, mein Bester.“ Der Riese lächelte und sprach: „Du Thörin, wie kannst du glauben, daß ich mein Herz hier im Schranke verwahrte! Wo mein Herz ist, dahin kommst du nie.“ Da bat sie ihn gar beweglich und mit Thränen in den Augen, er möge ihr doch endlich die Wahrheit sagen, zumal sie ihn dann um so lieber haben wolle. Und dabei streichelte sie ihm die Backen. Das schmeichelte dem Riesen und er bequemte sich, ihr die Wahrheit zu sagen. „So höre denn“, versetzte er, „weit, weit von hier mitten im weiten Ozean liegt eine einsame Insel. Auf der Insel steht ein altes Gemäuer, eine Art Kirche, und in der alten Kirche ist ein tiefer Brunnen, und in dem Brunnen schwimmt eine wilde Ente und die wilde Ente trägt ein weißes Ei, und in diesem weißen Ei — da befindet sich mein Herz.“

Diese lange Rede mußte den Riesen wieder sehr angegriffen haben, wenigstens schlief er sogleich ein und schlief bis zum frühen Morgen. Sehr zeitig aber erhob er sich und begab sich seiner Gewohnheit gemäß in den Wald.

Nun litt es auch den Königsſohn nicht länger mehr im Schloſſe; er nahm zärtlichen Abſchied von der Prinzeſſin und gelobte ihr, ſie dereinſt wieder aufzuſuchen.

Wie der Rabe den Schlüſſel von der Thurmſpitze herabholt.

„Wenn ich nur erſt die Inſel gefunden hätte“, dachte er, „ſo wollt' ich das Herz des Rieſen bald in meiner Gewalt haben, und dann erhielt' ich auch die Hand der holden Maid!“ Wie er jetzt hinaus vor das Schloß trat, ſiehe, da ſtand der Wolf auch ſchon bereit, ihn dahin zu tragen, wo er hin begehrte. Der Wolf war kein gemeiner Wolf, er wußte Alles, was

sich zugetragen, und nachdem sich der Prinz auf seinen Rücken geschwungen — hui, husch! — fort ging's über Klippen und Hügel, über Berg und Thal, bis zu einer mächtigen Wasserwüste. Der Prinz wäre sicher allein nicht darüber hinweggekommen, aber der Wolf redete ihm zu, sich nur nicht zu fürchten, sondern fest sitzen zu bleiben. Dann sprang er in die Fluten und schwamm mit seiner Last auf dem Rücken hinüber nach der Insel.

Dort fanden sie auch bald die alte Kirche, aber sie war fest verschlossen und der Schlüssel hing hoch oben an der Thurmspitze. Der Königssohn wollte schier verzagen, als er sich so nahe am Ziele sah und nun keinen Ausweg wußte. Doch da war auch schon der Rabe, mit dem er einst sein Essen getheilt, bei der Hand; der flog nach der Thurmspitze und holte den Schlüssel herunter. Nun ging es hinein in die Kirche, und hier fand sich Alles richtig vor, wie es der Riese angegeben hatte: der tiefe Brunnen und die wilde Ente darin. Diese ließ sich leicht heranlocken, sie schwamm so nahe gegen den Rand, daß der Prinz sie haschen konnte. Als er sie aber aus dem Wasser heben wollte, ließ die Ente das Ei fallen, das nun bis auf den Grund niedersank. Nun stand es wieder schlimm um den jungen Herrn; er selbst wußte sich nicht zu rathen, noch zu helfen. Doch ließ sich jetzt zu rechter Stunde sein alter Freund, der Lachs, sehen und war zu gutem Dienste bereit. Er tauchte unter und brachte das Ei vom Grunde des Brunnens herauf. Nun hielt der Königssohn freudig das Ei in seiner Hand, aber so viel er es besah und herumdrehte, er wußte doch nicht recht, was er damit anfangen sollte. „Du brauchst es nur fest zusammenzudrücken", sagte der Wolf zu ihm, „und es geht Alles von selbst!" Der Prinz that also. Ehe der Jüngling es sich versah, war auch schon der Riese zur Stelle und schrie gottserbärmlich: „Au! o weh! o weh!" — „Drücke nur kräftig zu!" rieth der Wolf, und als der Königssohn dies that, erhob der Riese ein klägliches Lamento und bat und flehte um sein Leben, er wolle Alles thun, was der Prinz nur wünsche, nur möge er ihm nicht sein Herz entzwei quetschen. „Es sei", sprach der Königssohn, „aber flugs entzaubere meine sechs Brüder wieder, ebenso deren sechs Bräute, dann will ich gnädig mit dir zu Gericht gehen!"

Der Riese that, wie ihm geheißen. Als aber die Steinreihen wieder zu Menschen geworden, da drückte der Königssohn doch noch einmal zu. Er wollte dem Unhold nicht ans Leben, sondern ihn nur für das Unrecht, dessen er sich schuldig gemacht, strafen. Indes kam es anders — das Ei zerbrach, mit dem Riesen war's aus.

Nun ritt der Prinz stracks wieder nach dem Bergschlosse zurück und fand dort seine sechs Brüder und die sechs Prinzessinnen frisch und wohlgemuth. Die gefangen gehaltene Königstochter im Schlosse war nun auch erlöst und reichte dem Königssohne die Hand. Jetzt war Alles in schönster Ordnung. Jeder der sieben Prinzen hatte sein Theil und das hielt er fest. Daher rüsteten sie sich Alle und reisten zurück zu ihrem Vater, welcher hocherfreut war, als er seine sieben Kinder wieder kerngesund um sich sah und sieben schöne Schwiegertöchter dazu. Aber die schönste von allen Prinzessinnen war doch die Braut des jüngsten Prinzen und er mußte daher mit ihr bei Tafel neben dem Könige sitzen. Und nun wurde eine Hochzeit gefeiert, wie sich nicht die ältesten Leute erinnern konnten, eine solche je erlebt zu haben. Das Pokuliren, Tanzen und Jubeln dauerte viele Monden; die Freudentage wollten gar kein Ende nehmen, und wenn sie noch nicht aufgehört haben, so währen sie wohl noch heute fort.

„Na, da muß es prächtig hergegangen sein!" schnalzte der Kamerad aus Schweden. „Es wird mir wohl sauer werden, euch ebenso angenehm zu unterhalten als der Nore. Ich will's indes versuchen und wünsche, ihr hörtet eben so aufmerksam ein Märchen aus meinem Heimatlande an. Es heißt

Die Reise ins Land östlich von der Sonne und nördlich von der Erde.

(Nach dem Swenska Folk-Sagor von Cavallius und Stephens.)

Im südlichen Schweden lebte vor vielen, vielen Jahren ein reicher Bauer, der neben Wald und Acker eine schöne Wiese besaß, auf welcher das herrlichste Gras wuchs. Als das fette Gras hoch emporgewachsen war und bald gemäht werden sollte, bemerkte der Bauer, daß es seit einiger Zeit an jedem Morgen niedergetreten war. Die Spuren im frischen Morgenthau deuteten auf Menschenfüße, und doch wußte der Mann unter allen seinen Nachbarn und Bekannten keinen Feind, von dem er solchen Schabernack hätte erwarten können. Um der Sache aber auf den Grund zu kommen, sandte er am nächsten Abend seinen ältesten Sohn zur Wiese, um zu lauern und Acht zu haben, was dort vor sich gehe. Der Sohn versprach sein Bestes zu thun und hielt sich auch anfangs ganz wacker; als es aber gegen Mitternacht zu ging, wurden ihm die Augen schwer; bald sank er in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst am Morgen wieder erwachte. Da sah er, daß in der Nacht alles Gras wieder niedergetreten war, just genau wie vorher.

Der Vater war natürlich mit ihm unzufrieden, denn zum Schlafen brauchte er niemand ins Gras zu schicken. Er übertrug nun für die folgende Nacht die Wache seinem zweiten Sohne. Doch auch diesem erging's nicht besser; er hielt sich straff bis Mitternacht, dann aber konnte er sich des Schlafes nicht länger erwehren, er legte sich nieder und erwachte erst wieder, als die Sonne hoch am Himmel stand. Das Gras war aber auch in dieser Nacht niedergetreten, just gerade so wie früher.

Nun hatte der Vater noch einen dritten Sohn, einen höflichen und artigen Jungen. Der Rolf hatte einen eisenfesten Willen, und was er angriff, das brachte er auch zustande; aber er war noch sehr jung an Jahren. Dennoch aber trat er vor den Vater und sprach zu ihm: „Vater, laß mich diese Nacht auf der Wiese Wache halten!" Der Vater aber antwortete: „Nein, mein Sohn, du bist ja fast noch ein Kind, und konnten deine Brüder sich nicht munter erhalten, so bringst du es auch nicht fertig." Da aber der Jüngling nicht abließ, zu bitten, so gab der Vater endlich nach. „Nun, so magst du es meinetwegen versuchen!" sagte er.

So ging denn Rolf, der dritte Sohn, am Abend hin und wachte auf der Wiese, hielt sich auch standhaft, als ihn gegen Mitternacht der Schlaf übermannen wollte. Aber so sehr er auch seine Augen aufsperrte und Acht gab, nirgends ließ sich etwas sehen noch hören. Als es aber gegen Morgen zu ging, rauschte es auf einmal in der Luft wie von fliegenden Vögeln, und der Bursche sah drei Schwäne sich niederlassen, die eiligst ihr Gefieder abstreiften und — man denke sich die Verwunderung des wohlverborgenen Zuschauers! — sich in drei wunderliebliche Jungfrauen verwandelten. Und die Jungfrauen reichten sich die Hände und begannen einen Tanzreigen auf der Wiese; das war gar schön und lieblich anzusehen, zumal ihre Füße kaum den Boden berührten. Rolf hatte gar wohl bemerkt, daß eine von den drei Jungfrauen schöner war als alle anderen Frauen und Mädchen, die er jemals gesehen hatte, und er dachte bei sich: „Die möchtest du wohl dereinst zur Frau haben — die, oder keine auf dieser Welt!" Die Jungfrauen aber schienen ihn nicht zu bemerken und tanzten und belustigten sich immerfort. Da schlich der Jüngling näher und nahm den Tänzerinnen ihre Federhüllen und verbarg sie bei sich.

Als der Morgen nicht mehr fern und es Zeit war, daß die Sonne ihr glänzendes Nachtquartier verließ, stellten die Jungfrauen ihren Tanz ein und eilten an den Ort, wo sie ihre Federkleider niedergelegt hatten. Sie waren über alle Maßen bestürzt, als sie diese nicht mehr vorfanden, und

liefen auf der Wiese unruhig hin und her, bis sie endlich auch zu der Stelle kamen, wo der Jüngling lag. Auf Befragen gestand er zu, daß er allerdings ihr Gefieder an sich genommen. Sie baten ihn aufs inständigste, daß er es ihnen wiedergeben möchte. Doch Rolf antwortete: „Nein — das thue ich nicht; es sei denn, das ihr zwei Bedingungen erfüllt.“ Die Jungfrauen versprachen dies, als sie sahen, daß der Wiesenhüter auf etwas Anderes nicht eingehen wollte.

Da begann der Jüngling: „Meine erste Forderung besteht darin, daß ihr mir sagt, wer ihr seid und woher ihr kommt!“ Und die Jungfrau, welche die schönste unter den dreien war, antwortete: „Ich bin eine Königstochter und diese Beiden sind meine Dienerinnen. Wir leben auf dem Schlosse, welches östlich von der Sonne und nördlich von der Erde liegt, und wohin kein Erdensohn jemals gelangen kann.“ Da sprach der Bursche weiter: „So geht meine zweite Bedingung dahin, daß die schöne Königstochter sich mir auf Treue und Glauben verlobe und den Tag unserer Hochzeit bestimme; denn sie und keine Andere begehre ich zur Frau!“ Mittlerweile war es höchste Zeit geworden und die Sonne konnte jeden Augenblick im Osten emportauchen. Daher erwiderte die schöne Königstochter: „Wohlan, es sei!“ und reichte dem Jüngling ihre Hand. Hierauf gab Rolf den drei Jungfrauen ihre Federkleider wieder, diese verwandelten sich augenblicklich wieder in Schwäne, schwangen sich auf in die Lüfte und waren bald den Blicken des Jünglings entschwunden.

Als dieser nun am Morgen nach Hause kam, gingen ihm seine älteren Brüder entgegen und fragten ihn, ob er etwas gehört und gesehen habe. „Nichts!“ sagte er und verrieth kein Wort von Dem, was er erlebt. „Ach“, sagte er, „gegen Mitternacht ist ein fester Schlaf über mich gekommen, und als ich am Morgen aufgewacht, war freilich wieder alles Gras auf der Wiese niedergetreten.

Da spotteten und verhöhnten ihn die Brüder weidlich, zumal er sich eingebildet hatte, etwas fertig zu kriegen, was ihnen, den um so viel älteren, nicht gelungen war.

Rolf ließ das gut sein und wartete seine Zeit ab. Endlich kam der Tag, den die Prinzessin zur Hochzeit bestimmt hatte. Da war der Jüngling schon am frühen Morgen auf den Beinen, eifrig bemüht, Haus und Hof aufs beste zu schmücken. Der Vater aber hatte auf den Wunsch seines Jüngsten hin Freunde und zahlreiche Verwandte zur Hochzeit eingeladen. Eine Menge Gäste fanden sich ein, aber die Hauptperson blieb aus,

nämlich — die Braut. Dennoch aber wurden die Gäste recht munter, denn es fehlte an nichts, was ein reicher Bauernhof zu bieten vermag. Als die Heiterkeit gegen Mitternacht in lauten Jubel übergegangen war, vernahm man plötzlich draußen ein Geräusch, wie wenn ein Wagen heranführe. Und wirklich war's so. Draußen vor der Thür hielt ein prächtiges Gespann und ein reizendes Wesen, die Königstochter als Braut geschmückt, stieg nebst ihren beiden Hoffräuleins aus dem Wagen.

Da ward denn allgemeine Verwunderung unter den Gästen laut; Rolf aber empfing seine Auserkorene mit Freuden und erzählte nun Allen das Abenteuer, welches er als Wächter in jener Nacht bestanden. Jetzt wäre freilich wohl Mancher gern an seiner Stelle gewesen, am liebsten die beiden älteren Brüder; denn die Königstochter war über die Maßen schön und freundlich, so daß jedermann, der sie sah, sie auch lieb haben mußte. Unter lauter ungestörter Freude verflossen die Stunden, als ob es Minuten gewesen wären.

Es war nicht mehr fern vom Morgen und die Sonne mußte bald aufgehen — da sprach die Braut zum Bräutigam: „Laß mich jetzt von hinnen ziehen, mein Lieber, denn meine Zeit ist bald um." Rolf machte nun große Augen und antwortete: „Bist du nicht meine Braut und bleibst du nicht bei mir, bis der Tod uns scheidet?"

Sie aber entgegnete: „Wohl bin ich deine Braut und möchte mich nimmer von dir scheiden, aber das Schicksal will es anders. Ewige Trennung steht uns bevor. Fern von hier, in dem großen Reiche östlich von der Sonne und nördlich von der Erde, war mein Vater König und wohnte friedlich in seinem schönen Schlosse. Da hat ihn eines Tags sein böser Nachbar, ein gewaltthätiger Riese, überfallen und getödtet; mich aber hält der Schauerliche in harter Gefangenschaft. Nur in der Stunde vor und gleich nach Mitternacht hat er keine Gewalt über mich; da kann ich mich nach Belieben ergehen, doch muß ich allemal vor Sonnenaufgang wieder im Schlosse sein, sonst kostet es mein Leben. Und wollte ich auch nur des Nachts bei dir erscheinen — was würde es dir frommen? — du hättest eine Frau und doch keine."

Als Rolf das hörte, wurde er bis zum Tode betrübt, aber seine Braut länger zurückzuhalten, wagte er doch nicht.

Die schöne Königstochter nahm zärtlichen Abschied von dem Jünglinge und schenkte ihm, bevor sie ihn verließ, einen goldenen Ring, jedes der beiden Hoffräulein dagegen einen goldenen Apfel.

Von nun an war alle Lebensfreude von dem Aermsten gewichen; es mied ihn der Schlaf und keine Arbeit wollte ihm behagen. Da ward es ihm von Tag zu Tag klarer, daß im Hause seines Vaters seines Bleibens nicht länger sei. Er beschloß, es zu versuchen, die heißgeliebte Braut in dem Schlosse östlich von der Sonne und nördlich von der Erde aufzufinden und aus der Gewalt des Riesen zu befreien. Als er den Vater um Erlaubnis zur Reise anging, gab sich dieser alle Mühe, den Sohn auf andere Gedanken zu bringen. Da jedoch derselbe standhaft auf seinem Sinne beharrte, sagte der Vater zuletzt: „Dorthin, wo deine Braut wohnt, kommst du dein Leben lang nicht; willst du es aber durchaus versuchen, so will ich nicht länger dawider sein. Thue, wozu dein Herz dich treibt." — Tags darauf umarmte der Sohn Eltern und Geschwister und machte sich auf den Weg. — Nachdem er schon über manchen Berg und manches Thal und durch viele große Reiche gewandert war, gelangte er auch in einen mächtig großen Wald, der gar kein Ende nehmen wollte. Schon ein pär Tage lang war er darin fortgewandert, als ihm urplötzlich ein eigenthümliches Geräusch entgegenschallte. Wie er nach dem Schalle vorwärts schritt, sah er plötzlich zwei Riesen vor sich, die heftig mit einander stritten. Der Bauernsohn trat ohne Furcht und Scheu an sie heran und fragte die Streitenden, weshalb sie sich so zankten. Da antwortete der eine Riese: „Unser Vater ist gestorben, und wir haben nun sein Erbe getheilt. Hier sind nun ein Pär Stiefel übrig geblieben und wir können über deren Besitz unter uns nicht einig werden." — „Was ihr doch für närrische Käuze seid!" sprach der Jüngling, „gebt mir die Stiefel, so seid ihr eures Zwistes ledig und könnt euch fürder vertragen, wie's Brüdern geziemet." Das leuchtete den beiden Riesen ein, und der eine sprach: „Das sind freilich keine gewöhnlichen Stiefel, die wir dir überlassen; wer sie an den Beinen trägt, der legt mit einem Schritt hundert Meilen zurück." — „Nun, das soll für mich kein Grund sein, die Gabe zurückzuweisen", antwortete der Jüngling und nahm die Stiefel an sich. Beide Theile waren befriedigt, besonders die Riesen, die sich des Erbtheils wegen nun nicht mehr die Hälse zu brechen brauchten. Der Bauernsohn aber bedankte sich vielmal und setzte seine Reise nun viel schneller weiter fort.

Nach einiger Zeit gelangte er an eine andere Stelle des Waldes, in den er immer tiefer hineingerathen war, und wieder vernahm er lautes Geräusch und Lärmen. Er ging auch diesmal dreist vorwärts und erblickte gleich darauf — gerade wie das erste Mal — zwei Riesen, die mit einander kämpften.

Die waren aber nicht von demselben Riesenschlage, sondern wohl um eine gute Elle höher noch als jene, denen er zuerst begegnet war. Unerschrocken trat Rolf auch den Beiden näher und fragte sie, was sie mit einander hätten und warum sie sich rauften. Da antwortete der eine Riese: „Je nun, unser Vater ist gestorben, und wir haben, was er uns hinterlassen, unter uns getheilt. Hier aber ist ein Mantel, aber den wir uns durchaus nicht einigen können." — „Da weiß ich Rath", antwortete der Jüngling, „gebt mir euren Mantel, so habt ihr ein gutes Werk gethan, denn ich bin ein Wandersmann und habe einen weiten Weg vor mir; euch aber ist geholfen, denn ihr seid den Gegenstand eures Haders los und könnt euch dann vertragen, wie es guten Brüdern geziemet." Das dünkte den beiden Riesen so übel nicht; aber der eine sprach: „Mit dem Mantel hat's nun freilich eine eigene Bewandtnis. Das ist kein Mantel wie jeder andere Mantel, vielmehr macht er denjenigen, welcher ihn umhängt, unsichtbar." — „Das ist gerade kein Fehler", antwortete Rolf, nahm den Mantel ohne Ziererei und Umstände an sich, dankte vielmal und verabschiedete sich.

Als er seine Wanderschaft nun im Lande der Riesen weiter fortsetzte, begab es sich, daß er kurze Zeit nachher wiederum einen Höllenlärm vernahm, und als er auf die Stelle, von woher der Spektakel ertönte, zuging, erblickte er wieder ein gewaltiges Riesenpär im Handgemenge. „Pfui, wer wird sich so walken!" rief ihnen der Bauernsohn zu; „könnt ihr euch nicht im Guten vertragen?" — „Nein, das können wir eben nicht", antwortete der eine, „denn unser Vater ist gestorben, und es gilt unser Erbe zu theilen. Hier aber ist ein Schwert, über dessen Besitz wir uns durchaus nicht einigen können." — Da sprach der Jüngling: „Nun, da bin ich gerade der rechte Mann, euren Streit zu schlichten. Könnt ihr doch einmal nicht einig werden, so überlaßt mir das Schwert, denn ich bin ein Wandersmann und auf einer weiten Fahrt begriffen und könnte eine gute Waffe wohl gebrauchen." — „Nun, die habt Ihr auch, wenn wir Euch die Klinge geben", sagte der eine Riese, „denn dies Schwert ist kein gemeines Schwert, sondern wer mit dessen Spitze berührt wird, ist auf der Stelle ein Kind des Todes; wenn man einen Todten aber mit seinem Hefte berührt, so lebt er wieder auf." — „Na, da soll mir das Schwert um so lieber sein; gebt es nur her!" versetzte Rolf.

Die Riesen stritten sich noch eine Zeit lang herum, da sie sich aber schließlich doch nicht einigen konnten, so schien ihnen der Rath des Jünglings wohl beachtenswerth. Und als sie sich des Schwertes entledigt, war auch

jeglicher Grund verſchwunden, ſich noch weiter zu ſtreiten, und ſie ſchlugen ſich Arm in Arm ins Dickicht.

Wie der Bauernburſche zu den Hundertmeilenſtiefeln gelangt.

Auf ſolche freilich nicht ſehr gewöhnliche Art gelangte Rolf zu einer koſtbaren Waffe; er gürtete das Schwert um, zog die Hundertmeilenſtiefel an und hing den Mantel über die Schultern. Nun dünkte ihm, er ſei für die Reiſe gut genug ausgerüſtet.

Eines Abends gelangte er spät in eine unüberseh bare Einöde, die schier kein Ende nehmen wollte. So sehr er auch nach allen Seiten umherblickte, nirgends war eine Nachtherberge zu entdecken. Endlich sah er ein kleines Licht aus der Ferne schimmern. Wie er nun dem Scheine nachging, gewahrte er ein altes, verfallenes Häuschen und in demselben ein runzliges, altes Weib, das schon so viel Menschenalter durchgelebt zu haben schien, als andere Leute Jahre alt werden. Unser Wandersmann trat ein, grüßte höflich und bat um ein Nachtlager. „Wer bist du und wo kommst du her und wo willst du hin, der du mich so freundlich grüßest?" fragte die Alte. Da antwortete der Jüngling: „Ich bin ein armer Wandersmann, komme von fern her und suche das schöne Schloß, das östlich von der Sonne und nördlich von der Erde liegt. Könnt Ihr, gute Mutter, mir vielleicht den Weg dorthin weisen?" Die Alte versetzte: „Nein, das kann ich nicht; aber mir ist alles vierfüßige Gethier unterthan, und das will ich herzurufen, weil du dich so freundlich gegen mich benimmst, wie noch niemand, so lange ich hier weile, und das ist geraume Zeit, denn ich sah hier schon zwölf Eichenwälder emporwachsen und wieder verfaulen. Also will ich dir behülflich sein und morgen alles Gethier versammeln; vielleicht findet sich doch unter den vielen eines, das Auskunft geben kann."

Der Jüngling dankte wieder höflich und blieb bei der Alten über Nacht. — Am andern Morgen, sobald die Sonne aufgegangen war, berief die Alte alles vierfüßige Gethier. Aber so viel ihrer auch kamen, die Bären, Wölfe, Füchse, Iltisse und die flüchtigen Thiere des Waldes von allen Gattungen und Arten, es wußte kein einziges, wo das schöne Schloß zu finden, das der Fremdling suchte. Da entließ ihn die Alte und sprach: „Ich kann dir nicht helfen, aber etliche tausend Meilen von hier wohnt meine Schwester, die Herrscherin über alle Fische im Wasser; vielleicht weiß sie dir zu berichten, wo das schöne Schloß östlich von der Sonne und nördlich von der Erde liegt."

Der Bauernsohn dankte und grüßte in seiner freundlichen Weise und wanderte weiter. Er hatte seine Hundertmeilenstiefel an den Beinen und so legte er gar rasch eine gehörige Strecke zurück; aber es war doch Abend geworden, ohne daß die Wildnis, in der er sich befand, ein Ende genommen. Zum Glück sah er jetzt in der Ferne ein Licht flimmern. Er schritt auf dasselbe zu und fand am Meeresstrand ein moosbedecktes, altes Gemäuer, darin ein steinaltes Weib hauste, das eben so viele Menschenalter durchlebt zu haben schien, als andere Menschen Mondwechsel erleben.

Der Jüngling trat in das Häuschen, verneigte sich tief vor der Steinalten, bestellte die Grüße von ihrer Schwester und fragte, ob sie ihn nicht über Nacht beherbergen wolle. Das alte Weib aber redete zu ihm: „Wer bist du und wo kommst du her und wo willst du hin, der du mich so freundlich grüßest? Ich sah an dieser Stelle vierundzwanzig Eichenwälder aufwachsen und vierundzwanzig Eichenwälder untergehen, aber noch sah ich niemand, der so artig und freundlich gewesen.“ Der Bauernsohn antwortete: „Ich bin nur ein müder Wanderer, komme aus weiter Ferne und suche das schöne Schloß östlich von der Sonne und nördlich von der Erde. Habt Ihr davon gehört oder könnt Ihr mir gar den Weg dahin zeigen?“ — „Das kann ich leider nicht“, versetzte die Alte, „aber weil du mich so freundlich begrüßt hast, so will ich dir nach Kräften behülflich sein. Ich bin die Herrscherin über das Gethier im Wasser und morgen werde ich alles dieses zusammenrufen; vielleicht ist eines unter ihnen, das dir den Weg zu zeigen vermag.“ Und der Jüngling dankte der Uralten und ruhte sich während der Nacht bei ihr aus.

Als es tagte, und die Sonne ihre ersten goldenen Strahlen auf das weite Meer warf, ließ das Weib alle Meergeschöpfe zusammenkommen. Da schwammen herbei die Walfische, Delphine, Hechte und Lachse, kurz allerlei kleine und große Fische aus den Gewässern der Erde und fragten, was ihre Königin befehle. Die Alte theilte nun den Fischen mit, was der Jüngling wissen wolle, und diese hielten alsbald Umfrage unter einander; aber es befand sich kein einziges Wesen unter ihnen, das etwas von dem schönen Schlosse wußte, oder gar den Weg dahin angeben konnte. Es blieb auch dieser Steinalten nichts übrig, als den Jüngling zu trösten und ihm Hoffnung zu machen, daß, wenn er einige tausend Meilen weiter gehen wolle, eine dritte Schwester, die Beherrscherin aller Vögel unter dem Himmel, ihm doch vielleicht helfen und rathen könne. Vermöchte diese es nicht, so gäbe es weiter niemand auf Erden. Hierauf dankte der Jüngling der alten Fischkönigin für ihren guten Willen, nahm Abschied und trat von neuem seine Wanderschaft an.

Mit Hülfe der Hundertmeilenstiefel ward es ihm natürlich leicht, den Tag über ein gut Stück weiter zu kommen; doch als es wiederum Abend geworden war, wußte er nicht ein noch aus. Ringsum sah er nichts als grausige Oede und Wildnis, die just gar kein Ende nehmen wollte, und aus der heraus sich zu winden ihm große Mühe verursachte. Ueberall Gestrüpp und Gehölz, durch das fast gar nicht durchzukommen war.

Vergebens spähte er überall nach einer Herberge umher. Endlich winkte ihm aus der Ferne ein Lichtschimmer. Als er darauf los schritt, gelangte er nach rüstigem Wandern an eine kleine verfallene Hütte, und in derselben wohnte ein uraltes Weib, das eben so viele Menschenalter gelebt zu haben schien, als ein anderer Mensch Tage erlebt. Der Bauernsohn trat ein, verneigte sich tief vor der Ur-Uralten, grüßte sie freundlich von ihren Schwestern und bat aufs artigste, ihm zu erlauben, die Nacht bei ihr zubringen zu dürfen. Als ihn das Weib so artig sprechen hörte, rief sie: „Wer bist du und wo kommst du her und wo willst du hin, der du mich so freundlich begrüßest? Ich habe achtundvierzig Eichenwälder aufwachsen und achtundvierzig Eichenwälder vermodern sehen, aber noch niemand hat so freundlich mich angesprochen." Der Jüngling antwortete: „Ich bin ein armer Wanderer, aus weiter Ferne hergekommen, und suche das schöne Schloß östlich von der Sonne und nördlich von der Erde. Könnt Ihr mir vielleicht den Weg dorthin verrathen, liebwerthe Mutter?"

„Nein, mein Söhnchen", antwortete die Uralte, „das kann ich leider nicht, aber weil du so artig bist, will ich dir behülflich sein, so gut ich's kann. Als Herrscherin im Vogelreich werde ich morgen meine Unterthanen versammeln; vielleicht kann ein Flügelthier den rechten Weg dahin verrathen."

Da dankte der Jüngling der Alten und blieb bei ihr über Nacht.

Früh am andern Morgen, noch ehe der Hahn krähte, stand die uralte Vogelkönigin auf und berief ihre Unterthanen zum Rathe. Da gerieth die Fläche des Wassers in Bewegung durch die heranrudernden Schwimmer, und in der Luft schwirrte es vom Fluge der großen und kleinen Fittichträger, denn sie kamen alle herbei aus allen vier Enden der Welt, die Adler, Eulen und Stößer, die Schwäne und Hühner, bunte Papageien und Singvögel und allerlei anderes großes und kleines Gethier und wollten wissen, was ihre Gebieterin von ihnen verlange. Die Alte aber sprach: „Ich habe euch berufen, daß ihr mir sagen sollt, ob einer unter euch das schöne Schloß östlich von der Sonne und nördlich von der Erde liegen weiß und den Weg dahin zeigen kann!"

Da beriethen sich die Vögel lange; aber es befand sich keiner unter ihnen, der etwas von dem Schlosse wußte.

Unwillig fragte die Ur-Uralte: „Seid ihr denn auch alle, wohlgezählt, beisammen?"

„Bis auf einen", antwortete der Adler, „es fehlt nur noch der Vogel Phönix."

In diesem Augenblicke aber vernahm der Jüngling ein mächtiges Rauschen in der Luft und bemerkte einen schwarzen Punkt am Himmel, der immer größer wurde und sich immer mehr näherte. Bald konnte man wahrnehmen, daß es der Vogel Phönix war, der so eilig herangerauscht kam und sich vor der Alten niederließ. Er schien sehr ermüdet zu sein, so daß er kaum noch seine Schwingen zu rühren vermochte und längere Zeit zur Erholung bedurfte, ehe er auf die ärgerliche Frage der Herrscherin, warum er so lange ausgeblieben sei, Antwort geben konnte. Endlich, nachdem er wieder etwas zu Kräften gekommen, antwortete er gar demüthig: „Zürne nicht, o Gebieterin, daß ich so lange ausgeblieben, denn ich komme aus einer ungeheuer fernen Region, aus dem Lande mit dem schönen Schlosse, das östlich von der Sonne und nördlich von der Erde liegt.“ Die Uralte vernahm diese Nachricht mit Befriedigung; dennoch antwortete sie mit Strenge: „Nun so mag denn die Strafe für dein Säumen darin bestehen, daß du noch einmal denselben Weg zurückfliegst und daß du dorthin diesen Jüngling mitnimmst.“

Dem Phönix schien dieser Entscheid nicht so recht zu behagen, aber was wollte er machen? Gehorchen mußten alle Vögel ihrer Beherrscherin. Nur kurze Zeit ward ihm verstattet zur Ruhe. Mittlerweile nahm der Jüngling Abschied von dem uralten Mütterchen und dankte demselben recht herzlich. Dann schwang er sich auf den Rücken des Phönix. Dieser erhob sich nun mit ihm in die Lüfte und trug ihn mit Windeseile dahin über Berge und Thäler, weithin über das blaue Meer und über ewig grünende Wälder.

Als er so eine Weile dahingeflogen, sprach der Vogel: „Siehst du etwas in weiter Ferne?“ Der Jüngling auf dem Rücken des Vogels antwortete: „Ja, am fernen Himmelsrande eine dunkle Wolke.“ — „Dort liegt das Land, wohin wir fliegen müssen“, erwiderte der Vogel und segelte pfeilschnell weiter. Und gegen Abend fragte der Vogel wieder: „Was siehst du jetzt?“ Der Jüngling versetzte: „In der dunklen Wolke gewahre ich einen lichten Fleck, der so klar schimmert, als wär's die liebe Sonne.“ — „Es ist der Glanz des Schlosses der Riesen, das wir suchen“, versicherte der Phönix und sauste weiter. Als es völlig Nacht geworden war, fragte der Phönix zum dritten Mal: „Siehst du noch etwas?“ Der Jüngling antwortete: „Ja, ein großes, herrliches Schloß, das ganz und gar in lichtem Golde erglänzt.“ — „Dann sind wir zur Stelle“, sprach der Vogel und flog mit dem Jüngling hinab in den Burghof und setzte da seinen Reiter nieder. Dieser dankte dem gefälligen Phönix für seine guten Dienste,

worauf derselbe sich wieder in die Lüfte erhob und dahin zurückflog, von wannen er gekommen.

Da es gerade um die Mitternachtsstunde war, in der alle Riesen in tiefem Schlafe liegen, so benutzte der Bauernsohn, wiewohl sehr ermüdet, seine Zeit bestens und schritt ohne Säumen nach einem Flügel des Prachtbaues. Auf einmal hörte die Königstochter, die mit ihren Hoffräuleins noch munter war, ein Klopfen an der Pforte. Sie entsandte sofort ihre erste Dienerin, um zu sehen, wer da sei. Als diese ans Thor kam, reichte ihr der Einlaß Begehrende einen goldenen Apfel. Da erkannte das Fräulein sogleich, daß es der Apfel war, den sie dereinst dem Bräutigam ihrer Herrin geschenkt. Sie eilte daher ins Schloß zurück und meldete: „Dein Bräutigam, o Gebieterin, ist draußen." Die Königstochter aber wollte solche Wundermär nicht glauben und sandte die zweite ihrer Dienerinnen ab. Als diese zur Pforte kam, gab ihr der Harrende den andern Goldapfel. Da erkannte auch sie ihre Gabe wieder, sie lief zur Prinzessin zurück und bestätigte, daß wirklich ihr Bräutigam gekommen sei. Die Königstochter aber wollte es noch immer nicht glauben und ging nun selbst hinaus, um nachzusehen. Als sie zur Eingangspforte gelangte, überreichte ihr der Jüngling den goldenen Ring, den er von seiner Braut erhalten. Nun zweifelte diese nicht länger, sondern öffnete schnell die Thür und empfing frohlockend ihren Bräutigam. Er folgte ihr aufs Zimmer, und hier schütteten sie einander ihr Herz aus, denn sie hatten sich gar viel und mancherlei zu erzählen. So vergingen ihnen die Stunden der Nacht, als wenn es nur Minuten gewesen wären. Gegen Morgen aber wurde die Königstochter sehr traurig und sagte: „Wir müssen nun scheiden, mein Lieber. Und wenn du mich wirklich lieb hast, so eile hinweg, ehe die Riesen erwachen, sonst kostet's dich dein Leben."

Der Bräutigam aber antwortete: „Was verlangst du? Ich sollte dich wieder verlassen? — Nimmermehr. Ich rüste mich zum Kampfe wider deinen und meinen Feind!" Und davon ließ er sich auch, trotz aller Bitten seiner holden Braut, nicht abbringen.

Kaum hatte der erste Sonnenstrahl die Zinnen des Schloßthurmes gestreift, und war es im Burghof lebendig geworden, so stand der Bräutigam auf, warf seinen Mantel über die Schultern, zog sein Schwert aus der Scheide und eilte nach der Pforte hin. Eben dort angekommen, sah er, daß die Thür aus den Angeln sprang. Die Riesen traten ein. Aber hinter dem einen Thürflügel stand der Jüngling mit seinem Schwerte und hieb jedem der

Eintretenden, Einem nach dem Andern, den Kopf ab, ohne daß ihn ein Einziger gewahrt hätte, denn sein Mantel machte ihn unsichtbar. Die Prinzessin harrte indes seiner auf ihrem Zimmer in großer Bangigkeit und Sorge. Da däuchte es ihr, es währe recht lange, und als sie es nun nicht länger auszuhalten vermochte, sandte sie eine ihrer Dienerinnen ab, zu sehen, wie der Kampf abgelaufen. O, wie jubelte sie aber auf, als in diesem selbigen Augenblicke ihr Bräutigam in ihre Arme eilte und ihr mittheilte, daß sämtliche Riesen erschlagen seien und todt unten im Schloßhofe lägen! „Nun ist unser Glück gemacht", rief die Prinzessin, „und so groß ist es, daß es nie und nimmer größer werden könnte; nur Eines fehlt noch, daß meine Eltern daran theilnehmen!"

„Ei!" sprach der Bräutigam, „wenn es das nur ist, um unser Glück noch größer zu machen, auch da kann geholfen werden. Zeige mir nur, wo deine Eltern beigesetzt wurden!"

Da führte die Prinzessin den Freund an den Ort, wo Vater und Mutter und alle anderen Verwandten begraben lagen, und als der Jüngling die Lieben seiner Braut mit dem Knauf seines Schwertes berührte, da richteten sie sich auf, wie aus langem Schlafe, und wurden wieder lebendig.

Nun herrschte allgemeine Freude im Schlosse. Alle Erlösten dankten ihrem Erretter und erkannten ihn bereitwillig als den Würdigsten an. Fortan herrschte er im Lande als König, und die schöne Schwanenjungfrau ward seine Königin. Sie regierten lange Jahre mit Milde und Freundlichkeit über ihr weites Reich." —

„Und nun kommt Thüringen an die Reihe", so schloß der Mann des Nordens seine Erzählung.

Hexen- und Nixenspuk.

„Nun ja, ich bin dran", begann der Saalfelder, „aber ich fühle mich in der Verlegenheit, nicht recht zu wissen, wo ich beginnen soll. Denn in meinem Vaterlande wimmelt es noch von Hexen- und anderm Zauber, wie von See- und Waldfrauen, Gnomen und Wichten, Wald- und Wasserunholden, und im Riesengebirge hat sich, als unser berühmter Dichter Hauff vor fünfzig Jahren zu erzählen begann, selbst der alte Rübezahl, der Herr des Gebirges, jenem zu Liebe, noch blicken lassen. Und dann sind auch die schönsten deutschen Kinder- und Volksmärchen von den besten Männern zu Papier gebracht und vielfach gedruckt worden. Ihr habt sie am Ende alle

schon in eurer Sprache gelesen. Freilich haben unsere Dichter meist vorgezogen, dem Volke nur die überlieferten alten Mären und Geschichten und Wunderdinge zu erzählen, ohne selbst jemals darauf zu lauschen, was sich Feld und Flur, Wald und Heide, die Bächlein und stille Seen des Morgens früh und abends spät zuflüstern. — Denkt euch, wir gehen jetzt zusammen dahin unfern des Uferrandes der wildrauschenden Schwarza und schlagen rechts den schmalen Pfad ein, der nach dem Nixenteich führt. Der Abend ist eingebrochen. Im Schilf des nahen Gewässers raschelt es unheimlich, leise rauscht der Wind durch die Wipfel der Bäume; geheimnisvoll flüstern Stimmen oben im Luftbereiche wie unten aus der Tiefe des Sees. Bei Samiel, meinem Onkel selig, die feierliche Ruhe ringsum lastet wie ein Alp auf einem. Uns dünkt, wir seien nicht allein — und dennoch sind wir es; unserm scharfblickenden Auge tritt nirgends etwas greifbar Lebendiges entgegen, nur aus der Ferne ertönt das Balzen des Auerhahns, und doch summt's und schreit's unheimlich vor dem Ohre. Natürlich ist es nichts als das Murmeln der am Seerand anschlagenden Wellen und die gespenstigen Luftgebilde, die aus dem feuchten Nebel über dem dunklen Gewässer emporhuschen, sich lostrennen, um alsbald wieder sich zu vereinigen — es sind nichts als Dünste und eitel Blendwerk. Jetzt aber tritt der Mond hinter den Wolken hervor. Im glitzernden Lichte desselben formen sich die Nebelbilder zu bestimmten Gestalten. Lebendig wird's ringsum. Wir meinen die Luftgebilde hin und her huschen, bald um die Riesenweide im Tanze sich bewegen, bald im Wasser auf- und niedertauchen zu sehen — ja es dringen Töne wie von Aeolsharfen, eine schwermüthig stimmende, aber doch liebliche Weise, an unser Ohr. Nun unterscheiden wir Frauenumrisse, die näher zu uns heran schweben. Ist's nicht, als ob sie uns winkten, zulächelten? — hu — hu!" — —

„Na, höre auf mit deinem Nixenspuk!" fiel der Däne ein — „mich schauert's! Mehr kannst du ja nicht verlangen!"

„Nu ja — so wie Euch, ist's mir, bei Samiel, meinem durstigen Oheim, auch ergangen", versetzte der Saalfelder. „Deswegen beeilte ich mich auch damals, die große Fahrstraße wieder zu gewinnen. Aber ich, der ich sonst mich im Schwarzathal gut zurecht zu finden wußte, konnte den Pfad, der am Ufer abzweigt, nicht finden. Starr, wie besessen mußt' ich in einem fort nach der Wasserfläche schauen, wo eigenthümliche Ringel entstehen, trichterförmig sich bald erweitern, bald sich zusammenziehen und in größeren Kreislinien im Wogenschlag oder im Strudel am obern Schilfufer wieder zerrinnen.

Elfenreigen um die Rieſeneiche.

„Aus den Wellenkreiſen aber glitzert es uns entgegen, wie wenn hold und freundlich lockende Augen uns hinabziehen wollten, bald ſchmeichelnd, bald tückiſch lächelnd — in die dunkelblaue Tiefe. Und aus der Tiefe vernehmen wir ein ſonderbares Geräuſch, wie von rudernden Armen, und die Blaſen von Giſcht, wie von emportreibenden Floſſen, mehren ſich nach allen Seiten. Jetzt taucht aus dem trichterförmigen Strudel eine lichtglänzende Geſtalt dicht vor dem wirr gewordenen Wanderer empor, bald ſchwebt ſie zu deſſen Rechten, bald zu ſeiner Linken und drängt ihn näher zum Rande des Teiches hin .....

„Ihr ſchüttelt mit dem Kopfe, als wenn ich zu ſtark auftrüge, aber die ſchönſten Nixen der Saale, Ilm und Unſtrut ſind noch vor wenig Jahren von verſchiedenen Leuten geſehen worden.

„Es ist noch nicht lange her, da ging ein kleines Mädchen mit mehreren Erwachsenen von Weimar nach dem Lustschlosse Belvedere, wobei sie den Weg durch den Theil des Parkes, der „Tucks Garten" heißt, einschlugen. In der Nähe der Schafbrücke gewahrte das Kind eine wunderliebliche Maid mit langen gelben Haren und in einem weißen Kleide, die am südlichen Ufer der Ilm hin und her schwebte. Zitternd wies es hin auf die Erscheinung, ihre Begleiter sahen aber nichts und lachten das Mädchen aus. Als sie die Brücke betraten, verschwand die weiße Gestalt auch den Augen des Kindes.

„Weiter: In den Büschen am untern Tiefurter Wege beschäftigte sich ein Soldat eben damit, Putzstöcke zum Reinigen seines Gewehres sich zu schneiden, als er von der Ilm her erst ein Geplätscher, dann helles Lachen vernahm. Er sah sich danach um und bemerkte nun ein nacktes Weib mit langen, goldenen Locken im Flusse plätschern. Sie rief ihn mit seinem Namen an und lächelte ihm zu. Der Soldat war Nixen gegenüber weder ein Held, noch ein Don Juan und machte, daß er weiter kam. — Auch ihm ging's nicht besser als dem kleinen Mädel — man lachte ihn aus.

„Noch im Jahre 1804 soll bei einer für das weimarische Land wichtigen Begebenheit die Saalnixe am hellen lichten Tage im Paradiese bei Jena herumgewandelt und von vielen Leuten gesehen worden sein."

„Aber bringe 'mal vor allem dein Nixenabenteuer am See der Schwarza zu Ende", mahnte der Norweger.

„Na, das war zu Ende — als ich versuchte, dem See den Rücken zu kehren, schug der Bello, des Waldwärters Hund an, der brachte mich auf den rechten Weg — und verschwunden war aller Spuk.

„Damals verlief also das Beschauen der Nixe leidlich gut. Wehe aber, wenn statt eines weiblichen Wassergeistes ein Nix oder Wassermann den Wanderer in seine Kreise zieht! Es sind nämlich bisweilen wüste, häßliche und grausame Gesellen, mitunter am ganzen Körper wie ein Ziegenbock behärt, den Menschen meist feindlich gesinnt. Die Nixen- oder die Wasser- und Seejungfern dagegen sind wenigstens bei uns fast durchweg schöne, junge Frauengestalten, die gern mit den Menschen verkehren und Liebe zu ihnen empfinden. Sie begeben sich mitunter noch unter die Menschen, wenn diese noch nicht zu verderbt sind und noch auf Treue und Redlichkeit halten.

„Gleich dem Elf, von dem der Bruder Däne erzählt hat, verstehen sich auch in Westfalen die Nixe auf Hammer und Ambos; es sind

geschickte Schmiede, die dem Landmann die Pflugschar schärfen und andere Geräthe ausbessern. Solch einen Nixenschmied gab es in dem See der Gegend von Morkuhlen, nördlich von Epe. Der war immer bereit, auszuhelfen, wenn man sich an ihn mit lautem Zuruf wandte. Er gehörte zu den „rauhen Leuten", wie dieses kleine von oben bis unten mit zottigen Haren bewachsene Volk genannt wurde. Auch auf eine schriftliche Aufforderung hin stellte sich der Rauhhärige in der Nacht ein und holte sich die Arbeit, die man am andern Tage so ausgeführt, wie man es wünschte, samt Preisangabe an derselben Stelle fand, wo man sie hingelegt hatte. Der Preis war mäßig, die Arbeit trefflich, und so verkehrte die Bauernschaft viele Jahre zu gegenseitiger Befriedigung mit dem unterirdischen Schmied. Die Eper standen sich gut bei dieser Verbindung, denn ihre Pflugscharen waren die besten weit und breit. Aber der Handel nahm jählings ein Ende als ein schmieriger Geizhals, statt billigen Lohn zu entrichten, den fleißigen Schmied auf häßlich-schmutzige Weise bezahlte. Da zischte es auf am Seeufer und der Geizkragen lag von der Eisenspitze einer Stange durchbohrt am Boden. Seitdem hörte man nicht mehr des Nachts hämmern und klopfen; der Nix hatte sich in die Tiefe des grundlosen Sees zurückgezogen und kam nicht mehr ans Tageslicht. — — Aber auch als Knechte verdingten sich die Nixe und schafften dann jeder einzelne für sechse. — Alle diese Wassergeister lieben Gesang, Spiel und Tanz ...."

„Stimmt auffallend", fiel der Schwede ein, „wir in Schweden haben einen Nix, den sie „Stromkarl" heißen, der hat schon manchen nichtsahnenden Wandersmann durch sein Saitenspiel bezaubert und gleich einem Nixenweibsen in die Tiefe gelockt!" ...

„Auch an anderen Orten giebt's solche Unholde", nahm der Däne das Wort; „in der Schweiz, wo ich im vorigen Sommer gewesen bin, glauben noch Viele steif und fest an die Wassergeister. Mir ist als ganz zuverlässig versichert worden, wie eine solche Wasserfrau ihr eigenes Kind, einen scheußlichen magern Wechselbalg, mit Augen wie ein gestochenes Kalb, dabei von Farbe gräulich und fahl und aufschreiend wie ein Rabe, einer Köhlerfrau statt ihres Kindes in das Bettchen gelegt habe. Darauf sei nun die Mutter des geraubten Kleinen wie besessen herumgesprungen und habe ihrer Seele keinen Rath gewußt. Ihr Mann aber fand solchen; er fing die Unholdin ein und prügelte sie gottserbärmlich mit Ruthen so lange, bis er und sein Weib eine Kinderstimme weinen hörten. Als sie nun dem Geschrei nachgingen, fanden sie ihr Kind draußen am Ufer des Sees liegen.

Sie beeilten sich, dasselbe in Sicherheit zu bringen und den herbeigebrachten Wechselbalg an die leere Stelle zu legen. Kaum aber gewahrte der alte Wasserdrache den kleinen Unhold, als sie auf denselben losfuhr, ihn zerriß und hierauf im Wasser verschwand. Der See aber fing an greulich zu toben und haushohe Wellen zu schlagen, und man glaubte steif und fest, der Wasserfrau selbst sei es nun ans Leben gegangen. — Nun aber fahr du wieder fort, Thüringer!"

„In Thüringen", erzählte der Saalfelder, „wissen die Leute von Nixen, die außer in Brunnen und Teichen, auch noch in anderen Gewässern sich aufhalten. Besonders liebt dieses Völklein die Saale, Ilm und Unstrut als Wohnstätten. Im Schmalkaldischen nennt man die elenden, verkümmerten Kinder, denen man dort bisweilen begegnet, „Wasserkinder". Wie schon gesagt, den Wassergeistern entstammen jene häßlichen, menschenähnlichen Geschöpfe, die in der Schweiz den Eltern an Stelle der Ortskinder gar nicht selten untergeschoben werden. Noch heutzutage pflegt man zum Schutze gegen das Treiben dieser Unholde die Thüren zu den Stuben der Wöchnerinnen mit einem Sicherheit verleihenden Schürzenbande zu verschließen und sorgt dafür, daß ein neugeborenes Kind nicht allein gelassen wird.

„Nicht selten nehmen, wie an anderen Orten so auch hier, diese Unholde den Beistand der Menschen an, und die Nixen besonders meinen es nicht selten gut mit unserm Geschlechte. Ein gelehrter Mann, Witzschel mit Namen, erzählte meinem Ohm, dem stets durstigen Samiel, daß einst die Tochter eines Fischers aus der Gegend von Jena an einem Orte, nämlich auf dem schon erwähnten Paradiese, prächtige Blumen gesehen habe. Sie gefielen der Kleinen so gut, daß sie sich niederbückte, um sich einen Strauß zu pflücken. Dabei bog sich das Mädchen am Uferrand etwas sehr vor, und es wäre wahrscheinlich in den Fluß gestürzt, wenn nicht plötzlich eine junge Frau in städtischer Kleidung zwischen sie und das Wasser getreten wäre und ihr mit dem Finger gedroht hätte. Als die Dirne aufmerksamer hinschaute, war die Erscheinung verschwunden. Beim Samiel! — es konnte niemand anders gewesen sein, als eine Wasserjungfer — denn ein Wassermann, wie er im Plauenschen Vogtlande noch vorkommen soll, war's nicht gewesen, der hätte sich sicher gefreut, sie ins Wasser purzeln zu sehen.

„Ein solcher altersgrauer Wassermann hat moosgrünes Här und auch grüne Augen und ist von Gestalt sehr klein. An der Zahnmühle bei Oelsnitz zeigt er sich, wie sich die Leute erzählen, oft um die Mittagsstunde, wo er am Ufer sitzt und sein Här kämmt. Einen so bezaubernden Gesang,

wie die Loreley am Rheine, vermag er jedenfalls nicht hervorzubringen, auch wird der Kamm, dessen er sich bedient, nicht als ein goldener bezeichnet.

„Seine Gesänge würden auch keinen Zweck haben, da kein Schiffer sich auf der Elster nach dem Vogtlande verirrt und auch sonst niemand Lust bezeigen würde, sich um der häßlichen Gestalt willen in das Wasser zu stürzen.

„Die Wassergeister bezeigen sich ebenso häufig uns Menschen feindlich, als freundlich. Wie die Enz am Peter- und Paulstage und der Neckar am Johannistage ein Opfer haben will, so verlangt auch die Saale jedes Jahr zu bestimmter Zeit ihr Opfer. Darum hüten sich die thüringischen Fischer an diesem Tage, ihrem Gewerbe nachzugehen, auch wagt selten Einer, im Flusse zu baden. Einst that dies dennoch ein Fleischer aus Jena bei der Schneidemühle, wo es freilich nicht erlaubt ist. In der Mitte des Flusses ergriff es ihn plötzlich bei den Füßen, wie wenn man ihn niederziehen wollte. Er rief um Hülfe, und einige Leute, die weiter abwärts ins Wasser gegangen waren, schwammen herzu und versuchten gemeinschaftlich, ihn loszumachen. Das gelang ihnen endlich auch, aber wie sie ihn aufs Trockene brachten, gewahrte man an seinen Beinen den mit Blut unterlaufenen Abdruck von zwei großen Nixenkrallen und wußte nun, woran man war.

„Ein fremder Maler, der sich in Jena aufhielt, hatte es sich in den Kopf gesetzt, die Nixe im Paradiese kennen zu lernen. Mehrmals begab er sich zu diesem Zwecke dort hin und lockte sie durch Weisen auf der Guitarre, die sie gern hörte. Eines Abends that er dies in Begleitung eines Kollegen aus der Stadt. Auf einmal erschien die Nixe hinter ihm, und erschrocken floh er vorüber nach der Saale zu, in der er verschwand. Sein Gefährte suchte ihn vergebens. Nun lief derselbe zu dem in der Nähe wohnenden Fischer, der ihn aber an diesem Abende auch nicht finden konnte. Erst am nächsten Tage sahen sie am obern Ende des Paradieses unfern des Ufers einen Gegenstand gleich einem Hühnerkorbe. Sie ruderten hin und wurden gewahr, daß es die von dem Wasser ausgebreiteten langen Häre eines auf dem Grunde stehenden Menschen waren, und als sie ihn herauszogen, war es der fremde Maler ....“

„Habt Ihr, Freund, schon etwas von den Mummeln gehört, welche im Mummelsee, der im Schwarzwald liegt, hausen?“ fragte der Däne.

„Gewiß!“ erwiderte der Gefragte. „Sie sind mit den Elfen und Nixen nahe verwandt und haben meergrüne Augen und glitzerndes Hār, Fischschweif und Schwimmfüße; konnten auch, an einzelnen Orten wenigstens, wie dies im Märchen erzählt wird, einer menschlichen Seele theilhaftig werden.

Die zauberische Gewalt der ganzen Sippschaft liegt in dem träumerischen Spiel der Wellen, in dem verführerischen Reiz, den die geheimnisvolle Tiefe eines krystallhellen Sees ausübt, in der sich am Tage die Sonne und das Himmelbau und in der Nacht der Mond und die Sterne spiegeln.

„Ueber das neckische und gutmüthige, aber auch schadenfrohe Treiben der Wasser-, Wald- und Poltergeister, der Heimchen, Gülchen, Pucke, Trolle, Kater- und Hampelmännchen, und dann erst recht der Seegespenster, wie der Klabautermännchen, könnte man Tage und Nächte lang sich unterhalten, und ihr, meine Freunde, spitztet begierig die Ohren, wenn ich euch die Mär vom fliegenden Holländer erzählen wollte, und ihr schaudertet, wie es just die Kinder thun, wenn man sie mit dem Butz oder Butzemann erschreckt. Na — lacht nur nicht, als wäret ihr vor dergleichen sicher, wir Alle haben ja die schädliche Wirkung dieser Geister schon verspürt, oder kenntet ihr etwa nicht, was es heißt, am „Elbschuß“ oder „Hexenschuß“ und am „Albdrücken“ zu leiden!“

„Ich für meinen Theil habe allen erdenklichen Respekt vor den Spukgeistern, die dergleichen zustandebringen“, versicherte der Däne, „indes meine ich, das Nixenkapitel sei gerade ausführlich genug von Euch behandelt worden. Es könnte nun eine der versprochenen Sagen aus Eurem Lande an die Reihe kommen! Na, wie denkt Ihr darüber?“

„Nichts einfacher wie das“, erwiderte der Saalfelder. „Aber mit was soll ich aufwarten? Was hört ihr lieber, Geschichten von Wichten und Gnomen oder Riesen und Berggeistern?“

„Von Berggeistern!“ riefen die Drei wie aus einem Halse. „Aber es müssen ansehnliche und respektable Bergkönige sein, keine winzigen Gnomen und Wichte; die ungeschlachten Riesen sind ohnedem schon abgethan.“

„Na, mir kann's recht sein“, erwiderte der Saalfelder, „hört also, was sich die Leute in Schlesien von dem Rappelkopf Rübezahl, dem „Herrn des Gebirges“ erzählen.“

Emma ſendet Rübezahl aus, Rüben zu zählen.

Geſchichten vom Herrn des Gebirges.

Woher der Rübezahl ſeinen Namen hat.

Rübezahl, der mächtige Geiſt des Rieſengebirges, war rieſig groß, ſtark und gewaltig, dabei ein gar wunderlicher Kauz, bald gut, bald böſe. Aber vor allem waren ihm die ſchlechten Menſchen, die Hungerleider, die Herzloſen und Neidhämmel durchaus zuwider. Mit dieſen ging er oft ſehr übel um; den Nothleidenden und Rechtſchaffenen jedoch erwies er nur Liebes und Gutes.

Vor langen, langen Zeiten, als noch keine Städte und Dörfer erbaut waren und Wälder und Felder ganz wüſt und öde lagen, als noch gar keine Menſchen den Boden bebauten, lebte der Geiſt tief unten in den Bergen des Rieſengebirges und gebot als ein Herr und Fürſt über die Zwerge und Gnomen, welche da unten ihr Weſen trieben und kunſtvolle und wunderſame Arbeiten anfertigten.

Nur ſelten ſtieg er zur Oberfläche der Erde hinauf; dann hetzte er Bären und Auerochſen an einander oder ſcheuchte unter grauſigem

Getöse das scheue Wild vor sich her, daß es von den steilen Felsklippen hinab in die Tiefe stürzte. So trieb er es viele Jahrhunderte. Als er sich aber nach langer, langer Zeit wieder an das Tageslicht begab, da zeigte sich seinen Augen ein Wunder. Die düsteren, undurchdringlichen Wälder waren niedergelegt und in fruchtbares Ackerland verwandelt, auf dem reiche Ernten reiften; zwischen blühenden Obstbäumen blickten die Dächer der Häuser freundlich gelegener Dörfer hervor, auf den Wiesen weideten Schafe und allerlei Hornvieh, und aus den Hainen tönten die Melodien der Schalmeien.

Das Unerwartete, das er sah, erregte in solchem Grade sein Erstaunen, daß er beschloß, die Urheber und Inhaber aller dieser Herrlichkeiten kennen zu lernen. Er nahm deshalb die Gestalt eines Knechtes an und verdingte sich beim ersten besten Landwirth in Arbeit. Alles, was er unternahm, gedieh wohl, und sein Herr hätte mit ihm zufrieden sein können; aber dieser war ein Schlemmer und Prasser, der das, was der treue Knecht vor sich brachte, verschwendete, und der ihm für seine Mühe und Arbeit nicht einmal Dank wußte. Daher entlief Rübezahl diesem Herrn und ging zu einem andern, dessen Herde er weidete. Auch diesem diente er treu und fleißig; aber sein neuer Brotherr war ein Knauser und karger Filz, der dem treuen Knechte den Lohn kürzte, wo er nur konnte. Darum hielt er es auch bei diesem nicht aus und verdingte sich bei einem Richter als Häscher. Allein der Richter war ein ungerechter Mann, richtete nach Geld und Gunst und spottete der Gesetze. Da mochte er auch hier nicht länger bleiben und sagte dem Richter den Dienst auf. Er hatte jetzt gerade genug unter den Menschen erlebt und streifte nun wieder in Feld und Wald umher, schlich unsichtbar hinab ins Thal und lauschte hinter Busch und Hecken. Da stand eines Tages vor ihm ein wunderschönes Mädchen. Es war Emma, die Tochter des Königs, der damals in der Gegend des Riesengebirges herrschte. Sie pflegte oft mit ihren Jungfrauen in den Hainen und Büschen des Gebirges zu lustwandeln und duftende Blumen und Kräuter zu sammeln oder für die Tafel ihres Vaters ein Körbchen Erdbeeren zu pflücken.

Als der Geist sie sah, gewann er sie so lieb, daß er beschloß, sie zu rauben. Durch seine Zauberkünste lockte er sie in ein Wasser, darin zu baden, und ließ sie vor den Augen ihrer Jungfrauen in den Fluten untergehen. Die erschrockenen Mädchen erhoben laute Klage und rangen die Hände, aber sie vermochten nichts zur Rettung ihrer Gebieterin zu thun. Man kann sich denken, daß der König, als er den Verlust seiner Tochter erfuhr, untröstlich war und sein Kleid vor Betrübnis und Entsetzen zerriß;

er verhüllte sein Angesicht und weinte und jammerte laut über den Tod seiner Emma. Diese aber war unterdes auf unterirdischen Wegen in ein prächtiges Schloß geführt worden. Hier suchte der Berggeist sie auf alle Weise zu zerstreuen und aufzuheitern; er wies ihr die schönsten Gemächer zur Wohnung an und brachte ihr wunderherrlichen Schmuck; aber Emma blieb traurig und trübsinnig. „Es fehlt ihr an Gesellschaft", dachte der Geist, und flugs fuhr er hinaus ins Feld, zog auf einem Acker ein Dutzend Rüben aus und brachte sie der schönen Emma; dann übergab er ihr einen kleinen, buntgeschälten Stab und sagte, durch Berührung mit dem Stabe könne sie aus den Rüben alle die Gestalten hervorzaubern, welche sie wünsche. Emma machte von dem Zauberstabe auch sofort Gebrauch, rief damit ihre liebsten Gespielinnen herbei und verlebte mit denselben einige frohe Wochen. Nach dieser Zeit aber schwanden die Freundinnen sichtbarlich dahin, sie glichen welkenden Blumen, zehrten von Tag zu Tag ab, alles Leben und Jugendfeuer, alle Munterkeit erlosch; sie konnten sich zuletzt nicht mehr aufrecht halten und wankten nur noch an Stäben daher.

Zornig rief Emma dem Berggeiste zu, der sich ihr demüthig nahte: „Boshaftes Wesen, warum mißgönnst du mir die einzige Freude in meinem traurigen Dasein? Augenblicklich gieb meinen Freundinnen Jugend und Wohlgestalt wieder, oder ich muß dich von ganzer Seele hassen und verachten. Der Gnom aber antwortete: „O, zürne nicht, Theure! Alles, was in meiner Gewalt steht, lege ich in deine Hand; aber das Unmögliche fordere nicht von mir, denn die Gesetze der Natur vermag ich nicht zu ändern. Wie der Saft in den Rüben schwand, so mußten auch die Gestalten vertrocknen; das laß dich aber nicht kümmern, ich verschaffe dir neue Rüben, aus denen du alle die Gespielinnen wieder hervorrufen magst, die du begehrst."

Da wurde Emma wieder fröhlich und hüpfte voll Lust durch den Garten. Sie wartete und wartete; allein der Berggeist ließ sich lange nicht blicken mit den Rüben. Endlich kehrte er leer zurück und erklärte traurig der Fürstentochter, daß er ihr jetzt keine Rüben schaffen könne, er habe das ganze Land durchzogen, um Rüben zu suchen; aber auf der Erde sei jetzt Winter, und da seien sie längst eingeerntet und vertrocknet. Er bat sie, sie möge nur noch drei Monate in Geduld ausharren, dann solle es ihr nie mehr an Gespielinnen fehlen. Ehe er aber noch mit seiner Rede zu Ende war, drehte ihm Emma unwillig den Rücken zu, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Er aber hob sich von dannen und ging als ein Pächter verkleidet in die nächste Marktstadt, kaufte einen Esel, belud ihn mit

Rübensamen und trieb ihn nach Hause. Dann besäete er damit einen ganzen Morgen Landes und gebot den Zwergen und Wichten, ein unterirdisches Feuer anzuschüren und wohl in Brand zu halten, um durch die Gluten die Sät von unten herauf mit gelinder Wärme zu treiben, wie Ananaspflanzen in einem warmen Treibhause.

Die Rübensät schoß lustig auf und versprach in kurzer Zeit eine reiche Ernte. Emma ging täglich hinaus auf ihr Ackerfeld und besah es mit sichtlicher Freude, so daß der Berggeist schon glaubte, nun endlich ihre Zufriedenheit gewonnen zu haben. Aber ihr Herz gehörte einem Andern, denn sie war daheim bereits verlobt mit dem jungen Grenznachbar ihres Vaters, dem Fürsten von Ratibor, dessen Herrschaft an den Ufern der Oder lag. Schon war der Tag der Hochzeit bestimmt gewesen, als die Braut plötzlich verschwunden war. Der Fürst hatte darauf seine Residenz verlassen, war trostlos und menschenscheu in einsamen Wäldern umhergezogen und hatte den Felsen sein Leid geklagt. Lange schon sann Emma darauf, wie sie den Berggeist überlisten und der lästigen Gefangenschaft entrinnen möchte. Nach mancher durchwachten Nacht faßte sie endlich einen Plan, welcher einen günstigen Erfolg hoffen ließ.

Die Rüben gediehen herrlich und reiften. Da zog sie eine heraus und gab ihr die Gestalt einer Elster, welche sie abschickte, um ihrem Geliebten von ihr Kunde zu bringen und ihm zu sagen, daß er am dritten Tage mit Pferden an der Grenze bereit sein solle, um sie aufzunehmen und nöthigenfalls zu beschützen. Die Elster gehorchte, flatterte von einem Baum zum andern, und Emma begleitete ihren Flug mit den Augen, so weit als sie sehen konnte.

Fürst Ratibor befand sich gerade im Walde, als er durch den Vogel die Nachricht von seiner Braut und die Aufforderung zu ihrer Befreiung erhielt. Schnell eilte er nun zu seinem Hoflager zurück, rüstete sich und seine Reiter und eilte mit ihnen an den bezeichneten Ort.

Emma hatte unterdessen Alles zur Flucht vorbereitet. Am andern Morgen legte sie ihren schönsten Schmuck an und erklärte dem Berggeiste, der sie eben wieder um ihre Liebe anflehte, daß sie ihm nun ganz angehören wolle, wenn er zum Beweis seiner Liebe hinginge und alle Rüben auf dem Ackerstück zähle, damit sie wisse, wie viel Jungfrauen sie im Stande sei als Gespielinnen sich hervorzuzaubern. „Aber hüte dich, mich zu täuschen, und verzähle dich nicht um eine; denn das ist die Probe, woran ich deine Treue und Zuverlässigkeit prüfen und erkennen will", fügte sie noch hinzu.

Rübezahl machte sich rasch an das Geschäft und zählte hurtig die Rüben. Einmal hatte er sie schon gezählt, aber um seiner Sache ganz gewiß zu sein, zählte er noch einmal, und siehe — es stimmte nicht mit dem ersten Male überein! Er zählte darauf zum dritten Male, aber auch diesmal wollte es nicht stimmen. — Emma aber hatte den Berggeist kaum aus den Augen verloren, als sie auch schon zur Ausführung ihres Planes schritt. Eine recht saftvolle und wohlgenährte Rübe verwandelte sie flugs in ein muthiges Roß mit Sattel und Zaum, schwang sich hinauf und flog über die Heiden und Steppen des Gebirges dahin, dem Geliebten entgegen, der die verloren Geglaubte und tief Betrauerte eiligst in Sicherheit brachte.

Der geschäftige Berggeist hatte sich mittlerweile so ins Zählen vertieft, daß er von Allem, was um ihn her vorging, nichts bemerkte. Nach großen Mühen und Anstrengungen war es ihm endlich gelungen, die richtige Zahl aller Rüben auf dem Ackerfelde zu ermitteln, und er eilte vergnügt nach Hause, um dieselbe seiner Gebieterin mitzutheilen. Aber er fand Emma weder in den Gängen und Lauben des Gartens, noch in den Gemächern des Palastes; er durchspähte jeden Winkel und rief den geliebten Namen „Emma!“ Doch blieb die Antwort aus; das mußte ihm auffallen und er schöpfte Verdacht. Flugs erhob er sich hoch in die Lüfte, und da er die Fliehenden in weiter Ferne erblickte, ballte er grimmig ein pär friedlich vorüberziehende Wolken zusammen und schleuderte ihnen in furchtbarer Wuth einen kräftigen Blitz nach, der eine tausendjährige Grenzeiche zersplitterte; indes die Fliehenden befanden sich schon in Sicherheit außerhalb seines Machtbereiches; denn jenseit der Grenze hatte die Gewalt des Geistes ein Ende. Da stampfte dieser dreimal mit dem Fuße auf die Erde, und der ganze Palast mit all seinen Herrlichkeiten versank. Der Berggeist aber fuhr in den Abgrund und nahm mit sich hinab einen tiefen Haß gegen die Menschen.

Der Fürst Ratibor führte indes seine Emma mit großem Gepränge an den Hof ihres Vaters zurück, vollzog daselbst seine Vermählung, theilte mit ihr seinen Thron und erbaute die Stadt Ratibor, die noch seinen Namen trägt bis auf den heutigen Tag. Das sonderbare Abenteuer der Prinzessin aber pflanzte sich von Geschlecht zu Geschlecht fort bis in die spätesten Zeiten, und die Bewohner der umliegenden Gegenden, die den Geisternamen des Gnomen nicht wußten, legten ihm nun zum Spott den Namen Rübezahl, d. i. Rübenzähler, bei. Und so wird er noch jetzt genannt.

(Nach Musäus.)

Rübezahl und der Glashändler.

Einst stieg ein Weib, die Frau eines Glashändlers, den Berghang des Riesengebirges hinan, um Laub für die Ziege zu streifen und Beeren für den Haushalt zu pflücken. Sie trug ihr kleinstes Kind auf dem Arme, das zweitjüngste auf dem Rücken, das dritte geleitete sie an der Hand, und der älteste Knabe sprang nebenher und trug einen leeren Korb samt einer Schnur, mit der die Hocke aufgebunden werden sollte. Zufällig lag Rübezahl gerade an der Hecke seines Gartens und sonnte sich, als die sonderbare Karawane vorüberzog; im Stillen aber erfreute er sich der lebendigen Mutterliebe. „Solch eine Mutter ist doch ein gutes Geschöpf", sagte er zu sich selber, „sie schleppt sich mit vier Kindern und wartet dabei ihres Berufs, ohne zu murren; zuletzt wird sie sich noch mit der Bürde des Korbes belasten müssen." Die Betrachtung that seinem Herzen so wohl, daß er beschloß, der Frau eine Ueberraschung zu bereiten.

Eben legte sie den Säugling ins weiche Gras, die anderen beiden kleinen Geschwister mußten sich daneben setzen und dem Bäbi die Zeit vertreiben, während sie selbst Laub von den Büschen streifte und der älteste Knabe Beeren pflückte. Aber bald behagte es den Kleinen nicht mehr, und sie fingen an, heftig zu schreien. Da verließ die Mutter ihr Geschäft, spielte und tändelte mit den Kindern, hüpfte mit ihnen singend und scherzend herum, wiegte den Kleinsten in Schlaf und begab sich dann wieder an ihre Arbeit. Doch bald stachen die Mücken die Kinder, und sie fingen ihr Weinen und Lärmen von neuem an. Darüber wurde die Mutter aber nicht ungeduldig, sie fuhr fort, Erdbeeren und Himbeeren zu pflücken und stopfte damit die kleinen Mündchen, den Säugling aber nahm sie an die Brust. Dieser echte Mutterssinn gefiel dem Geiste immer mehr. Allein der Schreier, den die Mutter vorher auf ihrem Rücken getragen hatte, wollte sich durchaus nicht befriedigen lassen, sondern warf störrig und eigensinnig die Erdbeeren, die ihm die gute Mutter darreichte, auf den Rasen und schrie dazu, als wenn er gespießt würde. Da riß der Mutter doch endlich der Geduldsfaden. „Rübezahl! Rübezahl!" schrie sie in den Wald hinein, „komm und friß da diesen Schreier!" — Augenblicklich stand der Geist vor ihr.

Er sah aus wie ein Köhler und sprach zu dem Weibe: „Da bin ich; was willst du von mir?"

Die gute Frau war zum Tode erschrocken, aber sie sammelte sich bald und antwortete frischweg: „Ich rief dich nur, damit du mir die

Kinder ruhig machen solltest; nun sind sie aber still geworden, ich bedarf deiner nicht mehr; sei bedankt für deinen guten Willen."

„Weißt du auch", entgegnete der Geist, „daß man mich nicht ungestraft ruft? Ich halte dich beim Wort, gieb mir deinen Schreier, daß ich ihn fresse; fürwahr, ein saftiger Bissen, so was ist mir lange nicht vorgekommen, der soll wohlschmecken!" und dabei streckte er die rußige Hand aus, den Knaben in Empfang zu nehmen.

Als das Weib sah, daß es Ernst werden sollte, nahm sie alle ihre Kraft zusammen und sprang mit dem Muthe der Verzweiflung dem schwarzen Köhler in den Bart. Sie ballte die kräftige Faust und rief: „Ungethüm! das Mutterherz mußt du mir erst aus dem Leibe reißen, ehe du mein Kind kriegst!"

„Nu, nu! nur nicht so hitzig!" brummte Rübezahl schmunzelnd, den die Mutter entzückte, „ich bin kein Menschenfresser, wie du glaubst, will dir und deinen Kindern auch kein Leids thun; aber laß mir den Knaben, der Schreier gefällt mir; ich will ihn in Sammet und Seide kleiden und ihn zu einem wackern Kerl erziehen, der Vater und Brüder einst nähren soll. Fordere hundert Thaler, ich zahle sie dir!"

„Davor bewahre mich der Himmel, daß ich Euch den Jungen gebe!" rief ohne sich zu besinnen das Weib. „Es freut mich, wenn er Euch gefällt; aber er ist mir um alle Schätze der Welt nicht feil."

„Thörin!" versetzte Rübezahl, „hast du nicht noch drei Kinder, die dir Last und Verdruß machen? Mußt sie doch kümmerlich ernähren und dich mit ihnen plagen Tag und Nacht."

„Das ist meine Sache", sagte die Frau. „Dafür bin ich Mutter, daß ich thue, was meine Pflicht ist. Machen mir die Kinder zuweilen auch Last, so machen sie mir auch manche Freude."

„Na, ich danke schön für die Freude, sich tagtäglich mit den Kindern herumzuschleppen", erwiderte Rübezahl; „die Rangen zu gängeln, zu säubern, ihre Unarten und ihr Geschrei zu ertragen!"

„O, Herr, Ihr kennt die Mutterfreuden wenig", antwortete die wackere Frau. „Alle Arbeit und Mühe versüßt ein einziger freundlicher Anblick, das Lächeln der Kleinen. Seht nur den Goldjungen da, wie er an mir hängt! Nun, ist er's nicht gewesen, der geschrieen hat? .. Ach, hätte ich doch hundert Hände, die euch tragen und für euch arbeiten könnten, ihr lieben Buben!"

„So?" fragte der Geist des Gebirges, „aber hat denn dein Mann keine Hände, die für euch arbeiten können?"

„O ja, die hat er freilich!“ erwiderte das Weib. „Er rührt sie auch, und ich fühle sie zuweilen ganz derb.“

„Wie? Was?“ rief Rübezahl, „dein Mann wagt es, die Hand gegen dich aufzuheben? Gegen solch ein Weib? Das Genick will ich ihm brechen, dem Unhold!“

„Gemach, gemach, lieber Herr!“ versetzte die gute Frau, „es ist so schlimm nicht, wie Ihr wohl denkt. Freilich, ein bißchen scharf ist er, hält die Groschen gar zu fest — und da ist oft genug Schmalhans Küchenmeister.“

„Ein Knicker und Krakehler ist er also in einer Person“, sagte der Berggeist von neuem, „ei, da muß ich's ihm doch eintränken.“

„Nicht doch“, besänftigte das Weib, „laßt's nur gut sein. Hab' ihn doch herzlich lieb, und wenn ich unsere Kinder ansehe, da weicht aller Groll aus dem Herzen.“ — Der Berggeist sah die Frau groß an.

„Was treibt dein Mann für ein Geschäft?“ fragte Rübezahl.

„Er ist ein Glashändler“, versetzte die Frau, „und schleppt schwere Lasten aus Böhmen herüber, um sie in Schlesien zu verkaufen. Ja, ja, Herr, glaubt's ja, er quält sich redlich und läßt sich's sauer werden.“

Der Berggeist brachte hierauf den Knabenhandel noch einmal zur Sprache, aber das Weib würdigte ihn keiner Antwort, sondern heimste mit Emsigkeit Laub und Beeren ein, bis sie deren genug hatte; dann packte sie das Laub in den Korb, oben darauf setzte sie den kleinsten Schreihals und band ihn, daß er nicht fallen konnte, mit der Hockenschnur fest. Rübezahl stellte sich, als ob er weiter gehen wolle, und nahm kurz Abschied. Weil aber die Bürde so schwer war, daß das Weib nicht damit aufkommen konnte, rief sie ihn zurück und bat ihn, ihr doch beim Aufnehmen der Last behülflich zu sein. Rübezahl that's und ging nun seiner Wege.

Als das Weib ein Stück gekeucht war, fühlte sie, daß die Last immer schwerer wurde, so daß sie fast aller zehn Schritt ausruhen mußte. „Wie mag das nur zugehen!“ dachte sie, „mit rechten Dingen gewiß nicht; vermuthlich hat dir der Herr Rübezahl einen Possen gespielt und Steine unter das Laub praktizirt.“ Sie setzte den Korb ab, durchwühlte Alles, sah aber weiter nichts als Birkenlaub. „Hm, eigen ist's doch!“ sprach sie leise für sich, „nichts als Laub, und doch ist der Korb so schwer, wie noch nie.“ Sie füllte den Korb wieder bis zur Hälfte und raffte noch so viel Laub in die Schürze, als sie zu fassen vermochte, dann machte sie sich wieder auf den Weg.

Anfangs schien die Last wie gewöhnlich; doch nicht lange, so kam es ihr abermals vor, als würde sie wieder schwerer, immer schwerer.

Sie mußte nochmals umladen und einiges Laub von sich werfen, und konnte sich gar nicht genug wundern; denn eine solche Mattigkeit hatte sie noch nie gefühlt. Mit Mühe und Noth gelangte sie nach Hause. — Einen Augenblick mußte sie verschnaufen; dann besorgte sie ihr Hauswesen, warf der Ziege und den jungen Hipplein das Laub vor, gab den Kindern das Abendbrot, brachte sie in Schlaf, betete den Abendsegen und schlief dann auch bald selber ein. — Kaum aber graute der Morgen, so erhob sie sich schon wieder von ihrem Lager. Sie konnte die Zeit nie verschlafen, denn neben sich in der Wiege hatte sie einen Wecker. Nach ihrer Gewohnheit ergriff sie das Melkfaß und ging in den Ziegenstall, um für die Kinder frische Milch zum Frühstück zu holen. O, welch ein Anblick! Das gute Hausthier, das sie und ihre Kinder ernährte, lag todt am Boden. Die kleinen Hipplein waren zwar noch am Leben, aber sie verdrehten die Augen gräßlich im Kopfe, streckten die Zunge weit heraus, und ihre gewaltsamen Zuckungen verriethen, daß sie der Tod ebenfalls schüttele. Vor Schreck und Schmerz über dies Unglück sank das arme Weib auf ein Bündel Stroh hin, hielt die Schürze vor die Augen und seufzte: „Ach, ich unglückliches Weib, was fang' ich an! und was wird mein harter Mann beginnen, wenn er nach Hause kommt!“ Doch rasch ermannte sie sich und setzte in Gedanken hinzu: „Laß fahren dahin aller Welt Reichthum; hast du doch noch deine Kinder und deinen Mann, der ja so sehr böse am Ende auch nicht ist! Einen kleinen Hauskrieg wird's freilich setzen, vielleicht schlägt er mich gar; doch das geht vorüber, hab' ich doch nichts versehen und vernachlässigt. Kommt die Ernte, so will ich doppelt arbeiten, und auf den Winter will ich spinnen bis in die tiefe Mitternacht; eine Ziege wird ja wohl wieder zu erwerben sein.“

Wie sie noch so dachte und wieder frohen Muthes ward, blickte sie vor sich nieder und gewahrte am Boden etwas Blinkendes. Als sie näher zusah, war es ein Blättlein von einem Birkenreis, das flitterte und flimmerte so hell und hochgelb, wie gediegen Gold. Sie hob es auf: da war es hart und schwer wie Gold. Rasch sprang sie auf, lief zu ihrer Nachbarin, der Judenfrau, zeigte ihr den Fund mit großer Freude, und die Jüdin erkannte es für reines Gold, schacherte es ihr ab und zahlte ihr dafür zwei harte Thaler auf den Tisch. Darüber war sie ganz glücklich, denn einen solchen Schatz an Bärschaft hatte sie noch nie besessen. Nun ward eingekauft beim Bäcker und Fleischer, die Kinder sollten einen guten Tag haben, und den Steffen wollte sie mit einer Hammelkeule versöhnen, wenn er am Abend müde und hungrig von der Reise heimkehren würde.

So war der Vormittag hingegangen. Jetzt erst dachte sie daran, die Ziegenleichen beiseite zu schaffen, denn sie wollte ihrem Manne so lange als möglich das häusliche Unglück verheimlichen. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie in den Stall kam und in dem Futtertrog einen ganzen Haufen goldener Blätter erblickte! Geschwind schärfte sie das Küchenmesser und schnitt damit der alten Ziege den Bauch auf. Richtig! da fand sie im Magen der alten Ziege einen ganzen Klumpen Gold und im Schlunde auch noch viel Goldblättlein. Ebenso war es bei den jungen Ziegen; an den unverdaulichen Blättern hatten die Thiere sterben müssen.

Jetzt wußte sie ihres Reichthums kein Ende und sprang wie ein Reh durch Haus und Hof. Aber gleich darauf stellte sich auch die Sorge ein, wie sie den Schatz verwahren und verbergen solle, daß ihn die Diebe nicht fänden; ja sogar vor ihrem Manne wollte sie ihn sichern, weil sie fürchtete, daß derselbe den Segen durch seinen Geiz in Unsegen verwandeln würde. Endlich besann sie sich auf den Herrn Pfarrer; der — dachte sie — wird schon Rath wissen. Sie lief eilig zu ihm hin und berichtete ihm treuherzig ihr Begegnis mit Rübezahl, und wie ihr dieser zu großem Reichthum verholfen, und was sie für ein Anliegen habe.

„Da weiß ich Rath", sprach der Pfarrer nach einigem Besinnen, „wäge mir das Gold zu, so will ich es dir getreulich aufbewahren. Ich schreibe alsdann einen Brief in welscher Sprache; in demselben soll stehen, daß dein Bruder, der vor Jahren in die Fremde zog, zu großem Reichthum gelangt und in Venedig gestorben sei. In seinem Testamente habe er dir all sein Gut vermacht, doch unter der Bedingung, daß der Pfarrer des Kirchspiels das Geld verwalte, damit es dir allein zu nutze komme."

Dieser Rath gefiel der Frau über die Maßen wohl. Sie gelobte dem Pfarrer ein reiches Meßgewand — denn weitern Dank lehnte er ab — und nun wog er in ihrem Beisein das Gold gewissenhaft bis aufs Quentchen ab, legte es in den Kirchenschatz, und das Weib schied mit frohem und leichtem Herzen von ihm.

Hören wir nun, wie es dem Knauser Steffen erging. Sein braves Weib hatte zwar ein gut Wort bei Rübezahl für ihn eingelegt; aber dieser hatte geantwortet: „Ich tränk's ihm dennoch ein."

Mit einer schweren Bürde werthvoller Glaswären im Korbe schritt der Mann aus Böhmen dem schlesischen Gebirge zu.

Endlich erreichte er die Höhe des Berges und athmete leichter.

Mitten am Wege lag hier ein abgesägter Fichtenbaum, und der Ueberrest des Stammes stand daneben, kerzengerade und aufrecht, oben geebnet wie eine Tischplatte. Alsbald ließ er den schweren Korb auf den Klotz gleiten, er selbst aber warf sich gegenüber ins weiche Gras. Während so die Beine ruhten, war der Kopf um so thätiger. Er warf gewaltig mit Zahlen und Rechenexempeln herum und baute Luftschlösser. „An der Wäre da" — so sprach er für sich — „verdiene ich doch gut zehn Thaler; dreißig Thaler liegen schon zu Hauf' im Kasten, das macht vierzig Thaler. Für die Kinder muß das Weib sorgen, so bleibt mir das Geld fürs Geschäft, und ich gehe dann auf den nächsten Markt nach Schmiedeberg und kaufe mir einen tüchtigen, kräftigen Esel, der künftig statt meiner die Hocke tragen soll. Da aber ein Esel wohl dreimal so viel tragen kann, als ich, so werde ich dann auch immer dreimal so viel verdienen als jetzt. Hei, dann soll es noch ganz anders gehen! Hab' ich erst den Esel, so soll mir gar bald ein Pferd daraus werden, und hab' ich erst den Rappen im Stalle, so wird sich auch ein Acker dazu finden, auf dem sein Hafer wächst! Aus einem Acker werden dann auch leicht zwei, aus zweien vier, mit der Zeit eine Hufe, und endlich ein Bauerngut, und dann soll die Ilse auch einen neuen Rock haben. — Auf, Steffen, der Anfang ist gemacht; im Kasten daheim und im Korbe steckt schon der E—"

Hurr! da sandte Rübezahl seinen Wirbelwind um den Holzstamm herum und stürzte mit einem Male den Glaskorb herunter, daß der zerbrechliche Kram in tausend Stücke zerbrach.

Das war ein Donnerschlag in Steffens Herz. Zugleich vernahm er in der Ferne ein lautes Gelächter; da ahnte er denn gleich, daß ihm der schadenfrohe Rübezahl diesen Possen gespielt habe, und begann in ohnmächtiger Wuth auf den Berggeist heftig zu schimpfen. „O, du abscheulicher, rußiger, rothbärtiger Rübezahl!" rief er aus, „was hab' ich dir gethan, daß du mich zu Grunde richtest? Hätt' ich dich hier zwischen meinen Fäusten, es sollte dir wahrlich übel ergehen! Du lachst noch, Halunke? Komm und erwürge mich, nachdem du mir Alles auf der Welt genommen hast!"

Doch Rübezahl kam nicht, und der verarmte Steffen mußte sich entschließen, wenn er nicht den leeren Korb nach Hause tragen wollte, die Bruchstücke zusammen zu lesen, um auf der Glashütte wenigstens ein Pär Spitzgläser dafür einzutauschen. Tiefsinnig ging er das Gebirge hinab. Endlich faßte er aber doch wieder Gedanken, wie er den Schaden ersetzen und seinen Handel weiter treiben könne.

Es fielen ihm die Ziegen ein, die seine Frau im Stalle hatte. Freilich, die liebte seine Frau beinahe wie ihre Kinder, und im Guten, das wußte er, waren sie ihr nicht abzugewinnen. Steffen war aber ein Schlaukopf; er dachte: du wirst dir deinen Schaden gar nicht merken lassen, gehst auch nicht bei Tage ins Haus, sondern wirst um Mitternacht einsteigen, den Stall öffnen, die Ziegen stehlen und sie nach Schmiedeberg auf den Markt zum Verkauf treiben. Für das daraus gelöste Geld kaufst du dir dann neue Wäre, und wenn du heimkehrst zu deinem Weibe, so wirst du dich bärbeißig stellen, als habe sie durch Unachtsamkeit die Thiere stehlen lassen. „So wird es gemacht", sagte er laut — „und damit basta!"

Er beeilte sich auch, sein Vorhaben auszuführen. Als er gegen Abend in die Nähe des Dorfes kam, schlich er sich in einen Busch und erwartete mit Sehnsucht die Mitternachtsstunde, um sich selbst zu bestehlen. Schlag zwölf kletterte er über die niedrige Hofthür, öffnete sie von innen und schlich mit Herzklopfen zum Ziegenstalle. Wer beschreibt aber seinen Schrecken, als er Alles leer, öd' und wüste fand! Er meinte nicht anders, als es hab' ihm bereits ein Dieb vorgegriffen, dem das Stehlen geläufiger sei. „Ein Unglück kommt selten allein!" dachte er. Und bestürzt sank er auf die Streu und überließ sich, da ihm auch der letzte Versuch, seinen Handel wieder in Gang zu bringen, mißlungen war, einer dumpfen Traurigkeit.

Dem armen Steffen war es im Ziegenstalle nicht wohl. Er ward von Verdruß und Unruhe aufs höchste geplagt; so kleinlaut und niedergedrückt war er, daß er sich kaum getraute, an die Thür zu klopfen. Endlich kam er doch hervor, pochte ganz verzagt an und rief mit wehmüthiger Stimme: „Liebes Weib, erwache und schließe deinem Manne die Thür auf!" Sobald Ilse seine Stimme vernahm, sprang sie freudig empor, lief hin, zog den Riegel zurück und umhalste ihren Mann mit herzlicher Freude. Steffen jedoch erwiderte diese Zärtlichkeit nicht, sondern war kalt und frostig, setzte seinen Korb ab und warf sich mißmuthig auf die Ofenbank.

„Mann, Steffen, lieber Steffen! Was ist dir? Was hast du?" fragte Ilse bestürzt; „du bist ja das leibhaftige Jammerbild; sag' an, was plagt dich?" Er aber antwortete nur mit Stöhnen und Seufzen; dennoch aber erfuhr das Weib die Ursache seines Kummers gar bald, denn sein bekümmertes Herz vermochte die erlittene Unbill nicht länger zu verhehlen. Als die gute Frau vernahm, daß Rübezahl den Schabernack verübt hatte, errieth sie die wohlthätige Absicht des Geistes und konnte sich des Lachens nicht enthalten. Das hätte sie freilich zu anderer Zeit nicht wagen dürfen, Steffen würde

es ihr übel bezahlt haben; aber jetzt war seine Stimmung zu traurig, so daß er nicht weiter darauf achtete. Ganz schüchtern und mit sichtbarer Angst fragte er endlich, wie es mit den Ziegen stehe und wo diese hingekommen seien? Seine getreue Hausfrau merkte gleich, daß der Hausvater schon allenthalben umherspionirt hatte.

„Was kümmert dich mein Vieh!" sprach sie. „Hast du doch noch nicht nach den Kindern gefragt; das Vieh ist wohl aufgehoben draußen auf der Weide. Und nun, lieber Mann, sei guter Dinge; vergiß, was dir Rübezahl angethan, und laß dir keine grauen Häre darum wachsen. Wer weiß, was uns Gutes dafür geschieht, oder welch reichen Ersatz er oder ein Anderer uns dafür zugedacht!"

„Da kannst du lange warten!" sprach der Hoffnungslose.

„Ei nun", versetzte das Weib, „unverhofft kommt oft. Sei nur unverzagt, Steffen! Hast du gleich keine Gläser mehr und ich keine Ziegen, so haben wir doch vier gesunde Kinder und vier gesunde Arme, die uns nähren können; ist denn das nicht Reichthum genug?"

„Ach, daß es Gott erbarme!" rief der bedrängte Mann, „sind die Ziegen fort, so trage die vier Kinder nur gleich ins Wasser, denn ernähren kann ich sie nicht!"

„Nun, so kann ich's!" sprach Ilse.

Bei diesen Worten trat der Pfarrer herein. Er hatte vor der Thür die ganze Unterredung schon mit angehört und begann jetzt vor allem dem Steffen den Text zu lesen und ihm eine Predigt über das Thema „Der Geiz ist die Wurzel alles Uebels" zu halten. Danach, als er ihm genügend zu Gewissen geredet hatte, verkündigte er ihm die Nachricht von der reichen Erbschaft des Weibes, zog den Brief hervor und verdeutschte ihm daraus, daß er an dem Vermögen Antheil haben könne, soweit es seiner Frau gefalle; aber freilich müsse er hinfort fein gefügig sein und Weib und Kinder gut behandeln.

Steffen stand da wie ein Steinbild. Nachdem er wieder einigermaßen zur Besinnung gekommen war, fiel er dem trauten Weibe in die Arme. Er wurde von nun an der freundlichste, liebevollste Ehemann, ein zärtlicher Vater seiner Kinder und dabei ein fleißiger, ordentlicher Wirth, denn Müßiggang war nicht seine Sache. — Das brave Weib erlebte noch im Alter große Freude an ihren Kindern; der Bube, den Rübezahl hatte der Frau abkaufen wollen, wurde ein wackerer Mann und diente im Heere des Kaisers lange Zeit und machte unter Wallenstein den Dreißigjährigen Krieg mit.

(Nach Musäus.)

„Um Himmels willen, hör' auf und ſchere dich vom Hofe!"

Rübezahl und der reiche Bäcker.

Wem Rübezahl eine Ohrfeige zugedacht hatte, den pflegte er gerade nicht ſanft und zärtlich anzugreifen. Außer den Geizhälſen waren ihm am meiſten die Menſchenſchinder verhaßt, darum hat er denen auch immer am ſchlimmſten mitgeſpielt.

So lebte zu Hirſchberg einmal ein reicher Bäcker, der ſeines großen Vermögens halber in hohem Anſehen ſtand und nicht nur im Wirthshauſe auf der Bierbank das Wort führte, ſondern auch in der Rathsverſammlung den Ton angab und ſein Gewicht geltend machte. Trotz ſeines Reichthums war jedoch ſein Leumund nicht der beſte, wie es allen Denen ergeht, welche hartherzig und geizig gegen ihre Arbeiter und andere Menſchen ſind. Wenn er Holz und Wellen brauchte, ſo kaufte er immer von den ärmſten Bauern, denen er vorher einige Thaler als Darlehn gegeben hatte. Forderte er nun das Geld zurück, ſo konnten ſie meiſt nicht bezahlen, und er ſtellte dann den Preis des Holzes, das ſie ihm dafür liefern mußten, ganz nach

seinem Belieben, natürlich niemals zu hoch; denn wofür wär' er denn ein Geizhals und Filz gewesen!

Einst hatte er mit einem Bäuerlein einen solchen schandbaren Handel abgeschlossen. Als aber der arme Mann die kleine Summe, die er noch zu fordern hatte, in Empfang nehmen wollte, zog ihm der Bäcker abermals acht Groschen davon ab. Der Bauer war darüber ganz bestürzt und machte dem Bäcker die rührendsten Vorstellungen. Er sprach: „Ach, lieber Herr, jeder Abzug ist für mich ein Verlust, durch den ich großen Schaden erleide, und das könnt Ihr doch unmöglich wollen!"

Aber der Bäcker wollte es doch, denn er antwortete kalt: „Ist Euch des Geldes nicht genug, das ich hierher gezählt habe, so ladet nur ruhig Euer Holz wieder auf und nehmt es wieder mit Euch nach Hause!"

Das waren harte Worte, und das Schlimmste dabei war, daß sich's der Bauer ruhig gefallen lassen mußte, wenn er nicht mit Pferd und Wagen einen ganzen Tag völlig umsonst gearbeitet haben wollte. Zudem brauchte er den geringen Erlös für das Holz, um Sätgetreide zu kaufen und die nächsten Bedürfnisse seines armseligen Haushaltes damit zu bestreiten. Es blieb ihm daher nichts übrig, als Alles ruhig über sich ergehen und den Abzug sich gefallen zu lassen. Vielleicht hätte er klagen können, da der Handel vorher richtig abgeschlossen war; aber stand nicht zu fürchten, daß ihm doch kein Recht werde, weil der Bäcker reich, er dagegen arm war! Gerechtigkeit, meinte er, gäbe es meist doch nur für die Reichen, nicht aber auch für die Armen. Er verwünschte freilich im Herzen den reichen Geizhals; aber das war auch Alles, was er thun konnte, und es half ihm nicht einmal etwas.

Tief bekümmert fuhr er seinem Dorfe entgegen, als ihm auf dem Wege ein Wandersmann begegnete, der ihn bat, ihn eine Strecke auf seinem Wagen mitzunehmen.

Nachdem derselbe neben dem Bäuerlein Platz genommen, fragte er diesen, warum er so betrübt sei. Darauf erzählte ihm der Bauer seine ganze Leidensgeschichte, wie er blutarm sei und wie der Bäcker ihn so hartherzig behandelt habe.

Der Fremde aber war kein Anderer als Rübezahl; der erzürnte sich in seinem Gemüthe und beschloß, dem reichen Geizhals einen tüchtigen Denkzettel anzuhängen.

„Käme er mir nur einmal ins Gehege", sagte er zu sich selbst, „es sollte dem Kerl übel ergehen!"

Dem Bäcker aber kam es nicht in den Sinn, eine Reise ins Hochgebirge zu unternehmen; denn eine Reise kostet Geld, und der Bäcker zählte lieber daheim seine Thaler und Goldstücke. „Nun, kommt er nicht zu mir", dachte Rübezahl wieder, „so muß ich zu ihm gehen."

Eines Morgens sitzt der Bäcker gemüthlich in seinem Großvaterstuhle, hat sich's bequem gemacht in Schlafrock und Pantoffeln, schmaucht sein Pfeifchen und verzehrt seine gediegene, gut geschmalzte Mehlsuppe. Auf einmal geht's an der Thür: Poch! Poch! Der Bäcker ruft: „Herein!"

Da tritt ein Mann ins Zimmer, der spricht, er habe gehört, der Meister suche einen Holzmacher, um Holz spalten zu lassen, dazu biete er sich an, er verstehe das Geschäft und thue es billiger als jeder Andere. Obschon der Mann nicht wie ein Holzmacher aussah, so dachte doch der Bäcker: wie er es schafft, das ist seine Sache, wenn ich's nur billig bekomme. Er stand also auf, führte den Mann auf den Hof und zeigte ihm die Holzstöße.

„Hier ist Eure Arbeit; wie viel wollt Ihr dafür haben?" fragte er den Fremden.

„Hm! ich mach's billig", antwortete dieser. „Ich bin Einer aus Schweidnitz und brauche das Geld nicht so nothwendig, sondern arbeite sozusagen nur zu meinem Vergnügen, weil ich scharfe Bewegung haben muß; denn ich leide an der Leber. Ist es Euch nicht zu viel, so gebt mir, wenn die Arbeit gethan ist, so viel Holz, als ich in einer Hocke fortzutragen vermag."

„Das sei dir gern zugestanden", sprach der Meister und lachte im Innern vergnügt über einen solchen Narren, der so gut wie umsonst arbeite. Die vermeintliche Einfalt des Holzmachers hatte ihn ordentlich gutmüthig gestimmt, so daß er ihn wieder mit sich in die Stube nahm, sich niedersetzen hieß und ihm einen Teller Mehlsuppe verabreichte. Hier bewunderte der falsche Schweidnitzer das reiche Geräth in den hohen Schränken und auf den Simsen, die prächtig gemalten Wände und die schöne Decke. „Ei, ei", sagte er, „so eine schöne Stube hab' ich doch mein Lebtag noch nicht gesehen! Nicht wahr, Meister, da habt Ihr die Maler aus Breslau oder aus Wien kommen lassen?"

„O nein; wer Geld hat und gut bezahlt, findet überall geschickte Leute. Das haben meine Hirschberger gemacht; einen schönen Thaler kostet's freilich", antwortete hochmüthig der Bäcker und klimperte mit dem Gelde in der Tasche.

Der Holzmacher versprach, am andern Morgen die Arbeit zu beginnen, und ging.

Am andern Tage lag der Bäcker noch in den Federn, als er es auf dem Hofe schon klappern und krachen hörte. Er fuhr darum schnell heraus, kleidete sich an, warf den Schlafrock über und ging auf den Hof, um nachzusehen, ob der Mann seine Sache auch ordentlich verrichte.

Wie erstaunte er aber, als er die Hälfte des Holzes schon gespalten fand und sah, daß der Holzmacher sein linkes Bein aus der Hüfte gezogen hatte und damit dermaßen auf das Holz losschlug, daß es in tausend Stücke zersprang! Es ward ihm angst und bange ums Herz und er schrie: „Um Himmels willen, hör' auf und schêre dich vom Hofe!" Aber der Holzmacher hörte gar nicht hin und schlug immer darauf los, bis das ganze Holz gespalten war, und das dauerte kaum eine Viertelstunde. Alsdann steckte er das linke Bein wieder in die Hüfte und begann aus den gespaltenen Scheiten eine Hocke zu machen, die so groß wurde, daß das ganze Holz hineinging und auch kein Stecken auf dem Hofe liegen blieb. Er nahm dann die Hocke auf seine Schultern und schritt mit höhnischem Gruße zum Hofe hinaus, während der Bäcker Ach und Weh schrie und ihm unter ohnmächtigen Verwünschungen nachblickte.

Leider konnte er nichts dagegen thun und den Holzmacher weder durch die hochlöbliche Ortspolizei noch durch Gerichtsdiener anhalten lassen; denn er hatte ihm ja so viel Holz, als er zu tragen vermöchte, freiwillig als Lohn versprochen.

Der Bäcker war und blieb der Geprellte. Da ihm aber mit seiner eigenen Münze vergolten war, so hatte die Lektion gefruchtet, denn er war von dieser Zeit an wie umgewandelt. Er lernte billiger denken und handeln; wenigstens suchte er den Arbeitern und Bauern nie wieder ihren Lohn und andere gerechte Forderungen zu verkürzen. Wollte ihm aber der Geizteufel ja noch einmal in den Nacken springen, so fiel ihm zum Glücke stets wieder die Geschichte mit dem Holzmacher aus Schweidnitz ein.

Rübezahl aber hatte das Holz, das er dem Bäcker vom Hofe getragen, dem armen Bauer, mit dem er gefahren war, gerade vor die Thür gesetzt, so daß dieser sich nicht wenig wunderte und gar nicht begreifen konnte, wer ihn auf einmal so reich bedacht hatte. Unter stillem Dank gegen den unbekannten Wohlthäter verbrauchte er es und gab auch ärmeren Nachbarn einen Theil davon.

(Nacherzählt von Franz Otto.)

„Unser Freund aus Thüringen hat uns so gut unterhalten, daß ich wohl Lust verspürte, mit ihm, wenn er den Weg weiß, bis an das Ende der Welt und darüber hinaus zu wandern", versetzte der Däne, „denn bei solchen Erzählungen ist mir's immer, als paßten die Meilenstiefeln, von denen der Schwede erzählte, auch an meine Beine — — ich sehe Bäume, Thiere und Menschen wie im Fluge an mir vorüberziehen. Was jedoch das Weitererzählen betrifft, so fühle ich mich außer Stande, euch noch etwas zum besten zu geben, welches sich mit dem schon eben Gehörten vergleichen ließe."

„Du hast Recht, und es gelüstet Einen ja ordentlich, es zu untersuchen, ob der „Herr des Gebirges" am Ende doch auch jetzt noch existirt und Gefallen finden könnte an Leuten unseres Schlages", bestätigte der Nore.

„Na, wißt ihr was, für jetzt laßt Märchen Märchen sein", meinte der aus Schweden; kehren wir lieber ein jeder zu seinem Geschäfte zurück, denn Handwerk hat einen goldenen Boden, und nur wer fleißig die Hände rührt, kommt in der wirklichen Welt vorwärts, freilich aber nicht so leicht zu einer Prinzessin, wie so ein Märchenheld. Ohnehin hat ja nicht jeder, der glücklich werden möchte, gleich den rechten Zauberspruch und damit seinen Elf oder Phönix bei der Hand, welcher dann zu rechter oder unrechter Zeit hilft. Finde ich, wenn unser Reiseziel erreicht ist, gute Arbeit, so halte ich mich daran und will mich schon zufrieden geben."

„Recht so! Einverstanden — und daher munter vorwärts, ihr Freunde", sprach der Vierte im Bunde. „Seht ihr nicht in der Ferne die Thürme der Stadt Bergen im Abendroth golden glänzen, und hallt nicht von ihnen bis zu uns herüber das festliche Geläute der Glocken? Also voran! — Wenn es mir aber dereinst wohl geht, will ich doch gern an unsere Wanderschaft zurückdenken."

„Wir auch", entgegneten die Anderen und sie reichten einander die Hände.

Wald- und Bergtrollen.

Die alte Urgroßmutter ſtammt aus Norwegen. In einer armen kleinen Hütte des Gudbrandthales hat ihre Wiege geſtanden, aber das iſt ſchon ſo lange her, daß ſich kein Menſch mehr darauf beſinnen kann. So lang als Görge und Lene, die Enkelkinder ihres Sohnes, denken können, iſt Großmutter immer alt, ſehr alt geweſen, und mit jedem neuen Winter ſinkt ihr gutes faltiges Geſicht noch etwas tiefer herab auf das blumige Brusttuch, wenn ſie abends im großen Lehnſtuhl hinterm Ofen ſitzt und Backobſt ſchneidet oder Kienſpäne ſpaltet. — So ſchön wie Großmutter kann das niemand machen. — So ſchön wie Großmutter kann auch niemand Geſchichten erzählen, und wenn vollends draußen der Schneeſturm an den Fenſtern rüttelt, da hören ſich die gruſeligen Sagen ihrer nordiſchen Heimat am beſten an.

„Ja, was wißt ihr davon“, ſagte ſie dann, „bei euch, im geſegneten Sachſenlande, wo jede Straße eine Obſtallee iſt und an jeder Ecke ein Wegweiſer ſteht, was wißt ihr von dem, was man in unſeren Wäldern erlebt, wo Einer meilenweit laufen kann, ohne daß ein Sonnenſtrahl durch die Bäume dringt bis auf den Weg herunter.“

„Erzähl' uns von dem großen, großen Wald, Ahne!" bittet Görge und schmiegt sich ans Knie der Alten.

„Ja, erzähl' uns davon, Großmutter", stimmt auch die kleine Lene mit ein und schiebt rasch noch ein Holzscheit in den Ofen, denn Großmutter muß das Feuer hell auflodern sehen, wenn sie erzählen soll, das wissen die Kinder schon.

Die Alte starrt denn auch ein pär Sekunden lang in die knisternde Glut, dann nickt sie langsam: „Ja, ja, so ist's gewesen. Björn und Larsen waren es, von denen ich euch erzählen will. Sie waren Brüder, der eine zwölf und der andere acht Jahre alt, und so kecke muthige Bürschchen, daß sie nicht leicht ein Gruseln ankam, aber einmal geschah's doch."

„Wie geschah's denn, Großmutter?" fragte Görge.

„Wirst schon hören", ruft Lene ärgerlich ob der Unterbrechung.

„Sie wollten mit einander den schmalen Richtweg mitten durch den Wald nach Hedal gehen, aber es war schon spät am Abend im Herbst, wo die Nebel so dicht fallen; bald hatten sie den Pfad verloren und standen mitten im dichten, stockfinstern Walde.

„Wir können nicht weiter, Larsen", sprach der verständige Björn, der ältere von Beiden, „wir müssen hier bleiben, bis es Tag wird. Komm, laß uns ins Moos sitzen und ein bißchen schlafen."

„Mich friert, ich kann nicht schlafen", meinte Larsen nach einer Weile.

„Da, nimm meine Jacke", sprach Björn und wollte eben aus dem Aermel fahren, als er in der Ferne ein seltsames Geräusch hörte. Es war, als knickten die dürren Aeste, die den Boden bedeckten, unter einem schweren Schritt, und zugleich hörte man ein lautes Pusten und Schnüffeln immer näher und näher kommen.

„Jetzt kam es heran geschritten, so wuchtig daß die Erde bebte und eine rauhe Stimme ließ sich vernehmen: „Ich wittere Menschenblut!"

„Sei still, es sind die Trollen", flüsterte Björn dem Brüderchen zu. „Sie haben nur ein Auge und das steckt so hoch oben, daß sie uns hier unten nicht gleich finden werden."

Ermuthigt durch diese Rede half der Kleine dem furchtlosen Bruder eiligst Moos und Laub heran ziehen, in dem sich die Kinder so ganz vergruben, daß sie kaum mit der Nasenspitze heraus guckten. So lagen sie mäuschenstill und horchten. — Jetzt kam es immer näher und näher — jetzt konnten sie die Unholde erblicken. — Es waren drei Männer, so riesengroß, daß ihre Köpfe über die größten Bäume hinaus ragten. Sie hatten

aber alle drei zusammen nur ein Auge, das trug der vorderste von ihnen mitten auf der Stirn, wie eine Laterne, und die beiden Anderen hielten sich an ihm fest. Sie schnüffelten alle Drei mit den langen krummen Nasen in der Luft und brummten immer wieder: „Menschenblut, Menschenblut" — — —

Jetzt waren sie ganz nahe. Björn zog die Beine an, sonst hätte sie der erste der Trollen mit seinem Riesenfuß zertreten.

„Jetzt paß auf!" flüsterte er seinem Bruder zu, klappte das große Messer auf, das er in der Tasche trug, und mit einem scharfen kräftigen Schnitt hieb er die Sehne des Riesenfußes gerade über der Ferse mitten durch. Der Troll stieß einen Schmerzensschrei aus, der weithin über die Berge schallte, und ließ vor Schrecken sein Auge zur Erde fallen. Rasch bückte sich Björn danach und erhaschte es. Es war so groß wie eine Suppenschüssel, und als der Knabe hindurch blickte, wurde der Wald vor seinen Augen so hell wie am lichten Tage. — Die Trollen waren nun außer sich vor Wuth. Sie rissen Bäume aus und hieben um sich, indem sie ein Gebrüll ausstießen, das dem von hungrigen Raubthieren glich.

„Elender Wicht von einem Menschen, der du uns unser Auge genommen hast", rief der Verwundete, „gieb es augenblicklich wieder heraus, oder du sollst zu Stein werden!"

„Ich fürchte eure Drohungen nicht", erwiderte Björn kecklich, „ihr seid blind und noch dazu muß Einer von euch sich von den Anderen tragen lassen, wenn ihr nach Hause kommen wollt. Ich aber habe drei helle Augen und zwei gesunde Beine. Wenn ihr mich nicht in Ruhe laßt, so könnt ihr mein Messer noch einmal in die Waden bekommen."

Da zogen die plumpen Trollen ihre dicken Füße in die Höhe und sprangen hierhin und dorthin, was possirlich anzuschauen war.

Klein-Larsen lachte hell auf, und gleich seinem Bruder wich er behende den blinden Unholden durch Kreuz- und Quersprünge aus.

„Gieb uns unser Auge wieder, erbärmlicher kleiner Wicht", brüllte der verwundete Trolle von neuem, „und du sollst mehr Gold dafür haben, als du tragen kannst."

„Das läßt sich hören", rief Björn aus einem hohlen Baum, in den er sich mit Larsen verkrochen hatte, „aber wir sind ihrer Zweie und haben gute Kräfte, also meßt nicht zu knapp."

Da rauschte und blinkte es vor den Augen der Knaben in wundersamem Glanze. Ein kleiner Berg von Gold und blitzenden Steinen rieselte hernieder aus dem großen Sack, den der verwundete Trolle auf den Schultern trug.

„Ist's nun genug, du nichtswürdige Kröte?“ fragte der Riese.

„Na, 's mag genug sein, da hast du dein Auge“, klang die Antwort, und weithin, über den Goldhaufen weg, flog das leuchtende Auge.

Während sich der Riese danach bückte, verkrochen sich die Knaben ganz tief in den Baum. Sie hätten es aber nicht nöthig gehabt, denn die Trollen dachten nicht daran, sie zu suchen. Sie luden ihren lahmen Bruder auf die Schultern und trollten von dannen.

Nicht lange nachher ging die Sonne auf, und staunend sahen die Knaben den ungeheuren Reichthum. Als sie damit alle Taschen und selbst die Mützen gefüllt hatten, war der Goldberg noch eben so hoch wie vorher.

Ihr Vater, ein armer Holzhauer, wurde nun der reichste Mann im Dorfe. Ihr könnt wohl denken, daß sich am Morgen Hunderte von Menschen aufmachten, um sich im Walde gleichfalls die Taschen zu füllen, aber Keiner hat den Goldberg zu finden vermocht. Die Trollen hat man seither nicht wieder im Hedalswalde gesehen.“ — Ein Weilchen blieb es still im traulichen Stübchen, als Großmutter geendet hatte. Man hörte nichts als das befriedigte tiefe Aufathmen der Kinder und das Knistern des Feuers im Ofen.

Lenchen brach zuerst wieder das Schweigen: „Großmutter“, fragte sie leise, „sind alle Trollen so böse?“

„Nein, Kind, es giebt auch recht gute, hülfreiche unter ihnen, das hat Johannes Bläsſon erfahren.“

„Dem haben sie geholfen?“

„Sie wollten es zum wenigsten, und nur er selbst trug die Schuld an seinem Unglück.“

„O, erzähle uns von Johannes Bläsſon!“ baten die Kinder.

„Er soll der Letzte gewesen sein“, erzählte die Greisin, „der den Bergtroll vom Jutulsberg gesehen hat.“

„An der glatten Felswand dieses Berges sieht man noch heute ein mächtiges Thor. Hab' es selber geschaut von der Brücke, die dort über die wilde Finna gespannt ist. Dieses Thor ist der Eingang zu des Bergtrolls Palast, und in alten Zeiten, wo noch freundlicher Verkehr war zwischen Menschen und Trollen, hat gar mancher Hülfsbedürftige einen Stein gegen das Thor geschleudert und dazu gerufen: „Jutul, mach' auf!“ Dann that der Bergtroll das Thor auf und ließ sich bereit finden, dem oder jenem Bedrängten mit Rath und That beizustehen.“

„Da hat wohl Johannes auch an das Thor geklopft?“ fragte Görge neugierig.“

Björn und die Trollen.

„Nein, Johannes hatte noch nicht daran gedacht, die Hülfe des Berggeistes in Anspruch zu nehmen, obgleich es ihm schlecht genug ging. Er hatte einen schlimmen Prozeß mit seinen Nachbarn und war deshalb in Kopenhagen auf dem Amt gewesen. Die großen Herren dort hatten ihm aber schlechten Trost gegeben, und trübsinnig begab er sich auf den weiten Heimweg. Es war just heiliger Weihnachtsabend, und es lag ellenhoch Schnee, durch den Bläsſon nur mit Mühe hindurch waten konnte. Kommt da auf einmal ein Mann in einem Schlitten hinter ihm drein gefahren, eine riesengroße Gestalt in schneeweißem Wams mit Knöpfen darauf wie Silberthaler.

„Wo soll's hinaus gehen?“ ruft ihn der Fremde an.

„Nach Waage“, spricht Johannes kleinlaut und stampft unverdrossen weiter.

„Kannst auf die Kufen meines Schlittens treten“, meinte der Andere, „ich hab' ein gutes Pferd, das macht mit zwölf Schritten eine Meile.“ — Das läßt sich denn Johannes nicht zweimal sagen, tritt hinten auf, und — hui, saust der Schimmel in die Nacht hinein, daß dem Passagier bald Hören und Sehen verging.

Bei Sandbowald, kurz vor der Brücke über die Finna, macht der Schlitten Halt, und der Fuhrmann wendet sich zurück nach Bläsſon. „Steig ab, Freund“, spricht er, „du hast nur noch hundert Schritte nach Hause. Aber versprich mir, dich nicht umzusehen diese kurze Strecke Weges.“

Der Johannes verspricht es, bedankt sich für die Fuhre und schreitet rasch vorwärts. Aber wie er mitten auf der Brücke steht, verbreitet sich plötzlich rings umher ein Lichtschimmer, so hell und glänzend, als seien die Sternlein am Himmel alle zu Sonnen geworden. In seinem Schrecken darüber vergißt der Wanderer sein Versprechen und dreht den Kopf herum. Da sieht er das Jutulsthor sperrangelweit aufstehen, und daraus hervor flammt es wie tausend Sonnen. Der Mann aber, der ihn gefahren hat, lenkt eben den Schlitten zum Thor hinein. Es war der Bergtroll Jutul gewesen. — Johannes stand und gaffte, bis das Thor sich wieder geschlossen hatte. Als er aber dann wieder nach der Straße blicken wollte, merkte er, daß sein Hals schief blieb. Er hat den Kopf nicht wieder gerade halten können von dieser Stunde an.“

„So wird die Neugierde bestraft, merkt es, ihr Kinder!“ schloß die Großmutter ihre Geschichte. „Das Feuer ist ausgebrannt“, sagte sie dann, „und Zeit wird's, zu Bett zu gehen.“ (Nach Asbjörnsen von C. Michael.)

Janet rettet ihren Bruder aus der Macht der Elfenkönigin.

Schwesternliebe.

Ein schottisches Elfenmärchen.

Vor langen, langen Jahren erhob sich in einer waldreichen, einsamen Gegend Schottlands das stattliche Schloß Tamlanshill. — Land und Leute waren damals noch rauh und ungebildet, der Boden war nur angebaut um die Burgen her. — Mühsam ebnete man von den Schlössern aus einen Weg zu den Wohnungen der zur Burg gehörigen Leibeigenen und Frohnsassen, mühsam bahnte man einen Fußsteig durch den nächsten Wald oder über das Torfmoor — und wer darüber hinaus wollte, mochte für sein Fortkommen

allein sorgen. Landstraßen und Postverbindungen kannte man noch nicht, an Abenteuern fehlte es daher Dem, der die kleinste Reise unternahm, gewiß nicht, und ging es auch nur wenige Stunden weit, nur bis zur nächsten Burg.

Eine solche Reise hatte auch der ehrwürdige Bischof von Glasgow unternommen, der, obgleich schon bejahrt, sich nicht abhalten ließ, seinen weitläufigen Sprengel persönlich zu besichtigen und die Herzen der Menschen zu trösten und aufzurichten. Mit warmem Herzen und beredtem Munde spendete er Rath und Trost und vollzog die kirchlichen Handlungen, zu welchen er, kraft seiner hohen Stellung, berufen war. — Heute wurde er nun in Tamlanshill erwartet, und die sonst so stille Burg hallte wider vom Laufen und Rennen der zahlreichen Dienerschaft und den lauten Befehlen des Grafen, der alle Anordnungen selbst leitete, die zum Empfange eines so seltenen und so verehrten Gastes durchaus nöthig waren. — So kam es, daß Harry und Janet, die beiden Kinder des Burgherrn, der Kinderstube entschlüpfen konnten, ohne daß man in dem Tumult ihr Fortgehen bemerkte, und daß sie in den Park gelangten, den sie sonst nur an der Hand ihrer Wärterin betraten.

Es war der erste Mai. Die Luft war rein und warm, obgleich die Sonne sich schon ihrem Untergange zuneigte. Das frische Grün, die hier und da sprossenden ersten Frühlingsblumen entzückten die Kinder und lockten sie immer tiefer in den Park. Sie spielten „Haschens“ auf dem weichen Rasen und versteckten sich hinter den großen tiefästigen Bäumen, die hier in reicher Menge standen. — Da tönte aus der Ferne Trompeten- und Paukenschall zu ihnen herüber. Janet horchte auf.

„Der Bischof kommt, der Bischof kommt!“ rief sie fröhlich, „geschwind, Harry, komm, daß wir ihn ankommen sehen!“

„Gleich, Janet!“ entgegnete der Kleine, „aber sieh nur diesen herrlichen Schmetterling! Er sitzt so still, daß ich ihn leicht fangen kann. Geh nur voraus, ich komme gleich nach.“

Janet eilte fort und Harry schlich hinter dem Schmetterling her, statt des Köschers sein kleines Barett nach ihm werfend.

„Gefangen!“ jubelte er, aber als er nun hinzueilte, seine Beute in Empfang zu nehmen, flatterte der Schmetterling weiter.

Harry eilte ihm nach und wiederholte seinen Versuch — wieder umsonst! Dicht vor ihm schwebte der herrliche Falter, aber weder mit Hand noch Mütze, so leise er auch heranschlich, so geschickt er auch warf, konnte er ihn erreichen.

Immer tiefer hatte er den Knaben in den Park gelockt. Jetzt stand er an dem hohen Gitter, welches ihn zum Schutz der darin Wandelnden von

dem dichten Walde trennte, in welchem das Wildschwein, der Wolf und der wilde Stier, nur selten gestört von den jeweiligen Jagdzügen, ihr Wesen trieben.

Der schöne Schmetterling schlüpfte durch das Gitter, und Harry blieb weinend vor Unmuth und getäuschter Erwartung daran stehen. Jenseits lag ein kleiner Rasenplatz, in dessen Mitte eine herrliche hundertjährige Eiche ihre Zweige mit dem frischen grünen Blätterschmuck weithin ausbreitete.

Nach dieser Eiche flog der Schmetterling, schlüpfte in ein kleines Astloch und entschwand dem Auge des sehnsüchtig Nachblickenden.

„Jetzt wärest du mein, wenn ich drüben wäre!“ seufzte der Kleine und rüttelte ohnmächtig an dem starken Gitter.

Er schaute zurück nach dem Schlosse .... Die Musik schwieg — der Bischof war also angekommen.

Alle Hände und Füße waren dort in Bewegung, Keiner dachte an den Knaben. Er schaute wieder hinüber nach dem Walde, der jenseit des Rasenplatzes begann. — Wie still, wie friedlich lag er da! Die Sonne zitterte mit ihrem letzten Strahl auf seinen Wipfeln, und der Gesang der Nachtigall drang süß und lockend herüber.

Noch einen Blick nach dem Schloß — und Harry saß auf dem Gitter. Noch einen Blick nach dem Walde — und er kletterte an der Außenseite hinab und stürzte athemlos auf den Baum zu. Aber das Astloch war so klein, daß, so sehr auch die Hand zusammenbog, er sie nicht hinein zu zwängen vermochte.

Er sann einen Augenblick nach, hing dann sein Barett vor das Astloch und warf sich mit pochendem Herzen und glühender Wange in den Rasen, hoffend, der schöne Flüchtling werde wieder herauskommen und sich dann in dem Barett fangen.

Die Sonne war jetzt untergegangen; leise Nebel stiegen aus der feuchten Erde auf und wallten, Schleiern gleich, aus dem Walde daher. Harry, von dem anstrengenden Laufe und der Aufregung ermüdet, lag ausgestreckt im Grase, stützte die brennende Wange in die Hand, schaute träumerisch auf die heranwallenden Nebel und lauschte auf die melodischen Klänge des Waldes.

Allmählich, ihm selbst unbewußt, senkte sich seine Wimper und er schlummerte ein, während die Vöglein ihm das Wiegenlied sangen. Näher und näher heran an das schlummernde Kind zogen die Nebel, bildeten einen Wolkenkranz über seinem Haupte und senkten sich dann wieder herab zum Erdboden, während der Mond in mildem Glanze über dem Walde heraufstieg.

Da sank leise das Barett von der Eiche und der kleine Schmetterling schlüpfte heraus, aber wie verändert war seine Gestalt!

Die durchsichtigen Flügel mit ihrem goldenen Rande, die den kleinen Harry bezaubert und verlockt, waren verwandelt in einen glänzenden Schleier und umschwebten ein Pär zarte Mädchenschultern; ein grünes Gewand, von goldenem Gürtel gehalten, floß hernieder an einer zierlichen Gestalt, nur wenige Spannen lang, aber vom herrlichsten Ebenmäß der Glieder, während ein holdes Antlitz aus goldenen Locken hervorblickte.

Sie beugte sich lächelnd über den kleinen Schläfer.

„Gefangen, mein kleiner Freund, gefangen!“ sprach sie mit einer Stimme, so klar wie der Ton einer Silberglocke. „Ja, ja, wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein — so sprecht ihr klugen Menschen, vergeßt aber danach zu handeln. Wie wird sich unsere erhabene Königin freuen, erschaut sie das Werk ihrer getreuesten Dienerin.“

Sie blickte hinüber nach dem Walde, von welchem es jetzt in langen, geräuschlosen Zügen heranwallte.

Bei dem Klange kleiner silberner Hörner, unter Melodien, wie sie nur die Seligen in des Paradieses Räumen erfreuen, kamen sie daher, die kleinen holden Elfen, in ihrer unverwelklichen, stets sich erneuenden Schöne, um beim Erwachen des Frühlings ihre irdischen Wohnsitze unter der Erde, in den Wurzeln der Bäume und Blumen wieder einzunehmen, bis der Herbstwind von neuem über die Stoppeln weht und der herannahende Winter sie zurücktreibt in ihre ferne Heimat.

Sie schwebten heran, getragen von den glänzelnden Mondstrahlen; voran das Musikchor, das ihren Einzug im Frühling und ihren Auszug im Herbst, wie ihre zierlichen Tänze in den Sommernächten begleitet. Dann folgten die Schären der herrlichen Elfenjungfrauen in smaragdgrünen Gewändern; Alle umspannt von goldenem Gürtel, Alle geschmückt mit dem langen Lockenhär und dem glänzenden Schleier — Alle in über-irdischer, wandelloser Schönheit.

Und nun nahte sie, die Fürstin und Gebieterin dieser lieblichen Wesen — die schöne Elfenkönigin.

In einer Perle aus dem Meeresgrund, groß und strahlend, wie sie die Schatzkammer keines irdischen Königs aufweisen kann, ruhte sie in einer Lieblichkeit und Schöne, wie sie das Menschenwort nicht schildern, das Menschenauge nicht ertragen kann.

Auszug der Elfenkönigin am ersten Mai.

Ein lichtes, sonnenklares Gewand, von demantenem Gürtel gehalten, umfloß die schönen Glieder; vom Haupt hernieder bis zu den Füßen umwallten sie die langen blonden Locken wie ein goldener Mantel, und ein bläulich strahlender Stern bildete das Königsdiadem auf ihrem Haupte.

Langsam nahte sich der Zug der Eiche, einen Kreis um sie und den kleinen Schläfer unter ihr schließend.

Die kleine Elfe, welche als Schmetterling den sorglosen Knaben hierher gelockt, trat an den Wagen der Elfenkönigin, und sich tief vor der hohen Gebieterin neigend, sprach sie ehrfurchtsvoll:

„Frau Königin, dein Befehl ist vollzogen, dein Sommerpalast hergerichtet, die Kammern darin geschmückt; aber was mehr als dies sagen will — der Wunsch, der oft in traulichen Stunden den Weg über deine Lippen fand und unvergeßlich im Herzen deiner getreuesten Dienerin eingegraben steht, naht sich seiner Erfüllung. Siehe her!"

Und sich zu den anderen Elfen wendend, winkte sie mit der Hand. Da regten sich hundert kleine Arme, und von ihnen erfaßt und aufgehoben, wurde das schlafende Kind zum Perlenwagen getragen.

Von der Elfenkönigin Lippen klang ein Ton höchsten Entzückens.

„Willkommen, mein Befreier, mein künftiger Fürst!" sprach sie, sich über das Kind beugend und seine rosigen Lippen küssend, „und nun laßt uns eilen, meine Getreuen, mit unserm Schatz die sichere Stätte zu erreichen."

Ein Wink mit der Hand — und die acht Schmetterlinge mit den tiefblauen, goldgeränderten Flügeln, welche den Wagen der Elfenkönigin zogen, schwebten weiter, und der ganze Zug bewegt sich nach dem Fuß des Eichbaums hin, und dort — leis und schweigend wie ein Traumgebid, versanken sie mit dem Knaben im Schoß der Erde, während kein Auge als das des Mondes ihrem geheimnisvollen Treiben zuschaute.

Ein Jahrzehnt war entschwunden seit jenem Abend, wo man nach dem feierlichen Empfang des Kirchenfürsten den Knaben endlich vermißt, ihn gesucht, mit Angst und Sorgen nach ihm geforscht und nichts gefunden hatte, als das kleine Sammetbarett im Grase unter dem Eichbaum.

„Mein Harry, der Erbe meines glanzvollen Namens, ist dahin!" klagte der Graf.

„Mein Harry, der Sohn meines Herzens, ist mir genommen!" weinte die Mutter.

„Harry, mein lieber Harry soll todt sein, für immer von mir getrennt? Nein, nimmermehr!“ flüsterte leise Janet.

Die Zeit legt ihren Balsam auf die tiefste Wunde, und wenn auch das Kraut „Vergessenheit“ auf eines Kindes Grab am spätesten wächst, so wächst es auch dort endlich. — Der Graf suchte Zerstreuung auf der Jagd, im Becher und im Würfelspiele, und seine Freunde und Nachbarn unterstützten ihn dabei ritterlich.

In der Schwester Herzen erblich Harry's Bild nie.

Die Gräfin ward nach einigen Jahren noch einmal Mutter eines Knaben, und in der Freude über dieses Kind vernarbte allmählich die Wunde, welche ihr der Verlust Harry's geschlagen.

In der Dämmerung, wenn ihre Wärterin schlummerte oder im Gespräch mit den anderen Schloßmägden der Obhut sich entzog, entschlüpfte Janet der Kinderstube und schlich in den Ahnensäl.

Dort stand sie vor dem Bilde des Bruders, das ihn in all seiner kindlichen Unschuld und Lieblichkeit darstellte, den verhängnisvollen Schmetterling auf der Hand — dort stand sie, und Thräne auf Thräne stahl sich langsam über die rosige Wange.

Sie sprach zu dem Bilde, als wenn es sie verstehen könnte; sie redete zu ihm von ihren Leiden und Freuden, und als sie älter ward und das sinnige Kind für manche Empfindung ihrer Seele kein Verständnis bei ihrer Umgebung fand, ward es ihr eine tägliche, unentbehrliche Gewohnheit, was in ihrer Brust lebte, vor dem Bilde des geliebten Bruders auszusprechen.

Er lebte — er lebte, das wußte sie ganz gewiß!

Aber die Mutter wandte sich einst unwillig ab, als sie diesen Glauben vor ihr aussprach. Ihr schien die unerschütterliche Treue, mit der die Tochter das Andenken des Geschiedenen festhielt, ein Vorwurf für ihr Mutterherz, das in der Freude über den zweiten Sohn den Schmerz um den ersten begraben hatte — und von da an sprach Janet zu keinem sterblichen Ohr mehr von ihren Hoffnungen.

Es war der letzte Oktober.

Heut wurde wieder der Bischof erwartet, und wieder, wie an jenem Abend, setzten die Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfange alle Hände in der Burg in Thätigkeit.

Morgen, am Tage Aller-Heiligen, sollte die zur lieblichen Jungfrau erblühte Janet durch die Firmelung vom Bischof in den Kreis der mündigen Christen aufgenommen werden.

Eine wehmüthige Erinnerung an jenen Frühlingsabend, der durch des Bischofs erste Ankunft und Harry's Verschwinden den Bewohnern der Burg unvergeßlich geworden war, zog durch des Mädchens Seele. Sie entfloh dem überall herrschenden Getöse und eilte in den Park. Der daran grenzende Wald war seit Harry's Verschwinden, welches man den wilden Thieren schuld gab, das Ziel aller Jagdzüge geworden, und den fortgesetzten Anstrengungen des Grafen und der benachbarten Burgherren war es endlich gelungen, den Wald gänzlich zu säubern.

So brauchte Janet auch nicht für ihre Sicherheit zu fürchten, als sie das jetzt im Gitter befindliche Pförtchen öffnete und auf den Rasenplatz hinaustrat.

Unter der Eiche, auf der Stelle, wo man Harry's Barett gefunden, war auf Janets Bitten eine kleine Rasenbank errichtet worden — dorthin setzte sie sich, während ihre Gedanken, wie immer hier, zu dem geliebten Bruder eilten.

Es war ein Herbstabend, so mild und freundlich, wie die Natur ihn zuweilen ihren dankbaren Kindern sendet, bevor sie sich zum langen Winterschlafe niederlegt. Ein sanfter Lufthauch zog durch die Kronen der Bäume, leise den Tribut des Herbstes fordernd, indem er die goldenen Blätter abstreifte, die an die Stelle des grünen Laubes getreten waren. An dem tiefblauen Himmel tauchte allmählich ein Stern nach dem andern auf, und langsam und majestätisch stieg jetzt im Osten der Vollmond über dem Walde empor.

Es war ein Abend wie jener Frühlingsabend, als Harry verschwand; daran dachte Janet auch, und heiß fielen ihre Thränen auf die gefalteten Hände. — Da löste sich eine Sternschnuppe, und Janet, dem Volksglauben treu, sprach inbrünstig, indem ihr Auge der leuchtenden Bahn folgte: „O daß mir Kunde würde von meinem Bruder!"

So saß sie lange noch in Träumen verloren, bis diese allmählich tiefer wurden, und ihre Augen sich schlossen, während der Nachtwind mit ihren Locken spielte.

Da schien es ihr, als wenn die Herbstzeitlosen zu ihren Füßen sanft zur Seite geschoben würden; an ihrer Stelle tauchte ein Lockenhaupt empor, höher und immer höher sich hebend, und endlich — durfte sie ihren entzückten Blicken trauen? — stand vor ihr der geliebte Bruder.

Ja das waren die theuern Augen, mit denen er im Leben sie angeblickt, und das liebe, bekannte Lächeln vergangener Zeiten.

„Harry", klang es laut in ihrer Seele, obgleich die Lippen schlafbefangen sich nicht zu regen vermochten, „Harry, du lebst, mein Bruder! O, ich wußte es wohl! Wirst du jetzt bei deiner treuen Janet bleiben?"

„Ich lebe zwar", klang es leise von des Bruders Lippen, „aber schwerlich kann ich wieder auf die Oberwelt zurückkehren. Wer fände sich, die Bedingungen zu erfüllen?"

„O sprich, 'mein geliebter Harry!" flehte Janets Seele, „nenne sie mir! Verlangst du mein Leben — ich gebe es willig hin!"

Harry schüttelte freundlich lächelnd das schöne bleiche Haupt. „Ich lebe dort unten bei den Elfen. Ihre schöne Königin in ihrer Sehnsucht nach einer unsterblichen Seele, die sie nur durch die Vermählung mit einem unschuldigen Sterblichen erlangen kann, hat mich mit hinabgenommen in ihr Reich, als ich an jenem Frühlingsabend, den Schmetterling verfolgend, hier unter diesem Baume eingeschlummert war. Unberührt vom Hauch des Bösen bin ich dort unten von jenen Wesen erzogen. Morgen, am Aller-Heiligentage, verlassen wir bis zum Beginn des Frühlings unsere Wohnsitze hier unten, um in herrlicheren Gefilden zu leben, und dann soll ich der Elfenkönigin vermählt werden."

„O, Harry, das darf, das soll nicht sein! Du, ein Mensch, darfst deiner Bestimmung nicht untreu werden. Es giebt Bedingungen, sagst du, deren Erfüllung dir deine Freiheit wiedergiebt. Nenne, o nenne sie, wenn noch ein Funken Liebe zu mir in deiner Seele lebt."

Harry lächelte, freundlicher noch als vorhin.

„Ja, Janet, mein Herz schlägt noch warm. Noch sehnt es sich nach goldenem Sonnenschein, an dem ich mich nie mehr erfreuen durfte; noch liebe ich dich, meine Eltern, meine Heimat. Schmerzvoll zog sich meine Brust zusammen, so oft ich dich hier oben weinen und klagen hörte um mich, aber nimmer bis zu dieser Stunde, wo du deinen Wunsch beim Fallen der Sternschnuppe aussprachst, dem dann auch die Elfen gehorchen müssen, durfte ich dir nahen."

„Nenne, o nenne die Bedingungen!" drängte Janet angstvoll.

„So höre denn: Morgen, am Aller-Heiligentage, wenn das Auge des Tages sich geschlossen und der Mond und die Sterne ihre Bahnen zu ziehen beginnen, verlassen wir unsere Wohnungen. Mitten in der Schär der Elfen schwebt der Perlenwagen der Königin; neben ihr auf milchweißem Rosse wirst du mich erblicken. Wenn du mich vom Rosse ziehst, schweigend in deinen Armen hältst, alle Verwandlungen, die der Zorn der Königin mit mir

vornehmen wird, um dich zu verscheuchen, erträgst, durch keinen Schmerz einen Ton, eine Bewegung dir entreißen lässest — so bin ich dir wiedergegeben. Mißlingt dein Versuch, so werde ich der Elfenkönigin Gemahl und bin für immer dir, der Heimat und mir selbst verloren."

Leise, wie Harry gekommen, schwand er wieder — und Janet erwachte. Um sie her war es tiefe, schweigende Nacht, aber in ihr flutete die Hoffnung in sonnenhellen Wogen, und leuchtende Tropfen, selige Thränen der Freude, entströmten ihren Augen.

Und wieder breitete die Nacht ihren Sternenmantel über die schlummernde Erde, als Janet mit glühenden Wangen durch das Gitterpförtchen schlüpfte und in den Schatten der Eiche trat. Schweigend stand sie da, zwischen den betend verschlungenen Händen ein kleines goldenes Kreuz mit dem Bildnis des Erlösers haltend, ein Geschenk der innig geliebten Eltern, das der ehrwürdige Bischof geweiht und ihr heut am Altare um den Hals gehängt hatte.

Inniger waren nie ihre Gebete zur heiligen Jungfrau emporgestiegen als an diesem Tage, von dessen letzten Stunden die Entscheidung über das zeitliche und ewige Glück einer unsterblichen Seele abhing. Sie hatte sich aus der glänzenden Gesellschaft fortgeschlichen, die zur Feier des Tages geladen war, noch einmal in inbrünstigem Gebete vor der Himmelskönigin sich zu reinigen und zu stärken, und nun stand sie hier in jenem muthigen Glauben, der in sich die Kraft fühlt, das Unmögliche möglich zu machen.

Leise erzitterte jetzt der Boden unter ihr, süße, himmlische Töne drangen hervor, und dicht neben ihren Füßen stiegen sie empor, die kleinen Blumengeister. Vorauf ein Zug Elfen mit ihren silbernen Hörnern; darauf die schönen Elfenjungfrauen in unzählbaren Schären — und nun der Perlenwagen mit der erhabenen Gebieterin. Neben ihr auf milchweißem Rosse ritt in ernstem Schweigen Harry. — Jetzt war der Zug neben Janet.

„Hilf, Maria, du Gebenedeite!" flehte ihre Seele, und sie umschlang den Bruder mit ihren weißen Armen, zog ihn vom Pferde und hielt ihn fest an ihre Brust gepreßt.

Da klang ein Schrei maßlosen Schmerzes von den Lippen der Königin. Dieser Schmerzenston fand ein lautes Echo in der Brust der Elfen, ein stummes in dem Herzen Janets. Sie wußte, daß der Königin jetzt die Hoffnung auf Unsterblichkeit genommen war, aber keine Wimper zuckte.

Da richtete sich die Königin empor. Ihre zierliche Gestalt wuchs auf zu menschlicher Größe.

So stand sie vor Janet, umflossen von strahlendem Gewand, umleuchtet vom Glanze ihres Diadems und vor allem von ihrer überwältigenden Schönheit, während ihre zauberschönen Augen mit verzehrendem Feuer auf das bebende Mädchen niederschauten.

„Gieb mir zurück mein Eigenthum, du hast kein Theil an ihm!“ sprach sie mit zürnendem Tone.

Aber Janet schaute nicht auf sie, sondern richtete fromm ihr Auge auf das Bild des Erlösers an ihrer Brust.

Da winkte die Königin mit ihrem Scepter, und der regungslose Körper Harry's erhielt Bewegung. Kalt und glatt wand er sich in Janets Armen, und statt des holden Antlitzes züngelte ihr ein Schlangenhaupt Funken sprühend entgegen.

„Maria, Himmelskönigin, verlaß mich nicht!“ seufzte sie tief innen, während ihre Lippen sich fest auf einander preßten und ihre weißen Arme den geliebten Bruder in der grauenvollen Verwandlung nicht losließen, ob auch die kalten, feuchten Glieder in tausend Windungen um ihren lebenswarmen Leib sich ringelten.

Und abermals winkte die Königin. — Da brachen Flammen aus dem Rachen der Schlange, Flammen aus jedem ihrer Glieder, und in eine einzige glühende Lohe verwandelte sich der giftige Wurm.

Und ob auch die Glut die zarte Haut zusammenschrumpfte, ob auch grausamer Schmerz in ihren Gliedern wühlte, wie sie ihn nie empfunden — kein Schmerzenslaut entrang sich ihrem Munde; fest umschlangen die zitternden Arme die feurige Lohe. „Maria, die du noch mehr gelitten, stehe deinem Kinde bei in diesem schweren Kampfe!“ stöhnte ihre Seele.

Da erkannte die Königin, daß es noch eine höhere Macht gäbe, als die ihres Scepters — die Macht wahrer, Schmerzen und Drangsal, Tod und Grab überwindender Liebe.

Sie ließ ab von der treuen Schwester nnd sank mit einem Schmerzensschrei zusammen. Jammernd umfaßten die Elfen ihre Königin, trugen sie in ihren Wagen, und unter Klagetönen und Trauerklängen zogen die armen kleinen Geister von dannen. — Aber in der entzückten Schwester Armen ruhte der befreite Harry; heiße Freudenthränen tropften auf die Brandwunden ihrer Glieder, die sich schmerzlos schlossen, und so führte Janet den durch ihre Liebe dem Leben Zurückgewonnenen in die Arme der staunenden und beglückten Eltern. (Aus „Elfenreigen“ von Villamaria.)

Die Waldfrau.

Böhmiſche Sage.

Das Lieschen, noch jung an Jahren, weidete vom Frühling bis zum Herbſte die Ziegen am Bache im Birkenwald. Ihre Mutter war eine arme Witwe und beſaß nichts als eine armſelige Hütte und zwei Ziegen, aber Lieschen machte ſich aus ihrer Armuth nichts und blieb immer frohen Muthes. Wenn ſie nun mit ihren Ziegen hinaus zur Flur am Walde zog, ſteckte ihr die Mutter ein Stückchen Brot in die Tragtaſche und dazu eine Spindel, indem ſie ihr einſchärfte: „Sei fein fleißig!“ Weil ſie aber keinen Spinnrocken hatte, ſchlang ſie ihr den Flachs um den Kopf.

Lieschen nahm die Tasche und hüpfte fröhlich singend hinter den Ziegen zum Birkenwald hin. Dort setzte sich die Kleine unter einen Baum, zog mit der Linken die Fäden vom Kopfe, der ihr als Spinnrocken diente, und mit der Rechten drehte sie die Spindel, daß diese lustig schnurrte. Dabei sang sie, daß der Wald erscholl. Stand die Sonne im Mittag, so legte sie die Spindel beiseite, rief die Ziegen, gab ihnen vom Brote, damit sie ihr nicht wegliefen und hüpfte in den Wald, um süße Beeren zu suchen, als Beigericht zum Brote. Hatte sie gegessen, so tanzte sie und drehte sich lustig wie ein Kreisel. Die Sonne lachte dann durch die grünen Zweige nieder, und die Ziegen machten sich's im Grase bequem und dachten: „Wir haben just eine fröhliche Hirtin!"

Nach dem Tanze spann sie wieder fleißig, und wenn sie abends nach Hause kam, brauchte die Mutter niemals zu schelten, daß die Spindel nicht voll sei.

Einst, als sie ihrer Gewohnheit gemäß eben zur Mittagszeit sich nach dem einfachen Mahle zum Tanz anschickte, stand plötzlich eine wunderherrliche Frau vor ihr. Sie trug ein weißgrünlich Gewand, dünn wie Spinngewebe; von dem Haupte bis zum Gürtel flossen goldene Häre herab, auf dem Haupte trug sie einen Schleier und einen Kranz von Waldblumen. Die schöne Frau lächelte das erschrockene Lieschen an und sprach gar lieblich: „Lieschen, tanzest du gern?"

Auf diese freundliche Ansprache wich Lieschens Schrecken und sie erwiderte: „O freilich — ich möchte den ganzen Tag tanzen!"

„Komm denn, tanzen wir mit einander, ich will dich's lehren", sagte die Frau, schürzte das Gewand, faßte Lieschen und begann mit ihr zu tanzen.

Als sie sich im Kreise zu drehen anfingen, ließ sich über ihnen eine so süße Musik hören, daß Lieschens Herz schier in Wonne verging. Die Spielleute saßen auf den Zweigen der Birken, in schwarzen, aschgrauen, braunen und bunten Röcklein. Es war ein Chor von auserlesenen Musikanten, der sich auf den Wink der Waldfrau versammelt hatte. Nachtigallen, Lerchen, Finken, Stieglitze, Grünlinge, Drosseln, Amseln und die kunstreiche Grasmücke, und am Boden hin zogen Käfer und Ameisen in ihre unterirdischen Ballsäle. Lieschens Wangen glühten, ihre Augen strahlten, sie vergaß Spinnen und Ziegen und schaute nur auf ihre Gefährtin, die sich vor ihr und um sie in den reizendsten Bewegungen drehte — so leicht, daß sich das Gras unter ihren zarten Füßen nicht einmal beugte. Und sie tanzten vom Mittag bis zum Abend; Lieschens Füße ermatteten nicht.

Da hielt die schöne Frau inne, die Musiker schwiegen — und wie die Liebliche gekommen, so verschwand sie.

Die Kleine aber dachte bekümmert an den ungesponnenen Flachs, als sie die Spindel am Boden liegen sah. Sie nahm den Flachs vom Kopfe, steckte ihn samt der Spindel in die Tasche, rief die Ziegen und ging mit ihnen nach Hause. Aber auf dem Wege sang sie nicht, sondern machte sich Vorwürfe, daß sie sich von der schönen Frau hatte berücken lassen, und nahm sich vor, wenn diese wieder zu ihr käme, ihren Verlockungen zu widerstehen. Die Ziegen, die keinen fröhlichen Gesang hinter sich hörten, sahen sich um, ob ihre Herrin wirklich hinter ihnen herschreite. Auch die Mutter wunderte sich und fragte die Tochter, ob sie krank sei, da sie nicht singe. — „Nein, Mütterchen, ich bin nicht krank. Der Hals ist mir vom Singen trocken geworden, darum sing' ich nicht", entschuldigte sich Lieschen und ging, die Spindel und den ungesponnenen Flachs zu bewahren. Sie tröstete sich damit, daß die Mutter nicht sogleich fragen werde, und am folgenden Tage wollte sie schon einbringen, was sie versäumt und darum erwähnte sie gegen die Mutter nichts über die schöne Frau.

Am andern Tage trieb Lieschen die Ziegen wie gewöhnlich zum Birkenwald. Dann setzte sie sich unter einen Baum und begann fleißig zu spinnen und zu singen; denn beim Singen geht's mit der Arbeit noch einmal so leicht. Die Sonne stand im Mittag. Lieschen gab nun den Ziegen vom Brote und hüpfte fort, um sich Erdbeeren im dichten Walde zu suchen. Hierauf begann sie zu schmausen und mit den Ziegen zu plaudern. „Ach, meine Ziegen, heut darf ich nicht tanzen!" seufzte sie, als sie nach dem Mahle die Brosamen im Schoß zusammenscharrte und auf einen Stein legte, damit sie die Vögel für sich davontrügen.

„Und warum dürftest du nicht tanzen?" ließ sich eine liebliche Stimme hören, und die schöne Frau aus dem Walde stand wieder so plötzlich vor ihr, als wenn sie aus den Wolken gefallen wäre.

Lieschen erschrak noch mehr als das erste Mal und drückte die Augen zu, um die Versucherin gar nicht zu sehen; als aber diese die Frage wiederholte, antwortete sie schüchtern: „Ach, verzeiht, schöne Frau, ich kann nicht mit Euch tanzen; ich würde meine Aufgabe nicht spinnen, und die Mutter würde mich schelten. Eh' heut die Sonne untergeht, muß ich einbringen, was ich gestern versäumte.

„Ach, tanze nur zu, eh' die Sonne untergeht, wird dir Hülfe", sprach die Frau, schürzte das Gewand und faßte Lieschen.

Die Spielleute auf den Birken fingen nun wieder an zu musiziren und die Tänzerinnen drehten sich im Kreise. Und die liebliche Frau tanzte noch reizender; Lieschen konnte die Augen nicht von ihr wenden und vergaß Ziegen und Spindel. Jetzt hielt sie inne, die Musik schwieg, die Sonne ging unter. Lieschen schlug die Hände über den Kopf zusammen, um den der ungesponnene Flachs geschlungen war und brach in Thränen aus. Die schöne Frau aber langte nach Lieschens Kopfe, nahm den Flachs herab, schlang ihn um einen Birkenstamm, ergriff die Spindel und begann zu spinnen. Die Spindel schnurrte an dem Boden hin und ward sichtlich voller, und eh' die Sonne niedersank, war aller Flachs gesponnen, auch der vom vorigen Tage. Indem sie dem Mädchen die volle Spindel reichte, sprach die schöne Frau: „Weif' auf und murre nicht!" Hierauf verschwand sie.

Lieschen war zufrieden und dachte unterwegs bei sich: „Wenn sie so gut ist, will ich wieder mit ihr tanzen — wenn sie nur wieder kommt." Sie aber sang, damit die Ziegen wieder munter vorwärts schritten.

Die Mutter aber empfing sie verdrießlich. „Was thatest du, Mädchen, daß du gestern nicht deine Aufgabe herunter spannst?" schalt sie.

„Verzeiht, Mutter, ich tanzte ein wenig", erwiderte Lieschen, und indem sie der Mutter die Spindel zeigte, setzte sie hinzu: „Heut ist sie dafür übervoll."

Die Mutter ging hierauf die Ziegen melken und legte die Spindel an ihren Ort.

Lieschen wollte der Mutter vom Tanze erzählen, allein sie dachte: „Erst will ich doch die schöne Frau fragen, wer sie ist, und dann sag' ich's der Mutter." Und so schwieg sie.

Am dritten Morgen trieb sie die Ziegen, wie gewöhnlich, zum Birkenwald; die Ziegen begannen zu weiden und Lieschen zu singen und zu spinnen. Als die Sonne im Mittag stand, legte Lieschen die Spindel ins Gras, gab den Ziegen vom Brote, suchte aber keine Erdbeeren, und indem sie die Brosamen den Vöglein hinwarf, sagte sie: „Liebe Ziegen, heut' will ich euch Eins vortanzen!" Sie wollte eben versuchen, ob sie es auch so reizend könne, als die schöne Waldfrau, da stand diese vor ihr. „Komm', wir wollen wieder mit einander tanzen!" sprach sie lächelnd zu Lieschen und umfaßte sie. Augenblicklich erklang die Musik über ihren Häuptern, und die Tänzerinnen drehten sich in leichtem Fluge. Lieschen sah nichts weiter als die liebliche Frau, deren Leib sich leicht nach allen Seiten bog,

und hörte nichts Anderes als die lustige Musik, nach deren Klängen ihre Füße von selbst sich bewegten. So tanzten sie vom Mittag bis zum Abend. Jetzt hielt die Frau inne, und die Musik schwieg. Lieschen blickte um sich, denn die Sonne stand hinter dem Walde. Weinend schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen, und indem sie sich zur Spindel wandte, die nicht voll war, wehklagte sie, daß die Mutter schelten würde.

„Gieb mir deine Tasche, ich will dir ersetzen, was du heut versäumt", sprach die schöne Frau.

Lieschen gab ihr die Tasche und die Frau war auf einige Augenblicke unsichtbar; dann aber reichte sie ihr die Tasche mit den Worten: „Da, zu Hause sieh hinein!" und verschwand, als hätte sie der Wind davon geweht.

Lieschen fürchtete sich anfänglich, in die Tasche zu sehen, allein auf der Hälfte des Weges ließ es ihr doch keine Ruhe; die Tasche war so leicht, als ob nichts in ihr wäre; sie mußte hinein sehen. — Wie erstaunt aber war sie, als sie in der Tasche nur — Birkenlaub sah. Da brach sie in Thränen aus und machte sich Vorwürfe, daß sie so leichtgläubig gewesen. Dann warf sie ärgerlich die Blätter heraus und wollte die Tasche umstürzen. Zum Glück jedoch dachte sie: „Ich will das Uebrige den Ziegen unterstreuen", und behielt noch einiges Laub darin. Langsam schlich sie des Weges dahin nach Hause.

Die Mutter aber harrte bekümmert auf der Schwelle. „Um Gottes willen, was für eine Spindel Garn brachtest du gestern nach Hause?" waren die ersten Worte der Mutter.

„Warum denn?" fragte Lieschen ängstlich.

„Als du morgens fortgegangen, begann ich aufzuweifen. Ich weife auf und weife, die Spindel ist beständig voll. Ein Strähn, zwei, drei Strähne — die Spindel voll. Welcher böse Geist hat das gesponnen! rief ich erzürnt, und in dem Augenblicke ist das Garn von der Spindel fort, als wär' es weggeblasen. Sag', was ist geschehen?"

Da begann Lieschen zu erzählen.

„Das war eine der Nixen im Walde, die Waldfrau!" rief die Mutter entsetzt. „Um Mittag und Mitternacht treiben sie ihr Wesen. Ein Glück, daß du kein Knabe bist, sonst würdest du nicht lebend ihren Armen entronnen sein. Sie hätte so lange mit dir getanzt, als ein Athemzug in dir gewesen wäre, oder dich zu Tode gekirrt. Doch mit den Mädchen haben sie Erbarmen, ja die beschenken sie oft reich. Hättest du mir etwas gesagt, so würd' ich nicht gemurrt haben und hätte jetzt die ganze Stube voll Garn."

Da gedachte Lieschen der Taſche und ihr fiel bei, es könnte doch vielleicht etwas unter dem Laube ſein. Sie nimmt die Spindel und den ungeſponnenen Flachs weg und blickt in die Taſche, blickt noch einmal hinein und ſchreit: „Seht doch, Mutter, ſeht!“

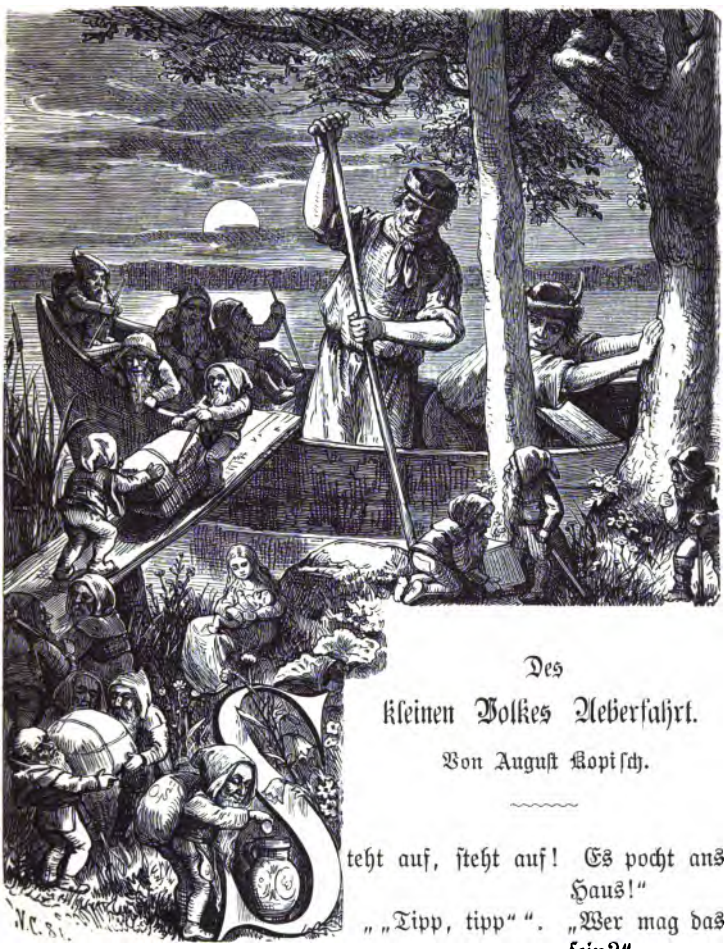
Die Mutter ſchlägt die Hände über dem Kopfe zuſammen. Die Birkenblätter hatten ſich in Gold verwandelt.

„Sie befahl mir, erſt zu Hauſe hineinzublicken, ich gehorchte nicht.“

„Ein Glück, daß du nicht die ganze Taſche ausgeleert!“ meinte die Mutter.

Der Reichthum, den Lieschen nach Hauſe gebracht, war trotzdem groß genug. Die Mutter kaufte eine Wirthſchaft, und Lieschen brauchte nicht mehr Ziegen zu weiden; allein wie reich und glücklich ſie auch war, es hat ihr doch nicht ſo viel Vergnügen gemacht, als der Tanz — mit der Waldfrau. Noch oftmals lockte ſie es in den Birkenwald, ſie wünſchte ſich die ſchöne Frau nur noch einmal zu ſehen — allein ſie erblickte ſie nimmer wieder.

Nach B. Nemeč.



Des kleinen Volkes Ueberfahrt.

Von August Kopisch.

teht auf, ſteht auf! Es pocht ans Haus!"

„„Tipp, tipp"". „Wer mag das ſein?"

Der alte Fährmann geht hinaus:
„„Tipp, tipp"". „Wer mag das ſein?"
Nichts ſieht er, halb nur ſcheint der Mond:
Die Sache däucht ihm ungewohnt! —
Da flüſtert es fein:
„O Fährmann mein,

Wir ſind ein winzig Völkelein,
Und haben Weib und Kindelein,
Fahr' über uns, die Müh' iſt klein,
Und jedes zahlt ſein Hellerlein:
Es lärmt zu ſehr im Lande,
Wir wollen zum andern Strande!

Unheimlich wird's an dieſem Ort,
Es gellt hier zu viel Hammerſchlag,
Und ſchießt und trommelt fort und fort
Die Glocken läuten Tag für Tag." —
Der Fährmann ſteigt in ſeinen Kahn:
„„Ich will euch fahren: kommt heran!
Werft ohne Betrug
Das Geld in den Krug!"" —
O welchen Lärm vernahm er da,
Obwohl er nichts am Ufer ſah:
Er wußte nicht wie ihm geſchah,
Es klang wie fern und war doch nah,
Zehntauſend kleine Stimmchen
Viel feiner, als die Immchen.

Der Schiffer ruft dem Knechte ſein,
Er kommt .... die kleinen Weſen ſchrein:
„Zertritt uns nicht, wir ſind ſo klein!" —
Da mußt er wohl behutſam ſein!
Tück, tück! fiel's in den Krug hinab,
Wie jeder ſeinen Heller gab.
Pirr! trippelt's heran
Und ſtapft zum Kahn
Und ächzt wie mit Kiſten und Kaſten ſchwer,
Rückt, drückt und ſchiebt ſich hin und her,
Weint, ruft und zankt ſich überquer,
Es drängt und zwängt ſich immermehr:
„Fahr' ab; der Kahn will ſinken,
Fort! eh' wir all' ertrinken!"

Der Schiffer ſtößt vom Ufer los,
Und, als er jetzo drüben war,
Geht an das Schiff mit leichtem Stoß.
„Auf!“ ſchrie die ganze kleine Schär,
In Ohnmacht fiel da manche Frau:
Das hörte man am Ton genau.
Nun tappelts hinaus
Mit Katz und Maus,
Mit Kind und Kegel und Stuhl und Tiſch,
Mit Kiſten und Kaſten und Federwiſch;
Es war ein Lärmen und ein Gemiſch
Von Ruf und Zank und Stillgeziſch;
Nichts ſieht man; doch am Schalle,
Hört man, hinaus ſind Alle!

Noch holt er wieder neue Schär:
Die lärmt hinaus: er fährt zurück.
Als dreißig Mal gefahren war,
Läßt nach im Krug das „Tück, tück, tück.“
Er fährt den letzten Theil zum Strand;
Der Mond geht unter am Himmelsrand;
Doch dunkelt es nicht:
Was glänzt ſo licht?
Am Strand geh'n tauſend Lichter klein,
Wie von Johanniswürmelein ....
Da rafft der Knecht vom Uferrain
Erdboden in den Hut hinein,
Setzt auf und kann nun ſchauen
Die Männlein und die Frauen.

O, welche Wunder er nun ſah:
Der ganze Strand war all bedeckt:
Sie liefen mit Laternchen da,
Von Gras und Blumen oft verſteckt,
Und trugen Kindlein wunderhold,
Und Edelſtein und rothes Gold.

Hei, denkt der Knecht,
Das kommt mir recht!
Und langt begierig aus dem Kahn,
Am Uferrande weit hinan ....
Da merket ihn ein kleiner Mann,
Und fängt ein Zeterſchreien an!
Puh, puh! ſind aus die Lichte,
Verſchwunden alle Wichte!

Drauf flog es her wie Erbſen klein;
Es mochten kleine Steinchen ſein;
Die warfen ſie mit großer Pein,
Und ächzten mühſam hinterdrein! —
„Es ſprühet immer mehr wie toll!
Fort, fort von hier, der Kahn wird toll!“ —
Sie wenden geſchwind
Herum wie der Wind,
Und ſtoßen eilig ab vom Land,
Und fahren in Angſt ſich feſt im Sand,
Bald rechter Hand, bald linker Hand,
Und immer ruft es nach vom Strand:
„Das Fliehen war euer Glücke,
Sonſt kamt ihr nie zurücke!“

„Juheirassa — Ein Prinz ist da!!"

Wichtelkönigs Hochzeit.

Ein Kindermärchen.

Ein festlicher Zug, Trompeter voraus und in der Mitte das Banner des Königs, verließ soeben die Pforte, welche aus dem alten Fürstenschloß nach der Hauptstadt führte. Unter Jubel und Glückwünschen verkündeten die Herolde und Großwürdenträger das große Ereignis. Der heiße Wunsch des Königshauses war in Erfüllung gegangen, und dem Lande ein Thronerbe geschenkt worden.

Heute noch herrschte allwärts großer Jubel — am andern Tage zogen schon bange Sorge und Unruhe in die Räume der Königsburg ein. Der Feind hatte seine Drohung zur Wahrheit werden lassen und war an mehreren Punkten in das Gebiet der Nachbarn eingefallen. Da verstummte mit einem Male der festliche Lärm; der König waffnete sich, rief seine Mannen zusammen, nahm schmerzbewegt von seiner Gemahlin und dem kleinen Prinzen Abschied und zog mit so viel Kriegsleuten, als sich rasch sammeln ließen, von dannen wider einen mit Recht gefürchteten, weil übermächtigen Feind. Seine schöne junge Frau aber mußte daheim bleiben, denn sie hatte ein Söhnchen zu pflegen, das ja erst wenige Tage alt war.

Eines Nachts lag die junge Mutter schlaflos neben ihrem Kinde und gedachte in banger Sorge des fernen Gatten. Die Kammerfrau, die bei ihr Wache halten sollte, schlief dafür um desto fester. Ach, sie hatte ja um kein theures Leben zu sorgen wie die junge Königin!

Wie es nun zwölf Uhr schlägt, da thut sich leise die unterste Thüre am mächtig großen Ofen auf und heraus tritt ein winzig Männchen in

feinem blausammetnem Hofkleid, einen blanken, mit edlem Gestein besetzten Dolch an der Seite und ein Federhütchen mit wallender Feder in der Hand. Das Männchen, kaum zwei Finger hoch, schreitet bis an das Bett der hohen Frau; dort verneigt es sich bis zur Erde und spricht mit wohlklingendem feinem Stimmchen: „Hochedle Frau Königin, gestattet, daß ich Euch den ehrerbietigen Gruß meines Gebieters, des Ofenschaftfürsten und Königs der Wichtelmännchen überbringe, die dort in der Tiefe hausen, wohin man in dem Schachte dort unter Eurem Riesenofen niedersteigt. Unser König will heute noch Hochzeit halten, aber seine Gemächer sind ihm zu enge geworden, da der Gäste viele eingetroffen sind. Nun läßt er Euch bitten, ihm zu gestatten, daß er den Hochzeitsschmaus hier in Eurem Schlafgemach und dem Vorzimmer zu demselben abhalte. Es soll dabei fein und manierlich hergehen, so daß weder Ihr, noch Euer Herr Prinz in der Ruhe gestört werdet."

Die Königin nickte huldvoll Gewährung. „Es werde ihr", sagte sie, „eine Ehre sein, mit Sr. Majestät dem Ofenschaftkönige ihre Stube zu theilen."

„Schönsten Dank, gnädige Königin!" lispelte Meister Fingerlang. „Doch erlaubt, daß ich hier erst einige Vorrichtungen treffe, um meinen Gebieter und seine Gäste würdig zu empfangen."

Und — o Wunder — es dünkte der Königin, als verwandle sich ihr ganzes Schlafgemach mit einem Male in eine geräumige Felsengrotte von phantastischem Aussehen und ausgestattet mit gar seltenen Pflanzen und eigenthümlichem Geräth. Es erschien zunächst ein Heer von kleinen Zimmerleuten, Baukünstlern und Gärtnern, welche Bäume und seltene Gewächse herzuschleppten, Felsblöcke herbeirollten und binnen wenigen Minuten die eine Ecke des Gemaches in eine wildromantische Gartenanlage voll blühenden Lebens umschufen. Noch waren die kleinen Werkmeister damit nicht völlig zu Stande gekommen, als sich auch schon die größere Ofenthüre aufthat und ein glänzender Zug von zwei daumenlangen Persönchen zum Vorschein kam. Voran trippelten Musikanten, die gar feine wunderliche Weisen aufspielten und dann in den Felsenspalten verschwanden. Hierauf ritt auf einem weißen Mäuslein der Reichsstallmeister des Wichtelherrschers einher, ihm folgten die Hofstaaten mit der Königskrone, der Obertafelmeister mit im Verhältnis riesiggroßem Suppenlöffel, der Oberkellermeister mit eigenthümlichem Gefäße, vergleichbar einem Humpen, so groß wie er selbst, dann der Erzmundschenk mit mächtig großen oder richtiger winzig kleinen Tafelaufsätzen.

Der Wichtelkönig feiert seine Hochzeit.

Sie Alle umgaben und umtrippelten ihre hohe Herrschaft, den König mit goldenem Scepter und das lustig hüpfende Bräutlein mit langer silberdurchwirkter Schleppe, die zu tragen sich ein possirliches Junkerlein abplagte, ganz wie dies geschieht bei den jungen Kaiserbräuten, deren Hochzeitsfeierlichkeiten man heutigen Tages in den Zeitungen liest.

Der Zug bewegte sich durch das Zimmer, an der Königin Bett vorüber, nach den Fenstern hin. Jedes Herrlein und jede Dame verneigte sich tief beim Vorüberschreiten vor der Wiege des kleinen Kronprinzen und eben so tief vor der Königin, die immer holdseliger lächelte und nickte. Sie hatte schier all ihren Kummer vergessen über den wunderniedlichen Anblick.

Während dieses Umzugs der kleinen Fürstlichkeiten hatten die Diener die Tafeln herbeigebracht und gedeckt, und nun ließ man sich daran nieder auf seidengepolsterten, hochlehnigen Stühlen. Die Musik spielte fröhliche Weisen, die Gläser klangen, und es verlief Alles nach feinstem Brauch und mit höfischem Anstand. Als die Tafel zu Ende war, erhob sich der Wichtelkönig, reichte seiner Gemahlin den Arm und begab sich mit ihr an das Bett der gütigen Hauswirthin. „Frau Königin", sprach er, „nehmt unseren Dank für Eure Wohlgewogenheit und Gastfreundschaft und gestattet, daß wir Euch ein Pröbchen von jeglichem Gericht unserer Tafel zurücklassen. Wollet nur bestimmen, wohin unsere Trabanten die Speisen niederstellen dürfen."

Die Königin war über diese sonderbare Danksagung sehr belustigt. Um aber ihre Gäste nicht zu kränken, nahm sie dieselbe dankend an. Sie ergriff ein leeres Schmuckkästchen, das auf dem Nachttische stand und stellte es hinab auf den Zimmerteppich. Da zogen nun die kleinen betreßten Diener heran und stellten von jeglichem Gericht ein winzig kleines Tellerchen voll in das Kästchen ab. Auch von jeder Weinsorte ein Krüglein und drei kleine Brote fehlten nicht. Als dies Alles besorgt war, trugen sie die Tafeln wieder hinaus und verschwanden hinter der Ofenthür. Dieselbe schloß sich von selbst, und — vorbei war Alles.

Die Königin rieb sich wie schlaftrunken die Augen, überzeugt, einen lebhaften Traum geträumt zu haben. Eben schrie auch das Kind in der Wiege hell auf, die Wärterinnen erwachten und eilten herbei, die Glocke des Kirchthurmes schlug ein Uhr.

Die Königin fand am andern Morgen nicht Zeit, dem wunderlichen Traumbild der Nacht weiter nachzusinnen; denn es kamen böse, schwere Tage für sie und ihr Land. Ihr Gemahl hatte den Kürzern gezogen und flüchten müssen; der Feind rückte nun heran, die Königsburg zu belagern,

in der nicht allein sie sich mit dem kleinen Prinzen, ihren Dienern und Getreuen befand, sondern wo auch eine Anzahl Verfolgter eingetroffen war. Fest und gut verschanzt war nun wohl dieser Platz; aber als Woche um Woche verging, da fehlte es für so viele hungerige Magen bald am besten. Und so erfüllte bald Muthlosigkeit und Bangen die wenigen Vertheidiger.

Die tapfere junge Königin trug standhaft alle Beschwerden der Belagerung mit ihrem Häuflein Getreuer und ging ihnen Allen voran in muthigem Ausharren und Entbehren. Sie duldete nicht, daß ihr Tisch anders bestellt werde als der der Kriegsleute draußen, und so wurden auch für sie die trockenen Brotschnitte immer kleiner, von Zukost war schon längst keine Rede mehr!

Eines Nachts lag die Arme schlaflos auf ihrem Bette; sie peinigte der Hunger, denn das letzte Stückchen Brot war aufgezehrt. Was sollte morgen werden? — — —

Als sie weinend darüber sann, fiel ihr Blick auf das Schmuckkästchen, das noch immer seinen alten Platz auf ihrem Bettgestelle hatte, und sie gedachte der kleinen Portionen Speisen, welche der Zwergkönig seinen Trabanten hineinzulegen befohlen hatte. Sollte nicht etwas davon noch genießbar sein? — Freilich waren es nur Krümlein, nicht größer als Stecknadelköpfe sind! Aber es war doch etwas. Sie schlägt den Deckel des Kästchens zurück, und sieh, da stehen in langer Reihe die appetitlichen goldenen Schüsselchen, als hätte sie ein Kind für seine Puppenstube zubereitet.

Unwillkürlich langt die Königin hinein und nimmt eines der kleinen Brote heraus. Es ist hart, aber mit der Zunge meint sie es doch weicher machen und es dann genießen zu können!

Sie versucht es, und — o Wunder! — das Brot wächst in ihrer Hand! Es dehnt sich und wird in gleichem Maße weich und schmackhaft. Die hungerige Frau beißt herzhaft ein — — bei jedem Bissen wird das Brot größer, schon muß sie den mächtigen Laib auf die Bettdecke legen, denn ihre Hände können ihn nicht mehr umfassen! —

Gesättigt greift sie nun nach einem der Weinkrüge, aber kaum hat sie ihn an die Lippen gesetzt, so wächst auch der Krug wie vorher das Brot, und nur mit Mühe vermag sie den mächtigen Humpen auf die Erde niederzustellen, nachdem sie in durstigen Zügen daraus getrunken hat! —

Nun litt es die edle Frau nicht länger auf weichem Lager. Wußte sie doch, daß da draußen Hunderte hungerten, gleichwie sie gehungert hatte. Sie erhob sich und weckte alsbald ihre Dienerschaft.

„Richtet eine große Tafel an“, befahl sie, „wir wollen eine herrliche Mahlzeit halten, und ihr Alle sollt satt werden!“

„Um Gott, die Königin hat den Verstand verloren!“ flüsterte man sich scheu ins Ohr, aber gehorsam wurde die Tafel gerüstet.

Die Königin schabte wenige Stäubchen herunter von jedem Gericht auf die bereitstehenden Teller und übergab diese dann den staunenden Dienern.

Und die Diener nahmen die Schüsseln in Empfang: Fleisch und Braten, Obst und Gemüse und Backwerk, es war Alles da im Ueberfluß.

Bald klang lautes Gläserklirren und fröhlicher Festjubel über die Mauern des Schlosses hinaus ins Lager der Feinde.

Diese trauten ihren Augen und Ohren nicht und meinten, die drinnen in der Burg wollten ihnen nur ein Blendwerk vorgaukeln.

Aber es blieb dabei — und ward nicht anders. Tag für Tag wurde im Schlosse festlich getafelt; die Vorräthe gingen trotzdem nicht zu Ende. Sie reichten aus, bis es dem Könige gelungen war, Hülfstruppen anzuwerben und zum Entsatz seiner Burg heranzurücken. In blutiger Schlacht, die vom Morgen bis zum Abend tobte, blieb der König Sieger und hatte endlich die Freude, Weib und Kind gerettet in den Armen zu halten.

Als aber die Königin befahl, einige der Zaubergerichte für den wiedergeschenkten Gatten aufzutragen, da sah man sich vergeblich um nach denselben, sie schienen verschwunden. Endlich entdeckte sie die Königin zwischen den Falten des Tischtuches.

Da raffte sie die kleinen Schüsselchen zusammen und barg sie sorgfältig in ihrem goldenen Schmuckkästchen. C Michael.

Donogh und der Wicht.

Die Wichtelmännchen der grünen Insel.

Vor langen, langen Jahren lebte auf der grünen Insel Irland am Ufer des Flusses Lee eine arme Witwe mit ihrem Sohne. Der Sohn bestellte fleißig seinen kleinen Acker, hütete seine einzige Kuh, fischte im Flusse und trug Das, was er gefangen, dann in die Stadt zum Verkauf. Donogh, so hieß der Bursche, war freilich nicht hübsch, sondern verwachsen, doch verhinderte sein Höcker ihn nicht, sich stets als ein nützlicher, warmherziger und treuer Gefährte zu zeigen.

Nun lag nicht weit von der Hütte, welche Donogh mit seiner Mutter bewohnte, das Schloß des Mac Carthy Mor, eines Edelmannes, der durch Glanz und Verschwendung sein großes Vermögen in kurzer Zeit so dünn gemacht, daß ihm jetzt im ganzen Lande kein Mensch mehr einen rothen Heller borgen wollte.

Mac Carthy stand eines schönen Tages mit seinem hübschen Töchterchen Maiga am Fenster, als Donogh, der eben eine gute Last Fische gefangen hatte, vorbeiging und höflich sein Käppchen zog. Sei es, daß Mac Carthy

gerade in besonders guter Laune war, oder daß Donoghs verwachsene Gestalt ihm auffiel, kurz, er rief ihn an und fragte, was er da in seinem Korbe habe. Donogh zog die Decke von seinem Korbe weg, und während Mac Carthy und seine Tochter die schönen, noch lustig zappelnden Fische betrachteten, war Donogh ganz in den Anblick der holdseligen Maiga versunken und antwortete auf alle ihre Fragen — er wußte selbst nicht was. Indes kam Mac Carthy's Haushofmeister, und da Mac Carthy und seine Tochter die Fische gar so schön fanden, so wollte er sie kaufen, hatte aber leider kein Geld. Doch Donogh, ganz von der schönen Maiga bezaubert, sagte dem Haushofmeister, er solle die Fische nur behalten, mit der Bezahlung habe es Zeit, bis er wiederkomme. — Nachdem er seine Fische in dieser Weise an den Mann gebracht, wanderte Donogh nach Hause, in seinen Gedanken nur mit der schönen Maiga beschäftigt. Er legte sich zu Bett, aber das Bild der holden Maid wich nicht von ihm, und auch am Morgen dachte er nur an sie. Seiner Gewohnheit gemäß ging er wieder zum Flusse hinab, allein statt seine Netze auszuwerfen, schlenderte er müßig am Flußufer entlang, bis er auf einmal ein leichtes Klopfen vernahm. Donogh schlich auf den Zehenspitzen nach dem Orte hin, von wo das Klopfen kam, und sah dort ein kleines Männchen, kaum halb so hoch als sein Bein, mit gelbem, runzeligem Gesicht und altväterischem Anzuge, das in einer Hecke auf einem kleinen Stühlchen saß und eben seinen Schuh flickte. Donogh erkannte, daß dieses Männchen nur ein Erd- oder Wichtelmännchen sein könne, und war entschlossen, dasselbe festzuhalten, koste es was es wolle.

„Ein schöner Tag für Eure Arbeit, mein Männchen", sagte Donogh und ging gerade auf den kleinen Schuster zu.

„Ja wohl, Donogh, ein schöner Tag!" antwortete der kleine Wicht erschrocken, grinste aber dabei recht giftig und tückisch.

„Ihr scheint mir ein tüchtiger Schuhmacher zu sein, mein Männchen", fuhr Donogh fort.

„Geht wohl an", antwortete das Wichtelmännchen; „doch bin ich gar nichts gegen den Mann da hinter Euch."

Doch Donogh war nicht so dumm, sich umzusehen; wußte er doch, daß das Wichtelmännchen dies nur sagte, um ihn zum Wegsehen zu veranlassen, damit es entwischen könne. „Ich sehe doch lieber Euch an, als den hinter uns, mein artiges Männchen", entgegnete Donogh.

„Wer ist's, der dort über den Fluß kommt?" fragte der schlaue Wicht, mit dem Finger nach dem Wasser hindeutend.

„Ei, gucke und frage selber, du Pfiffikus!“ sagte Donogh und packte den Kleinen am Kragen. „Nun aber sage du mir auf der Stelle, wo ich einen recht großen Schatz finde, sonst renne ich dir mein Messer in den Leib!“ Und damit zog Donogh sein Taschenmesser hervor, machte es mit den Zähnen auf und setzte die Spitze desselben dem Kleinen auf die Brust.

„Ihr werdet mich doch nicht umbringen wollen?“ jammerte der Zwerg sich windend und drehend.

„Wenn Ihr mir Das, was ich verlange, nicht ohne weiteres herbeischafft“, antwortete Donogh und schaute den Kleinen dabei recht grimmig an, „so schlitze ich Euch den Bauch auf, so wahr ich lebendig bin!“

„Nun, macht nur keine so kratzbürstige Miene“, stammelte der Wicht; „ich will Euch ja sagen, wo Ihr so viel Gold findet, als Ihr nur haben wollt. Vor allen Dingen nehmt jedoch das Messer weg.“

Donogh zog das Messer zurück.

„Wißt Ihr, wo der Riesendamm ist?“ fuhr das Wichtelmännchen fort.

„Ich habe von ihm reden hören“, antwortete Donogh.

„Nun, beim Riesendamme, unter einem großen Felsen, auf dem ein einsamer Strauch wächst, da liegt ein großer Topf mit so viel Gold, daß man die ganze Grafschaft Cork dafür kaufen könnte.“

„Ihr seid ein Schlaukopf“, versetzte Donogh. „Meint Ihr, ich liefe so mir nichts, dir nichts bis an das Ende der Welt? Ihr müßt mir sagen, wo in der Nähe etwas zu holen ist, oder, so wahr ich lebe, ich bringe Euch um!“

„Ach tobt doch nicht so!“ unterbrach ihn das Wichtelmännchen. „Kennt Ihr denn den Taraberg?“

„Nur von Hörensagen!“

„Dort, auf der Ostseite des Berges, ist ein alter Ziehbrunnen; auf dem Grunde desselben liegt so viel Gold und Silber, daß man das ganze Königreich Munster damit kaufen könnte. Gefällt Euch das besser?“ fragte das Wichtelmännchen kichernd.

„Das hilft Euch Alles nichts“, antwortete Donogh. „Zeigt mir, wo recht blankes Gold liegt, so daß ich die Hand darauf legen kann, sonst halte ich mein Messer für Euch in Bereitschaft.“

„Oh! Ihr schwatzt ganz sonderbar in den Tag hinein“, versetzte der Erdzwerg und schaute sich ängstlich um, „und bemerket nicht, daß dort Mahony's toller Stier auf uns zugerannt kommt!“

„Wo? Wo denn?“ schrie Donogh, der, weil verwachsen, nicht gut laufen konnte, und wandte sich rasch um.

In demselben Augenblicke jedoch schallte ihm ein gellendes Gelächter in die Ohren, und als er sich umwandte, da war seine Hand leer, und das Wichtelmännchen verschwunden.

„O du Schuft, du Erzspitzbube!“ schrie Donogh, als er sich in dieser Weise genarrt sah. „Aber warte nur, wenn ich dich wieder erwische, so sollst du nicht wieder so leichten Kaufes davonkommen!“

Als Donogh nach Hause kam, erzählte er sein Zusammentreffen mit dem Wichtelmännchen seiner Mutter.

„Du wirst“, antwortete diese, die sich auf das Treiben der Unterirdischen trefflich verstand, „entweder ein sehr glückliches oder ein sehr unglückliches Menschenkind. Die Wichtelmännchen kennen freilich alle Schätze, die in der Erde vergraben sind, und haben dazu eine große Macht. Solltest du den Erdzwerg ja wieder einmal treffen, so laß dich mit ihm nicht erst in ein langes Gerede ein, sondern fordere von ihm, daß er das Gold auf der Stelle herbeischaffe; stelle ihn dann mit dem Rücken an einen Baum und drohe ihm, daß du ihn mit deinem Messer an demselben festnageln würdest, falls er dir nicht einen Schatz herbeischaffe, bevor du zwanzig zählst.“

Donogh versprach, den Rath seiner Mutter zu befolgen, wenn ihm je wieder das Glück zutheil werde, dem Wichtelmännchen aufs neue zu begegnen. Am andern Morgen ging er wie sonst dem Fischfang nach und hatte auch das Glück, eine tüchtige Anzahl schöner großer Fische zu fangen. Diesen seinen Fang wollte er nun nach der Stadt zum Markte tragen, als er aber an Mac Carthy's Schlosse vorbeikam, stand Mac Carthy mit seiner Tochter wieder am Fenster. Unwillkürlich blieb Donogh stehen und hob den Deckel von seinem Korbe.

Da kam der Haushofmeister, kaufte die Fische, bemerkte aber zugleich, mit der Bezahlung müsse sich Donogh noch gedulden. Dieser aber vertiefte sich wiederum so sehr in den Anblick der schönen Maiga, daß er weder an Fische noch an Geld dachte und die zappelnde Gesellschaft dem Haushofmeister abermals ohne Bezahlung überließ. Und als er nach Hause kam, und seine Mutter ihn fragte, wie viel Geld er für seine Fische gelöst, da gab er so verkehrte Antworten, daß die Alte nicht anders glaubte, als ihr Sohn sei von dem Wichtelmännchen bezaubert oder verrückt gemacht geworden, und sie brach deshalb in ein großes Wehklagen aus.

Ein pār Tage später befand sich Donogh wieder am Flußufer. Er war jetzt ganz tiefsinnig geworden, der arme Bursche; denn immer dachte er an die schöne Maiga, dieselbe wollte ihm gar nicht aus dem Sinne.

Als er so am Flusse dahin schlenderte, hörte er auf einmal wieder ein solches Klopfen wie damals, als er das Wichtelmännchen getroffen. „Ach, wenn es der kleine Wicht wäre!“ dachte er und schlich sich leise nach dem Orte hin, von wo das Klopfen erscholl.

„Ah! habe ich dich endlich!“ schrie er, als er das Wichtelmännchen ganz wie das erste Mal, an seinem Schuh arbeitend, erblickte, und packte den kleinen Kerl mit einem festen Griffe.

„Ah! seid Ihr's, Donogh?“ fragte das Wichtelmännchen und grinste ihn von neuem höhnisch an. „Wie seid Ihr denn voriges Mal mit dem Stier fertig geworden?“

„Ah! warte, du Spitzbube“, antwortete Donogh, „so leicht wie das vorige Mal sollst du mir diesmal nicht entkommen; ich bin nicht mehr so dumm, mich von dir überlisten zu lassen.“

„Sieh nur den Kerl da“, versetzte der Kleine, „wie der sich über deinen Buckel und dein krummes Bein lustig macht.“

„Sieh ihn doch in meinem Namen an“, antwortete Donogh. „Doch das schwöre ich dir, daß ich den Fleck hier, auf dem wir stehen, mit deinem Blute dünge, wenn du nicht auf der Stelle so viel echte und gute Goldstücke herbeischaffst, als ich tragen kann.“

„Hu! Ihr seid ja mal wieder recht böse und eilig!“ entgegnete das Wichtelmännchen. „Aber dort kommt Mac Carthy mit seiner Tochter, der schönen Maiga!“

Bei diesen Worten fuhr Donogh auf, doch besann er sich schnell, daß dies ja doch nur eine neue List des Wichtelmännchens sei, und er beschloß, sich nicht umzusehen, und wenn gleich der Tod hinter ihm stände. „Sprich kein Wort mehr“, sagte er, „nicht ein einziges, sondern schaffe das Geld herbei, bevor ich zwanzig zähle, sonst nagle ich dich fest und dann ist dein letztes Brot gebacken!“ Und damit drückte er das Wichtelmännchen, ihm das Messer auf die Brust setzend, rasch mit dem Rücken gegen einen Baum und fing an zu zählen: „Eins, zwei, drei“, so schnell er konnte. Als er bis fünfzehn gezählt und der Erdzwerg sich noch nicht rührte, setzte Donogh ihm das Messer etwas fester auf den Leib.

„Halt! halt!“ schrie das Wichtelmännchen. „Du bist ein Glückskind, Donogh, denn du hast mich gefangen, und ich will dir mehr geben, als du verlangst, jedenfalls mehr als du brauchst!“ Und damit stampfte der Kleine auf den Boden, und augenblicklich that die Erde sich auf, und vor Donoghs Augen zeigte sich ein großes tiefes Gefäß voll lauter Gold- und Silbermünzen.

„Ist es auch wirklich echtes Gold, das sich nachher nicht etwa in eitel

Staub oder Schmutz verwandelt?" fragte Donogh, vom Anblick dieser Reichthümer fast geblendet.

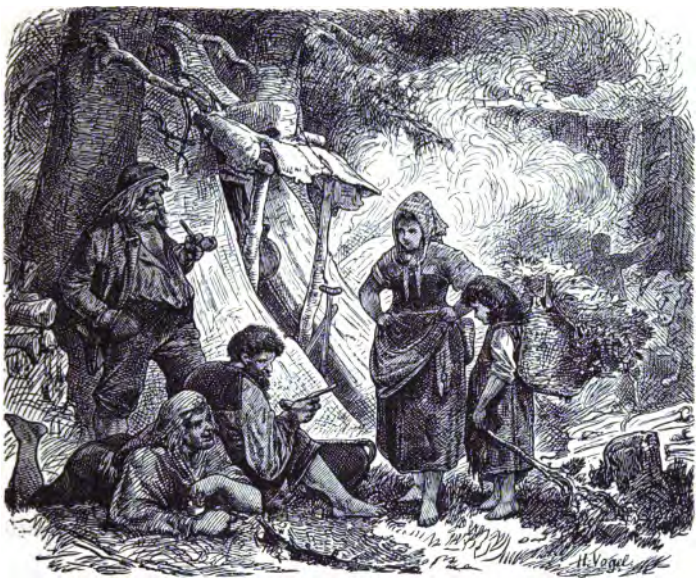
„Du hast mein Wort", antwortete das Wichtelmännchen, „und wir Elfen halten unser Wort unverbrüchlich, wenn wir es einmal gegeben!" Und bei diesen Worten hatte sich das Wichtelmännchen mit einem Rucke Donoghs Händen entwunden und sich zugleich aus einem alten verschrumpften Männchen in ein junges schönes, obwohl noch immer winziges Wesen verwandelt.

„Donogh, du wirst glücklich sein .... ich sage es dir!" sprach der Elf, indem er einen Zweig von einem naheſtehenden Erlenbaume abriß und mit demselben unserm Donogh einen derben Schlag über das Gesicht versetzte, so daß derselbe ein pär Augenblicke wie geblendet dastand. Als er endlich wieder sehen konnte, da war das Wichtelmännchen verschwunden, der Topf mit dem Golde aber war noch da. — Nun verlor Donogh keine Minute, sich alle Taschen bis obenhin mit Gold zu füllen, dann drückte er den Deckel wieder auf das Gefäß und bedeckte seinen Schatz noch sorgfältig mit Erde. Als er dies gethan, eilte Donogh so rasch, als er vermochte, zu seiner Mutter.

Die Alte aber fuhr auf, als sie ihn erblickte. „Mein Gott", schrie sie, „bin ich von Sinnen — wer bist du? Dein Gesicht ist meines lieben Sohnes Gesicht, deine Stimme ist seine Stimme, aber mein Sohn war bucklig und du bist gerade und hübsch und schlank gewachsen!"

Donogh hatte in der Freude seines Herzens über das viele ihm so plötzlich gewordene Geld die Veränderung gar nicht bemerkt, welche das Wichtelmännchen dadurch, daß es ihm den Schlag mit dem Erlenzweige versetzte, mit seiner Gestalt zuwege gebracht. Jetzt aber war Donogh auf einmal ein so hübscher Bursche, als je einer auf zwei Beinen herumgelaufen ist, und seine Freude war nun doppelt groß. Allmählich brachte er den ganzen Schatz des Wichtelmännchens in seine Wohnung und dann kaufte er ein Stück Land nach dem andern, zuletzt alle Besitzungen des alten Mac Carthy und freite dann um die schöne Maiga. Diese Letztere bewilligte ihm ihre Hand unter der Bedingung, daß er ihr auf dem steilen Felsen Carrickadhroid ein Schloß erbaue. Was ist Dem, der's Geld hat, unmöglich? Donogh ließ Werkleute kommen aus allen Weltgegenden, und bald war der Prachtbau fertig, dessen Ruinen heute noch den Fremden mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Und als das Schloß fertig war, heirathete Donogh die schöne Maiga und lebte mit ihr lange Jahre in Glück und Freude.

(Nach R. Müldener.)



Köhler und Bergleute.

Wald- und Moosleutchen im sächsischen Voigtlande.

Im Erzgebirge lieben es die Berggeister und Kobolde, wie der Volksmund berichtet, den Bergmann bei seiner Arbeit zu necken und ihm allerlei Schabernack zu spielen; die voigtländischen Sagen dagegen führen uns „Waldmännchen“ und „Waldweibeln“ vor, die sich dann und wann in den Wäldern zeigen, wohl auch Unfug treibend, meist aber Gutes stiftend.

Einem armen Schmied, der im Walde mühselig seine Kohlen brennen mußte, sah längere Zeit ein kleines schwarzes Männchen zu.

„Was plagst du dich?“ sprach es ihn an, „komm mit mir, ich will dir bessere Kohlen zeigen, die wir im Berge geglüht haben.“

Nun führte ihn das Männlein an eine Stelle des Berges und hieß ihn da einhauen. Der Mann gehorchte und förderte die ersten Steinkohlen zu Tage.

Es sind kleine bewegliche Geschöpfe von der Größe drei oder vierjähriger Kinder; ihre Gesichter sind wegen ihres hohen Alters grau und faltig,

und wegen der Trockenheit ihrer Haut hört man sie auch manchmal Ledermännchen nennen. Die Holzmännchen und Holzweibeln sollen (wie uns Preusker erzählt) einem Zwerggeschlecht angehört haben, das, von den übrigen Volksstämmen abgeschlossen, in einsamen Waldgegenden lebte. Sie hielten sich gern in denjenigen Häusern auf, wo Frömmigkeit und Gottesfurcht herrschte, und brachten dorthin reichen Segen; wo jedoch gezankt und geflucht wurde, da war ihres Bleibens nicht lange. Auch dort, wo sie geneckt wurden, wurden sie nicht heimisch; sie verkehrten aber gar freundlich mit den Menschen, welche ihnen Gutes thaten und sich ihrer annahmen, sobald sie von Feinden verfolgt wurden. Ihre Nahrung bestand aus Baumwurzeln und Kräutern, und ihre Wohnung befand sich meist in hohlen Baumstämmen oder in Erdhöhlen. Nicht selten machten sie sich den Menschen nützlich, indem sie ihnen gute Rathschläge ertheilten, unter welchen der:

„Schneid's Brot gleich, so wirst du reich!"

der bekannteste ist.

Auch ein anderer, ähnlicher Sinnspruch soll auf die Holzweibeln zurückzuführen sein. Dieser lautet:

„Erzähl' keinen Traum,
Schäl' keinen Baum,
Röste kein Brot,
So hilft dir Gott aus deiner Noth."

Es wird erzählt, daß die Holzweibeln die Hausmütter gebeten hätten, beim Brotbacken auch einen Laib für sie mit zu besorgen. Wurde die Bitte erfüllt, so wurde den mitleidigen Hausfrauen der Dank der Holzweibchen oft in klingendem Golde bezahlt, denn meist fand man das den Zwergen zugedachte Brot später mit Goldmünzen gefüllt an demjenigen Orte, wo man es hingelegt hatte, wieder vor. Zu einem den Holzzwergen ganz ähnlichen Geschlecht der Sagenwelt gehören die „Moosleutchen", welche sich nur dadurch von jenen unterschieden, daß sie anstatt der grauen, meist eine grünliche, dem Moose ähnliche Farbe zeigten. Ihre Wohnungen befanden sich unter den Baumwurzeln und ihre Nahrung bestand aus Moos und Waldkräutern.

Jedenfalls entstammen diese Zwerggestalten aus den Zeiten des germanischen Heidenthums, denn unsere Voreltern, die noch an viele Götter glaubten, verehrten wie die alten Griechen ihre Baum-, Fluß- und Berggötter. Schiller weist in seinem Gedichte „Die Götter Griechenlands" wehmütig auf die schöne Zeit hin, da die Götter noch die Welt regierten

„an der Freude leichtem Gängelbande", und er gedenkt der Wald-, Fluß- und Berggeister, indem er sagt:

„Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum."

Gar wohl bekannt sind die Mooszwerglein auch den benachbarten Bergleuten in Böhmen. So erzählt uns die Sage von zwei Männern, welche, in der Tiefe angelangt, mit Schrecken bemerkten, daß sie zu wenig Oel für ihre Lampen mitgenommen hatten. Noch einmal umzukehren und genügenden Vorrath zu holen, wagten sie des strengen Obersteigers wegen nicht, der ihnen ohnedem nicht wohl wollte und am Lohn kürzte, wo es sich irgend thun ließ.

Als sie nun so recht bekümmert dastehen, nähert sich auf der Strecke daher ein Lichtlein. Aber anstatt des Kameraden, den sie erwarten, kommt ein kleinwinziges graubärtiges Männlein herangeschritten, ein hellflammendes Grubenlicht in der Hand. Die Bergleute überlief es kalt und sie fingen an zu zittern. Das Zwerglein aber sprach: „Fürchtet euch nicht, ich bin gekommen, euch zu helfen." Damit nahm er ihnen das Geleucht ab und goß von seinem eigenen Lämpchen Oel darauf. Dann ergriff das Männchen Schlägel und Hammer und schaffte in einer Stunde mehr, als sie bei allem Fleiß in einer Woche hätten fertig bringen können. Als der Abend kam, rief der Kleine den Bergleuten ein „Gute Nacht" zu und eine Warnung, gegen keinen sterblichen Menschen das Geschehene auszuplaudern. Dann klopfte er mit der Faust an die Wand. Der Fels that sich auf und zeigte einen unabsehbaren Reichthum von gediegenen Silberstufen. Das blitzte und flimmerte, sie mußten die Augen schließen vor dem Glanze.

„Höre", sprach der Eine leise zum Andern, „wenn wir ein Stück von unserer Kleidung oder von dem Handwerkszeug hinüberwerfen, so kann sich der Fels nicht wieder schließen."

„Thu es nicht", warnte der Andere, laß uns zufrieden sein mit Dem, was wir freiwillig bekommen haben."

Laut krachend schloß sich der Felsen, und die Bergleute standen allein. Still zufrieden freuten sie sich der bescheidenen Spende. Und siehe da, das Oel in ihren Lampen nahm nimmer ab, und jeden Tag, wenn sie Schicht machten, hatten sie das Dreifache an Arbeit fertig gebracht wie die anderen Bergleute.

Jahre waren vergangen, da saßen die Beiden eines Sonnabends in der Schenke und nahmen manchen Schluck über den Durst. Das löst die Zunge, und eh' sie sich's versahen, hatten sie den hoch aufhorchenden Genossen die Wundergeschichte von damals erzählt. Aber o weh! Als sie am andern Morgen einfahren wollten, waren ihre Lampen trocken, als wäre acht Tage lang kein Tropfen darauf gekommen, und auch die Hülfe bei der Arbeit blieb fortan aus!

Die Sorben, ein slavischer Volksstamm, bewohnten Theile des sächsischen Voigtlandes, an welches sich die Sagen, gleich der erzählten, knüpfen. Wiewohl nicht germanischen Ursprunges, huldigten sie in der Verehrung ihrer Götter meist denselben Bräuchen wie ihre deutschen Nachbarn und hatten daher auch mit ihnen eine große Anzahl sagenhafter Gestalten, Erscheinungen und Vorstellungen gemein. Sie konnten gleich den alten Deutschen nicht begreifen, daß ihre Götter in von Menschenhänden erbauten Tempeln wohnen könnten. Nur uralte Haine und Wälder oder sonstige seit unvordenklichen Zeiten in der Erinnerung als geheiligte Orte angesehene Stätten hielten sie zu Wohnsitzen ihrer Gottheiten geeignet. In rauschenden Buchen-, Eichen- oder Fichtenhainen, in der Nähe rieselnder Quellen, wo sich der Blick frei nach dem Himmelsgewölbe ergehen konnte, da befanden sich im heidnischen Norden und auch hier im Voigtlande die Opferplätze der Heidengötter, und bis in unsere Tage hat sich eine gewisse Scheu vor jenen Opferhainen und den noch vorhandenen Opfersteinen erhalten.

Nachdem die germanische Heidenwelt zum Christenthum bekehrt worden war, hielt sie doch an einer Menge Ueberlieferungen mit einer gewissen Zähigkeit fest, trotz der bekehrungseifrigen Priesterschaft. Auch in dem heutigen Sachsenlande gab es gewiß Leute genug, welche noch im Geheimen ihrem heidnischen Glauben anhingen und nur die christlichen Gebräuche dem Aeußern nach befolgten. Die uralten Götzenhaine mögen oft noch lange nach der Einführung der Christusreligion Zeugen gewesen sein von heimlichen Opfern, die nachts den alten Göttern dargebracht wurden. Und als später der heidnische Kultus gänzlich aufhörte, da wurden die geweihten Opferplätze gemieden; denn eine gewisse heilige Scheu empfand das Volk immer noch vor den längst vergessenen Berg- und Waldgeistern. In mannigfachen Verwandlungen hat sich das Andenken an sie fortgeerbt und sie haben endlich jene zwerghafte Gestalt angenommen, die wir bei den Wald- und Moosleutchen gesehen haben, bis auch diese in ein Schattenbild der Phantasie sich auflösten.

Einzelne Sagen von den Holz- und Moosmännchen und -Weibchen, die im obern Voigtlande sich erhalten haben, seien hier mitgetheilt.

In Oelsnitz ging einmal eine arme Frau bei einem Busch vorüber und seufzte still vor sich hin. Da rief eine Stimme hinter dem Strauch: „Was fehlt Euch?" Die Frau blickte sich erschrocken um und gewahrte ein graues Männlein, das neben dem Busche saß. Diesem klagte sie ihre Noth und gab vor allen Dingen ihre Trauer darüber zu erkennen, daß sie nicht einmal Garn habe, um sich ein Pär Strümpfe stricken zu können. Da händigte ihr die graue Gestalt einen Garnknäuel ein und sagte ihr, daß, solange sie von dem Garne stricke, dasselbe ohne Ende sein werde, sobald sie jedoch einer andern Person davon geben wolle, es sofort abreißen würde. Die Beschenkte freute sich des Wunderknäuels sehr lange, und der Faden nahm kein Ende. Einmal strickte eine andere Frau davon und das Garn nahm alsbald ein Ende.

Ein Knabe, der in der Gegend von Oelsnitz die Kühe weidete, sah während des Frühstücks zwei Holzweibchen. Dieselben baten ihn um ein Stück Brot, fragten aber vorher erst, ob Kümmel darin sei. Als der Knabe dies bejahte, beauftragten sie ihn, daß er seiner Mutter sagen solle, sie möchte für sie ein Brot ohne Kümmel backen. Der Knabe richtete den Auftrag aus und brachte an einem der nächsten Tage einen Brotlaib, in welchem sich kein Kümmel befand, mit. Da die grauen Weiblein sich nirgends zeigten, so legte er das Geschenk für sie auf einen Stein. Am andern Tage lag es noch daselbst, und da er annahm, daß es verschmäht worden sei, so nahm er es wieder mit heim. Wie erstaunt waren die daheim, als man das Brot mit Gold angefüllt fand. Die Familie wurde dadurch vermögend und gedachte der Wohlthäterinnen mit großem Danke.

In einer Mühle in Markneukirchen erwiesen sich die Holzweibchen als recht brauchbare Gehülfinnen in der Landwirthschaft; denn sie trugen Wasser und Stroh herbei, stampften das Viehfutter und halfen bei der Fütterung mit. Die Mägde waren erfreut über diese mancherlei Dienstleistungen der kleinen Leute und verabreichten ihnen dann und wann ein Stück Brot oder einen Labetrunk. Einst kam aber eine neue Magd ins Haus, die fluchte und wetterte bei der Arbeit, daß den Holzweibchen darüber Hören und Sehen verging und sie es vorzogen, das Haus zu meiden. Von der Zeit an sind sie verschwunden und auch niemals wiedergekehrt.

Während die Waldweibchen besonders zu den Landleuten Zutrauen haben, leben sie doch in fortwährender Angst vor ihren Feinden.

Als solche sind bekannt: der „wilde Jäger“ und der Teufel, wie aus nachstehender Verfolgungsgeschichte hervorgeht. Zu einem Bauer in Breitenfeld, der auf dem Felde mit Eggen beschäftigt war, kam ein Holzweibel und bat ihn, sie vor ihrem Verfolger, dem „wilden Jäger“, zu schützen. Der Bauer hob seine Egge auf und versteckte das kleine graue Wesen darunter. Gleich darauf kam der wilde Jäger und fragte den Landmann, ob er das Holzweibel nicht gesehen habe. Der Gefragte versicherte, nichts gesehen zu haben, und der Verfolger zog weiter. Die Verborgene kroch nunmehr aus ihrem Verstecke und steckte zum Danke für den empfangenen Schutz dem Bauer die Taschen voll Birkenlaub. Dasselbe verwandelte sich in lauter Goldstücke, und der mitleidige Landmann wurde reich.

Im Schönecker Walde lebte vor Zeiten ein Holzhauer, ein braver stämmiger Bursche, der aber trotz rastloser Thätigkeit kaum so viel verdienen konnte, um eine alte kranke Mutter und ein pär kleinere Geschwister zu ernähren. Es ging immer knapp her, und doch mußte hier und da noch ein Groschen für ein rothes Band oder etwas dergleichen abfallen, um damit die Tochter des Nachbars zu beschenken. Die jungen Leute waren einander gut, aber ans Heirathen durften sie noch lange nicht denken; denn es fehlte ihnen ein eigenes Hüttchen, und die Eltern hatten nicht Raum für einen neuen Hausstand. Da entschloß sich der Bursche schweren Herzens, ein pär Jahre hinaus in die Welt zu wandern und sich irgendwo zu verdingen, bis er sich das Nöthige verdient haben würde. Als er nun bald nachher durch den grünen Wald zog und trübe Bilder der Zukunft in seiner Seele auftauchten, da sprang plötzlich ein kleines graues Mütterchen mit einem Korb voll Reisig aus dem Gebüsche. Wie gehetzt lief es auf ihn zu und bat flehentlich, er möge schnell in eine windgebrochene Fichte, die just über dem Wege lag, drei Kreuze schneiden, denn der „wilde Jäger“ sei ihr auf dem Fuße. Das Alles war das Werk eines Augenblicks; doch der Bursche säumte nicht und schnitt mit seinem Messer drei Kreuze in den Baumstamm. Dann verkroch er sich selbst mit dem fremden Weibchen in dem Augenblicke, als gerade das wüthende Heer heransauste. An den drei Kreuzen aber fand die Macht des „wilden Jägers“ ihre Schranke. Er zog fluchend und wetternd weiter, und das Holzweibchen war gerettet. Sie gab ihrem Helfer einen grünen Zweig aus ihrem Körbchen, dankte gar geheimnisvoll und — war verschwunden.

Dem Burschen war der Kopf noch ganz verwirrt von dem Spuk; indes so viel war ihm doch klar, daß das graue Mütterchen, wenn es

einmal etwas schenken wollte, sich schon ein wenig mehr hätte angreifen können. Mißmuthig wollte er den Zweig wegwerfen, besann sich aber doch noch und steckte ihn zum Andenken an die sonderbare Begegnung auf seine Mütze. Wie er nun frisch weiter schritt, da ward ihm sein Mützlein immer schwerer und schwerer, und als er es endlich abnahm, da war der Zweig gewachsen, und was war's überhaupt für ein Zweig geworden? — Gelbe Blätter glitzerten ihm entgegen und wuchsen immer noch mehr, daß ihm schier Sehen und Denken und am Ende die Lust, weiter zu wandern, verging. Er kehrte um, ohne eigentlich zu wissen warum, und war vor Abend wieder daheim. Was die alte Mutter sich gewundert haben mochte! Der Tochter des Nachbars aber war's eben recht; denn Wiederkommen bringt Freuden.

Der wilde Jäger hatte wohl Ursache, das Weibchen zu verfolgen; denn dasselbe hatte in seinem Garten von dem wunderbaren Goldbaume sich ein Körbchen voll der besten Zweige geholt. Davon hatte denn der Bursche einen bekommen, und der trieb immer neue Blätter. Die Blätter schüttelte unser Holzhauer und verkaufte sie in den Städten, wo sie noch heute von den schönen Damen als Schmuck getragen werden. Nun konnte er freilich des Nachbars Kind heirathen, und sie mögen sich wohl ein gar hübsches Haus gebaut haben. Das Goldbäumchen aber ist mit der Zeit eingegangen; vielleicht hat sich's auch das Holzweibchen wiedergeholt, vielleicht auch der Jäger selber.

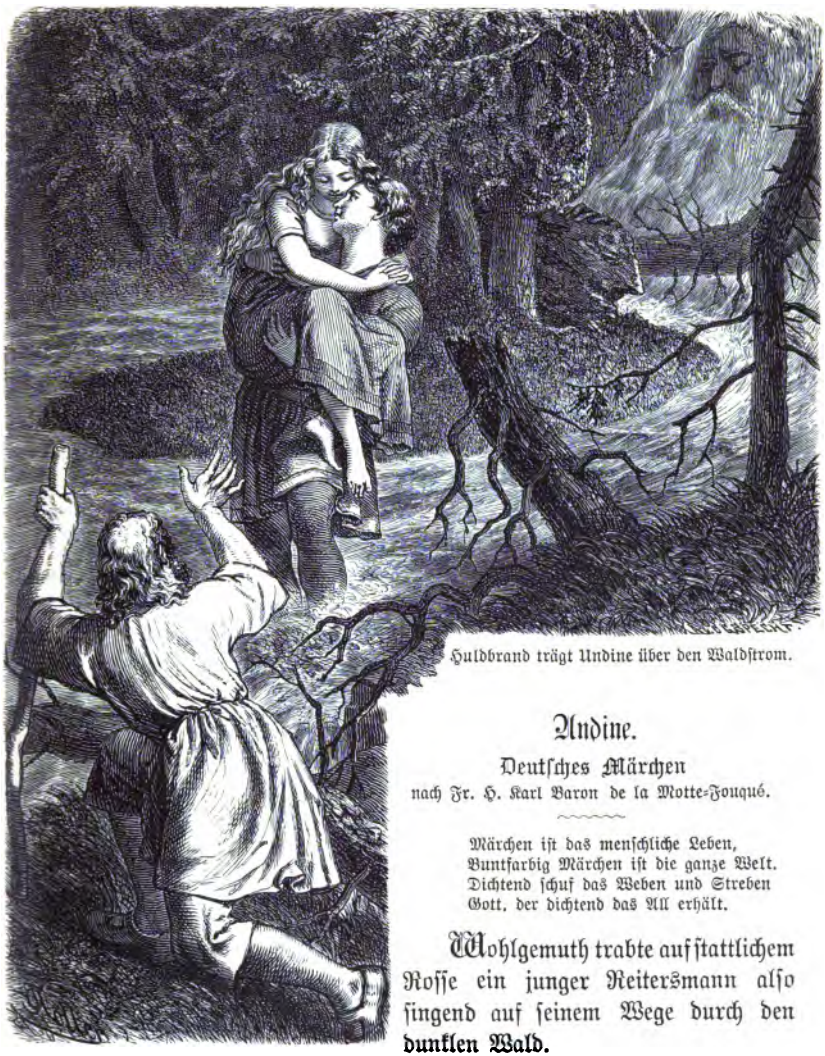
Wie die kleinen Holzmännchen und -Weibchen das Fluchen nicht vertragen konnten, zeigten sie sich auch über manche Gewohnheit der Menschen ärgerlich. Im Volksmunde geht die Sage, daß diese Zwerge oftmals darüber geklagt hätten, wie es alle Tage schlimmer auf der Erde werde, da die Leute die Brote in den Ofen und die Klöße in den Topf zählten, und die Holzmacher die schöne Gewohnheit, auf jeden Stock eines geschlagenen Baumes drei Kreuze zu machen, nicht mehr ausübten. Diese grauen Leutchen durften nämlich nur von ungezählten Broten und Klößen essen und konnten nur in solchen Baumstöcken wohnen, die mit drei Kreuzen versehen waren, und zwar mußten dieselben von zwei Personen auf die Oberfläche des Stockes gemacht worden sein, während der Stamm noch im Fallen begriffen war. Unsere heutige Wirthschaftsführung scheint den Holzzwergen nicht mehr behagt zu haben, denn sie lassen sich gegenwärtig nicht mehr sehen.

Die Moosweibchen sind in der Hauptsache mit den Waldweibchen gleichbedeutend und haben, wie schon erwähnt, dieselben Wohnungen, Gewohnheiten, Feinde und dieselbe Nahrung.

In der Gegend von Planschwitz bei Oelsnitz erzählt man über die Moosweibchen Folgendes: Schon seitdem der Teufel vom Himmel gestoßen wurde, jagte er die armen Moosweibchen umher. Die kleinen Wesen können sich vor ihm nur dadurch schützen, daß sie sich unter einen Baumstumpf, der mit drei Kreuzen versehen ist, flüchten. Vergißt der Holzhauer diese Zeichen während des Fällens der Bäume zu machen, so kommen die Gejagten in seine Wohnung, setzen sich auf die Ofenbank und geben durch freundliche Blicke und bittende Geberden zu verstehen, daß er künftig diese schöne Sitte nicht außer Acht lassen und ihnen so im Walde Zufluchtsort und Ruhestätte sichern möge. Kaum hörbar ist ihr Schritt, und wenn sie sich wieder entfernen, so glaubt man nur das Säuseln eines Lüftchens zu vernehmen.

Wenngleich nun das Geschlecht der Moosleute unsere Nähe zu meiden scheint, so erinnern wir uns desselben doch gern zur Weihnachtszeit, indem wir unter den Christbaum einen Moosmann stellen, der ein Licht in der Hand hält und die auf dem Tische ausgebreiteten Gaben beleuchtet. Wir wissen zwar, daß er uns nicht mehr mit goldenen Zweigen und Blättern beglückt, dennoch hält man in manchen Familien an der alten Ueberlieferung fest und würde es nicht gern sehen, wenn nicht auch das Licht des Moosmännchens die Christnacht mit erhellte.

(Aus dem „Wanderlehrer". Von Arnold-Adorf.)



Huldbrand trägt Undine über den Waldſtrom.

Undine.

Deutſches Märchen

nach Fr. H. Karl Baron de la Motte-Fouqué.

Märchen iſt das menſchliche Leben,
Buntfarbig Märchen iſt die ganze Welt.
Dichtend ſchuf das Weben und Streben
Gott, der dichtend das All erhält.

Wohlgemuth trabte auf ſtattlichem Roſſe ein junger Reitersmann alſo ſingend auf ſeinem Wege durch den **dunklen Wald.**

„Märchen iſt das menſchliche Leben!“ lachte er vor ſich hin, „ach! und kaum weniger iſt es das, was die Menſchen ſinnen und lauern, hoffen und glauben!.... Glauben?... Oh!... was haben ſie nicht doch zu allen Zeiten für ſchaurige Dinge von dem prächtigen Wald erzählt und geglaubt ....

Träumerisch sang er vor sich hin. Und nach einer kleinen Pause fuhr er nachdenklicher in seinem Selbstgespräch fort: „Ich werde der schönen Berthalda wenig Abenteuer zu berichten haben; das gewünschte Andenken scheint also leicht verdient zu werden .... Doch ruhig Blut und fein aufgepaßt! .... Der Wald dehnt sich noch weit aus, und ein Herumirren zwischen großen und kleinen Stämmen und anderm Gesträuch, das ist gerade kein großes Vergnügen!“ Er sah empor. „Frau Sonne ist auch schon höher gestiegen und schickt mir hier tief im Walde nur dann und wann einen freundlichen Gruß zu; .... dann hüpfen und huschen durch die dichten Blätter des Grüns die gebrochenen Strahlen aus dem lichten Blau des Himmels umher, als hätten sie unsereinem irgend ein neues Märchen zu erzählen, das unergründlich“ —

Hier brach der Ritter ab, denn er bemerkte soeben auf einer hohen Eiche eine dunkle Gestalt, ob Thier oder Mensch?....das konnte er nicht unterscheiden! Daher zog er sein Schwert, meinend, es möchte wohl ein Bär sein.

Doch von oben herab schauerte es mit rauher, griesgrämlicher Stimme: „Wenn ich hier oben die Zweige nicht abknusperte, woran solltest du denn heute um Mitternacht gebraten werden, Herr Naseweis?“ Dabei grinste das Geschöpf und raschelte mit den Aesten, daß des Reiters Roß scheute und wie besessen tiefer in den Wald hinein rannte, gerade auf einen Abgrund zu. Da warf sich vor dem Renner ein alter, mächtig großer Mann in lichtem Gewande quer über den Weg; das erschrockene Pferd entsetzte sich und stand stille — wie gebannt.

Als der Ritter den Alten genauer ins Auge fassen und anreden wollte, da sah er mit Staunen statt des vermeintlichen Mannes nichts als einen hellen Bach vor sich, der von einem Hügel herabstürzte, um sich im Forste wieder zu verlieren und heimzueilen. Mit einem Male aber stand ein wunderlich kleines häßliches Männchen vor ihm; das hatte eine Nase, fast größer als es selbst war, grinste mit einfältiger Höflichkeit, verzog in Grimassen die breitgeschlitzte Mundöffnung und gefiel sich dabei in allerlei recht wunderlichen Kratzfüßen und Bücklingen.

Dem Ritter behagte das Possenspiel nicht.

„Platz da!“ rief er, „mein Pferd scheut und ist unruhig!“

„Ei“, schnarrte das Kerlchen und lachte noch viel dummdreister, „reicht mir doch erst einen Lohn dafür, daß ich Euer Rößlein aufgehalten; ohne mich lägt Ihr tief unten in der Steinkluft. Hu, hu!“

„Mache nur die Sache nicht gar zu gefährlich und stelle lieber dein Gesicht in Ruhe!“ rief der Ritter und warf eine Goldmünze in des Männchens absonderlich geformten Hut; „da hast du was, wiewohl du gelogen. Sieh! nur der helle Bach hat mich bewahrt, kleiner Wicht, nicht du!“

Mit diesen Worten gab er seinem Pferde die Sporen und ritt im Galopp davon. Aber der Knirps galoppirte nebenher; doch brachte er den Wettlauf mit dem Ritter nicht ohne seltsame Grimassen und gräßliche Verrenkungen seines Körpers zu Stande, wobei er just bei jedem Satze seiner schlotterigen Beine aus hohler Brust krächzte: „Falsch Geld! falsche Münze!“

Verstört hielt der Reiter sein Pferd an. „Was willst du Unhold mit solchem Geschrei?“ rief er, „da nimm noch mehr Gold, aber nun laß mich in Frieden!“ — — —

„Gold will ich nicht!“ schnarrte der kleine Wicht. „Gold nicht ... solches Spaßes hab' ich übergenug ... will's Euch zeigen!“

Da war es dem Ritter, als könne er durch den grünen Waldboden sehen wie durch lichtes Glas, und unten trieben eine Menge Kobolde ihr Spiel, im Scheine von Silber und Gold. Kopf auf, Kopf ab kugelten sie sich herum und warfen sich unter einander mit Schollen edler Metalle. Der häßliche Zwerg selbst stand halb unten, halb außen, ließ sich viel Gold heraufreichen und hielt es lachend dem Ritter hin. Dann wiederum zeigte er das empfangene Goldstück den Kobolden drunten, und die schütteten sich aus vor Lachen. Dabei reckten sie die spitzen, schmutzigen Finger empor — — immer wilder und dichter, toller und toller klomm das Gewimmel gegen den Ritter an. Angst und Entsetzen erfaßten ihn, er gab seinem Rosse die Sporen und stürmte von neuem in den Wald.

Als der Ritter endlich wieder zur Besinnung gelangte, war es Abend geworden; durch die Zweige glitzerten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne und warfen neckische Schatten auf den Fußpfad; er meinte, dieser müsse aus dem Walde führen und versuchte, sich durch das Gestrüpp hindurch zu arbeiten. — Aber ein weißes, verschwommenes Antlitz blickte ihm aus den Blättern entgegen. Er wandte sich ab, sah es jedoch auch jetzt. Das bleiche, bärtige Gesicht saß, wie es schien, auf einem ebenso blassen, riesenmäßigen Körper, und der versperrte ihm wiederum den Weg ..... nur eine Richtung blieb frei. Ergrimmt griff der Reiter nach seinem Schwerte und schwang dasselbe gegen die Erscheinung — da sprudelte weißer Schaum über ihn hin, daß er schier geblendet umwenden mußte und nun den freigelassenen Weg einschlug. So lange er auf demselben Pfade blieb, sah er, rückwärts

blickend, auch das sprudelnde Antlitz dicht hinter sich, ohne daß ihm jedoch ein Leid geschah; sowie er aber von der Straße abwich, sprühten ihm neue Schaumwellen ins Gesicht. Zuweilen kam es ihm sogar vor, als sprudele hinter ihm ein Springbrunnen, welcher ihn unabläßig vorwärts triebe.

So ritt denn unser Recke in derselben Richtung weiter. Die Sonne war untergesunken, die Dämmerung brach herein, leises Flüstern erhob sich ringsum. Wunderliebliche Gestalten tauchten vor und neben ihm auf und huschten durch die Bäume; fast schien es, als winkten sie ihm, aber wenn er genau ausschaute, da war nur ein hellblinkendes Birkenstämmchen oder ein kleiner plätschernder Wasserfall zu sehen. Und hinter ihm her schwebte und nickte immerzu das blasse Haupt mit dem silberweißen Barte, als wollte der Mund sagen: „Schau, so ist's recht!"

Jetzt endlich lichtete sich der Wald. Er erreichte das Ende desselben; die vorwärts treibende Gestalt des riesigen Greises verschwamm immer mehr und mehr und verschwand endlich gänzlich. Unser junger Ritter aber befand sich jetzt auf einem reizenden Stückchen Erde. Der Boden war mit üppigen Gräsern und frischem Moose, sowie mit schlanken Bäumen bestanden und dehnte sich weit aus nach einem großen Landsee. Mitten auf der Aue stand ein kleines Haus, vor dessen Thür ein alter Fischer saß und seine Netze flickte.

Der Ritter näherte sich ihm und sprach ihn um ein Nachtquartier an.

„Kommt nur herein, später Gast", sagte der Fischer. „Euer Pferd findet gute Weide hier auf dem Rasen; Ihr aber wollet vorlieb nehmen mit dem, was unser armes Haus zu bieten vermag."

Während er also redete, hatte er gar wohl die prächtige Kleidung des Ritters und dessen edles Streitroß ins Auge gefaßt. Er half das Thier seines Zaumes und Lederzeugs entledigen und trat mit seinem Gaste in die Hütte, wo die Fischerin diesen gleichfalls willkommen hieß und ihm sogleich ein einfaches Abendbrot bereitete.

Dem Rittersmann war es nach allen ausgestandenen Mühseligkeiten bei den alten Leuten recht behaglich zu Muthe; aber während des gemüthlichen Geplauders vernahm er mitunter ein Plätschern am Fenster, als spritze jemand Wasser gegen dasselbe. Endlich überschüttete ein voller Guß die Scheiben und drang durch die schlechten Rahmen bis mitten ins Zimmer. Da sprang der Alte auf und rief drohend: „Undine, wirst du endlich deinen Muthwillen lassen! heute gar, wo ein fremder Herr im Hause weilt!"

Und stille ward's — aber leises Gekicher ließ sich vernehmen, und gleich darauf flog die Thür auf und eine wunderherrliche Maid schlüpfte herein.

„Ihr habt mich wohl necken wollen, Vater", rief sie, „sagt — wo ist denn Euer Gast?" In demselben Augenblicke gewahrte sie den Ritter, blieb ein Weilchen staunend stehen, dann kam sie zutraulich näher und sprach: „Ei, du schöner Fremder, wie kommst du in unsere Hütte. Mußtest du so lange Jahre in der Welt herumstreifen, bevor du dich zu uns fandest? Kommst du aus dem Walde, schöner Herr?"

Mit diesen Worten setzte sie sich auf eine kleine Bank zu den Füßen des Ritters nieder und blickte fragend zu diesem empor.

„Ja, aus dem Walde komme ich, du holdes Kind", entgegnete dieser.

Sie aber fuhr fort: „So mußt du mir erzählen, wie du da hineingerathen und was für wunderliche Abenteuer du dabei erlebtest; denn es sollen im Forste nebenan gar wunderliche Dinge vorkommen."

„Nicht doch, Herr Ritter!" rief nun der Fischer, „dergleichen zu erzählen ist nächtlicher Weile keine gute Zeit."

Undine sprang auf und rief mit verdrossener Miene: „Was? er soll nicht erzählen dürfen, Vater? Ich will es. Und wenn Ihr etwa zanken möchtet", fuhr sie fort, als der Alte sie scheltend zur Ruhe verwies, „dann schlaft allein in Eurer räucherigen Hütte!" Und damit drehte sie schmollend Allen den Rücken, huschte pfeilschnell aus der Stube und war bald nachher flüchtigen Laufes in der finstern Nacht draußen verschwunden, ehe noch der Fischer und der Ritter im Stande waren, sie zurückzuhalten.

„Laßt sie nur gewähren", sagte der erstere, als der Ritter sich anschickte, dem Flüchtling zu folgen. „Laßt sie, Ihr könnt sie doch nicht erhaschen. Es ist auch nicht das erste Mal, daß sie uns so begegnet. Dann fliehet unsereinem freilich der Schlaf aus den Augen und man tauscht für die ganze Nacht Angst und Sorge ein. Undine ist nur unser Pflegekind, aber trotz ihrer Launen ist sie uns doch so sehr ans Herz gewachsen, als ob sie unsere leibliche Tochter wäre."

Neugierig fragend sah der Ritter den Alten an, und dieser fuhr fort: „Ja wißt, Herr Ritter, es sind nun an die fünfzehn Jahre her, da hatten wir ein kleines Töchterchen; es war unser ganzes Glück und unser Stolz. Damals wanderte ich eines Abends, nachdem ich in der Stadt meine Fische verkauft hatte, spät am Abend noch durch den verrufenen Wald heim. Seht, mir ist noch nie etwas Böses drinnen begegnet; denn ich singe immer beim Gehen ein frommes Lied, und da lassen einen die

unseligen Geister zufrieden. Wie ich nun ans Haus komme, da stürzt meine Frau mir weinend entgegen und sagt, unser liebes Kind sei in den See gefallen. Beim Spielen am Ufer war es ihrem Arme entglitten und in der Tiefe verschwunden. Stumm und traurig saßen wir beisammen. Da raschelte es an der Thür, sie springt auf, und ein wunderliebliches kleines, gar prächtig aufgeputztes Mädchen steht vor uns. Aus ihren langen blonden Locken und ihren Kleidern rann das Wasser nieder, als käme sie gerade aus dem See. Uns jedoch war's, als sei die Kleine zum Ersatz für unser verlorenes Kind uns gegeben. Wir trockneten ihre Kleider und erwärmten sie selbst; sie aber sah uns dabei immerfort aus glänzend blauen Augen an, ohne ein einzig Wort zu reden. Sie hat uns überhaupt bis zur Stunde nicht sagen können, woher sie gekommen. Freilich erzählte sie uns am andern Tage von Krystallschlössern und anderm neckischen Zeug, woraus wir indessen nicht klug geworden. Wir verstanden schließlich nur so viel: sie mag mit ihrer Mutter auf dem See gefahren, hineingefallen, hier ans Ufer getrieben und später wieder zur Besinnung gekommen sein... Seitdem ist sie denn bei uns geblieben und wir haben ihr auf vieles Bitten auch den Namen Undine gelassen, obschon er recht heidnisch klingt. Sie behauptete aber, sie sei stets so genannt worden und wolle auch ferner so heißen. Und dabei ist's geblieben."

Ein Geräusch wie von rauschenden Wasserfluten unterbrach die Rede des Alten; die Männer sprangen nach der Thür, die wie vom Sturme gerüttelt aufsprang, und sie sahen nun mit Schrecken und Bangen, daß der kleine Bach, der aus dem Walde hervorrann, über die Ufer getreten war und Steine und Holzstämme mit sich fortschleppend wild dahin brauste. Vorüber war's mit der bisherigen Stille. Der See heulte; in der Luft raste der Sturm und tobte ihnen jetzt mit vernichtender Gewalt entgegen; schweres Gewölk trieb pfeilschnell am Himmel hin und her. „Undine! Undine!" riefen die besorgten Männer und eilten, die Entflohene zu suchen, der Eine hier, der Andere dorthin.

Dem Ritter ward es immer bänglicher zu Muthe; ihm schien's fast, als sei das liebliche Mädchen auch nur eine Erscheinung und als könnten selbst Fischer und Hütte unversehens verschwinden — ja, die ganze Gegend schien ihm wie verwandelt durch das überströmende Gewässer. Die Stimme des Alten, die aus der Ferne herüberklang, brachte ihn wieder zu rechter Besinnung. Er kam zum Rande des Baches und sah, daß dieser durch den veränderten Lauf den Zutritt zum Walde versperrt hatte.

„Wie, wenn Undine in den unheimlichen Forst gerannt wäre", dachte der Ritter, „und sie säße allein dort drüben bei den Gespenstern?" Ohne Zaudern stieg er über umgestürzte Stämme hinab in die Strömung. Es kam ihm vor, als schaute das Haupt des alten weißen Mannes ihm aus den Bäumen entgegen und nickte wie zustimmend; aber eben deshalb eilte er weiter, Undine zu suchen. Da rief es neben ihm: „Trau nicht, trau nicht! Er ist tückisch, der Alte, der Strom." Er erkannte die liebliche Stimme, aber ein lebendes Wesen ließ sich nicht entdecken. „O!" rief er, „bist auch du nur ein Schatten, so mag ich nicht ferner leben und will werden wie du, du liebe Undine!" Und abermals rief es dicht neben ihm: „Sieh dich doch um! sieh dich doch um!" Seitwärts blickend sah er Undine auf einer kleinen Insel, die der überströmende Bach gebildet hatte, ihm lächelnd winken. Schnell war er durch die Fluten zu ihr geschritten. Sie zog ihn neben sich auf den Rasen und sagte: „So, nun erzähle, schöner Fremdling; hier hören uns die grämlichen Alten nicht, und das grüne Blätterdach ist so viel werth als die alte Hütte."

Jetzt erschien auch der alte Fischer am Uferrand des Baches und rief ihnen zu, doch herüber zu kommen, Undine aber wollte nichts davon wissen; sie sah den Ritter freundlich an und sang mit süßer Stimme:

„Aus dunst'gem Thale die Welle,
Sie rann und sucht' ihr Glück!
Sie rann ins Meer zur Stelle
Und rinnt nicht mehr zurück."

Der alte Fischer mochte rufen und bitten, Undine achtete seiner nicht. Sie scherzte mit dem Ritter, bis dieser sie endlich ernstlich ermahnte: „Undine, des alten Mannes Klage trifft mir das Herz; komm, laß uns hinüber zu ihm gehen."

Sie sah ihn verwundert aus den großen blauen Augen an und sagte endlich langsam: „Wenn du es so meinst, so ist es mir auch recht; indes erzählen mußt du!"

„Nun komm nur, komm!" rief der Fischer, und der Ritter nahm die Liebliche auf seine Arme und trug sie hinüber.

Der Alte fiel Undine freudig um den Hals, und alle drei gingen nun heim — an Vorwürfe dachte niemand. Undine setzte sich auf ihren vorigen Platz zu den Füßen des Ritters, und dieser berichtete nun, daß er Huldbrand von Ringstetten heiße und daß seine Besitzungen an den Quellen der Donau lägen.

„Jenseits des großen unheimlichen Waldes in der schönen Reichsstadt", fuhr er fort, „ist großes Turnier und Ringelstechen. Da ritt auch ich hin mit meinem Gefolge und habe manchen Siegespreis aus schöner Frauenhand errungen, zumeist aber von der schönen Berthalda, der Pflegetochter eines mächtigen Herzogs. Ich war ihr Gefährte abends bei Tanz und Spiel; aber sie ist eine gar stolze Maid, die alle Ritter nur zu ihren Füßen liegen sehen möchte. Sie wollte, denk' ich, auch meine Ergebenheit prüfen. Als ich sie daher gestern zur Erinnerung um ein Andenken bat, meinte sie, ich solle zuvor den verrufenen Wald durchreisen und ihr Kunde bringen, wie es hier aussähe. Ein ehrliebender Rittersmann darf sich zu solchem Probestück nicht zweimal auffordern lassen, und obgleich mir im Grunde nicht allzu viel an jenem Andenken gelegen, machte ich mich doch früh schon am heutigen Morgen auf den Weg." Und nun erzählte Huldbrand seine im Wald erlebten Abenteuer.

Als er geendet, schüttelte der alte Fischer den Kopf und meinte, das sei neckisches Zeug — viel vernünftiger sei's, davon zu reden, auf welche Weise der Ritter am ehesten wieder in die Stadt zurückkomme.

Darüber fing Undine leise an zu lachen. „Versuche es doch einmal", sagte sie, „und setze über den Strom; die dahintreibenden Stämme und Steine würden dich alsbald zerschellen. Auf dem See aber darf der Vater mit seinem Kahne nicht so weit fahren."

Huldbrand und der Fischer traten an die Thür und — richtig — der reißende, zum Strom gewordene Waldbach hatte die kleine Landspitze in eine Insel umgewandelt und er brauste so wild und mit solcher Schnelligkeit dahin, daß keine Möglichkeit vorlag, an das andere Ufer zu gelangen. Der junge Ritter mußte warten, bis die Flut sich verlief. Er ließ solches jedoch willig über sich ergehen; ihm war so wohlig und glücklich zu Muthe wie noch nie. Und so sah er mit stillem Behagen, wie der Waldstrom immer breiter und wilder wurde, so daß sein Aufenthalt sich immer weiter ausdehnte.

Was that's? Morgens schoß er Vögel mit einer alten Armbrust, die er vorgefunden — abends sah er sich nach anderm Wilde um. Undine schalt ihn freilich jedesmal aus und weinte über das Schicksal der armen Thiere, die seine Hand getödtet. Brachte er jedoch keine Beute heim, dann schalt sie gleichfalls, und dann wieder meinte sie, man könne recht wohl mit Fischen allein vorlieb nehmen und daran fehle es ja nie — kurz, sie neckte und quälte den Gast auf alle erdenkliche Weise.

So verging Tag um Tag, Woche um Woche. Der Fischer und seine Frau gewöhnten sich an das vertrauliche Verhältnis der jungen Leute, sie eiferten nicht mehr wie anfangs, wenn sich Undine schmeichelnd an Huldbrands Arme hängte oder wenn sie ihm liebkosend die Wange streichelte, was oft genug geschah, wenn sie ihn durch eine Neckerei glaubte erzürnt zu haben. Es kam den Alten vor, als seien die beiden Verlobte, und Ritter Huldbrand vergaß in Undinens Gesellschaft Schwert und Streitroß, Turnier und die stolze Berthalda. Er dachte nur noch an das liebliche Fischerkind und betrachtete sie stillschweigend als seine Braut. Es erschien ihm wie eine ihm widerfahrene Beleidigung, wenn die Fischersfrau zuweilen über ihres Pfleglings launisches Wesen schalt, obwohl er sich sagen mußte, Undine habe im Grunde noch viel mehr Schelte verdient.

An den Abenden saßen die beiden Männer in traulichem Gespräche meist bei einem Humpen Wein, den der Fischer im vergangenen Jahre schon aus der Stadt herbeigeschafft hatte. Dann fand Huldbrand zu seiner Verwunderung bisweilen eine Meerblume oder eine bunte Muschel auf dem Grunde des Bechers und niemand wußte sich zu erklären, wie solches hineingerathen. Undine saß dabei in einer Ecke und lachte schalkhaft vor sich hin.

Eines Tages schauten die beiden Männer recht verdrießlich drein. Sie hatten just den letzten Humpen geleert und Aussicht auf einen weiteren kühlen Trunk war nicht vorhanden. Undine lachte sie ernstlich aus, dann aber schlich sie schmollend fort, um, wie sie scherzte, die langweiligen Gesichter der beiden nicht mehr zu sehen. Bald nachher aber hüpfte sie wieder freundlich in die Stube, die Hände zusammenschlagend. „Was gebt ihr mir, wenn ich euch Wein verschaffe? Nun“, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „ich will gar nichts haben, wenn ihr nur nicht mehr so griesgrämlich aussehen wollt. Aber verurtheilt will ich sein, eine ganze Woche lang nur zu schlafen, wenn draußen am Ufer nicht ein Faß mit Wein liegt; kommt nur und seht selber!“

Die Männer folgten ihr und fanden draußen in der That ein Faß Wein wohlgefüllt. Sie schafften es eilig zur Stube, denn ein schweres Wetter zog sich in der Ferne zusammen. Undine half nach Kräften und scherzte dabei, lustig drohend, in die schwarzen Wolken hinauf: „Du, hüte dich, daß du uns nicht naß machst!“

Der Alte verwies ihr solches frevelndes, sündhaftes Gerede, aber sie kicherte schelmisch vor sich hin.

Trockenen Fußes kamen sie noch unter Dach und Fach. Gleich darauf brach mit Donner und Blitz ein furchtbares Unwetter los.

Als nun alle vier traulich am Herde zusammensaßen und an dem in der That köstlichen Wein sich labten, sprach der alte Fischer ernst: „Wir freuen uns der edlen Gabe, doch der, dem sie gehörte, hat wohl gar das Leben darum lassen müssen."

„Das ist nicht gerade nöthig", meinte Undine und schenkte lächelnd dem Ritter ein. Dieser aber sagte: „Bei meiner Ehre, Vater, wüßt' ich ihn zu retten, trotz aller Gefahr, ich thät' es! Und das versichere ich euch: stände es in meiner Macht, ich würde ihm oder seinen Erben den Wein doppelt und dreifach ersetzen."

„Mit deinem Gold halte es wie du willst", meinte Undine; „was jedoch das Nachlaufen und Suchen betrifft, so ist dies recht schlecht geredet. Ich weinte mir ja die Augen aus, wenn du mir verloren gingest .... und nicht wahr, auch du möchtest lieber hier bei uns bleiben und köstlichen Labetrunk genießen?"

„Freilich!" entgegnete Huldbrand lächelnd.

„So siehst du also, wie thöricht und verkehrt du gesprochen", fuhr Undine fort; „jeder ist sich doch selbst der Nächste; was gehen uns die anderen, uns fremden und lieblosen Menschen an!"

Zürnend fuhr der Alte empor und schalt sie mit strengen Worten ob solcher unchristlichen Rede.

„Ja", meinte Undine, „mir ist nun einmal so zu Muthe."

„Schweig! und führ' nicht solch sündhafte Rede", fuhr der Fischer sie an.

Sie bebte zusammen und schmiegte sich an Huldbrand.

„Bist du auch böse?" flüsterte sie.

Er streichelte schmeichelnd ihre Locken, als ein leises Klopfen an der Thür die augenblickliche Stille unterbrach.

Man sah einander zweifelnd an, der Ritter griff zum Schwerte, aber der alte Mann sagte leise: „Wenn es ist, was ich fürchte, dann hilft keine Waffe."

Undine sprang indes an die Thür und rief keck und unwillig: „Wenn ihr Unfug treiben wollt, ihr Erdgeister, so soll euch Kühleborn was besseres lehren!"

Scheu sahen die Anderen das Mädchen an, da ertönte es von draußen: „Ich bin kein Erdgeist, wollt ihr mir helfen und fürchtet ihr Gott, so thut mir auf."

Undine öffnete, und ein ehrwürdiger Greis, wie es schien ein Klosterbruder oder Einsiedler, trat ein, der bei dem Anblick des holden Mädchens zurückfuhr und zu beten anfing: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!"

„Ich bin kein Gespenst", lächelte Undine, „oder sehe ich wirklich so häßlich aus? Zudem habt Ihr ja wohl merken können, daß ich einen frommen Spruch nicht fürchte."

Das Wasser troff aus des Eremiten Här und Kleidern; der Fischer und der Ritter führten ihn sogleich in eine Kammer und halfen ihm, sich umkleiden. Die Hausfrau räumte dem Greise ihren großen Sessel ein, und Undine schob sorgsam ihr Bänkchen vor ihn hin.

Nachdem der Alte sich erfrischt und erholt hatte, erzählte er, wie er auf dem See in ein jenseits gelegenes Kloster habe fahren wollen. „Kaum aber", fuhr er fort, „hatte unser Fahrzeug die Wellen berührt, so brach der Sturm los, der noch immer wüthet. Wir irrten hülflos auf dem See hin und her. Mit Mühe und Noth kam ich endlich zu euren Ufern herüber. Der Kahn drehte sich, bevor wir landeten, immer schneller und schneller..., ich weiß nicht, stürzte er um oder ich heraus; ich trieb in Todesnöthen dahin, bis eine Welle mich hier an eure Insel warf."

„Ja, Insel", sagte der Fischer, „vor kurzem war's noch eine Landspitze, aber seit Waldstrom und See schier toll geworden, sieht's hier ganz anders aus."

„Ich merkte so etwas", sprach der Priester; ich fand einen Fußpfad, der nach dem Strome führte, folgte dem Lichte, das aus eurer Hütte blinkte, und nun danke ich Gott, daß er mich zu frommen Leuten führte. Wer weiß, wie lange das wüste Treiben der Elemente dauert. Es wäre nicht unmöglich, daß die schäumende Wasserflut euch so weit von dem festen Lande abbrächte, daß euer kleiner Nachen dann nicht mehr hinüber gelangen könnte, und daß am Ende gar die Bewohner des jenseitigen Uferrandes euch vergäßen."

„Dann bliebst du doch bei uns? nicht wahr, du bliebst bei uns?" flüsterte Undine ganz leise und schmiegte sich an den Ritter.

Dieser war in tiefes Nachsinnen versunken. Die Gegend jenseits des Wassers trat immer dunkler zurück und entfernte sich mehr und mehr aus seinem Gesichtskreis; die blühende Insel, auf welcher er sich befand, erfrischte sein Gemüth. Undine glühte und blühte wie die schönste Rose der Welt.... was fehlte zu seinem Glücke?.... Er wandte sich an den Priester und sagte entschlossen:

„Ehrwürdiger Vater, Ihr seht hier ein Brautpär vor Euch, und wenn dies Mädchen und die guten alten Leute nichts dawider haben, sollt Ihr uns heut Abend durch Euren Segen vereinen."

Wohl hatten die Alten längst schon dergleichen gedacht, aber als es der Ritter jetzt so unerwartet aussprach, erschien es ihnen doch als etwas Neues und Seltsames.

Nach manchem Hin- und Herreden kam man schließlich ins reine; die Hausfrau bereitete das Nöthige zur Trauung vor. Der Ritter nestelte an seiner Kette herum, zwei Ringe loszudrehen für sich und die Braut. Da fuhr diese aus tiefem Sinnen auf und sprach: „Nicht also! So ganz arm haben mich meine Eltern nicht in die Welt geschickt." Sie eilte aus der Thür und kam gleich darauf mit zwei kostbaren Ringen zurück, deren einen sie dem Bräutigam gab, während sie den andern für sich behielt. Auf die verwunderte Nachfrage des Fischers und seiner Frau, woher diese Kleinodien stammten, entgegnete sie: „Meine Eltern ließen mir dereinst diese blinkenden Dingerchen in meine schönen Kleider einnähen, die ich damals trug, als ich zu euch kam.... aber sie verboten mir, vor meinem Hochzeitstag davon zu reden. Da habe ich sie denn stillschweigend aufbewahrt."

Undine hatte sich eine ganze Weile ruhig verhalten. Jetzt aber war es, als brächen alle die wunderlichen Grillen, welche in diesem lieblichen Köpfchen herumspukten, um so kecker hervor. Sie neckte die Pflegeeltern, den Bräutigam, sogar den Priester. Doch dieser wehrte ihr dergleichen und sprach ernst:

„Meine anmuthige junge Maid! Man kann zwar nicht ohne Ergötzen Euch ansehen; aber denkt lieber daran, Eure Seele zu der feierlichen Handlung vorzubereiten, die Euch bevorsteht."

„Seele?" lachte Undine ihn an, „aber wenn nun jemand gar keine Seele hätte.... ich bitt' Euch, was soll man da vorbereiten?"

Der Priester wandte sich verletzt von ihr ab, sie aber schmeichelte ihm wieder und sagte: „Euer Bösethun schmerzt mich, und Ihr solltet doch nicht jemand zürnen, der Euch nichts zu Leide that."

Es schien, als drücke sie etwas nieder und als sei sie im Begriffe, ausführlich zu erzählen, was auf ihr laste: aber sie hielt eben so rasch wieder ein, wie von innerm Schauer ergriffen. Erst nach einer Weile fuhr sie fort: „Es muß etwas Liebes, aber auch etwas Furchtbares um solch eine Seele sein. O Gott! Frommer Mann, wäre es nicht besser, man würde ihrer nie theilhaftig? Schwer muß die Seele den Körper belasten,

recht schwer, denn schon der Gedanke daran ergreift mich mit Angst und Bangen. Und ach! mir war bisher so leicht, so lustig zu Muthe!"

Sie brach in Thränen aus und verhüllte ihr Gesicht. Erschrocken sahen die Anwesenden nach ihr hin; der Priester beschwor sie bei allen Heiligen, die täuschende Hülle abzuwerfen, wenn Böses in ihr sei; sie aber sank vor ihm auf die Kniee, in seine fromme Redeweise einstimmend. Da sagte er endlich: „Herr Bräutigam! So viel ich ergründen kann, ist nichts Böses an ihr, wohl aber des Wundersamen viel. Ich empfehle Euch Vorsicht, Liebe und Treue."

Undine blickte scheu empor zu Huldbrand: „Ach, nun willst du mich gewiß nicht mehr haben, und ich hab' doch nichts Böses gethan, ich armes, armes Kind!" Und sie sah dabei so anmuthig und rührend aus, daß der Ritter sie inniglich umfaßte. Da lächelte sie ihn durch Thränen an, und es war, als wenn Morgenroth auf silberklarem Bache spielte.

„Du kannst nicht von mir lassen!" flüsterte sie und streichelte schmeichelnd seine Wangen.

Darüber vergaß der Ritter die peinlichen Gedanken, die heute nicht zum ersten Male in seiner Seele aufgetaucht waren. Oft schon wollte ihn bedünken, die Geliebte sei ein gefährlich neckisches Wesen aus einer andern als der Menschenwelt. Er unterdrückte jedoch seine Bedenken und trat mit ihr vor den Priester, der sie einsegnete.

Plötzlich aber sprach er: „Wie seltsam: sagtet ihr mir nicht, daß ihr allein auf der Insel wohntet? Und während der Trauung schaute doch zu dem Fenster mir gegenüber ein mächtig großer Mann mit weißem Barte und weißem Mantel herein. Mich däucht, er müsse noch vor der Thür stehen, wenn ihr ihn vielleicht hereinnöthigen wollt."

„Gott bewahre!" sagte die Wirthin erschrocken. Huldbrand sprang ans Fenster; es schien ihm, als zerrinne ein lichter Nebelstreif in der Dunkelheit. Daher redete er dem Priester ein, er müsse sich wohl geirrt haben, und man setzte sich traulich zusammen.

Gar still und sittsam bewies sich Undine während des Abends. Auch am andern Tage war sie freundlich und gar achtsam, just wie ein Hausmütterchen; litt es auch nicht, daß die gute alte Mutter die geringste Arbeit verrichtete. Sie bat vor allem den alten Priester um Verzeihung wegen des Thörichten, das sie gestern gesprochen; mit einem Worte: sie schien Allen so gänzlich verwandelt, so fremd und dabei doch so wohlbekannt, daß sie voll Verwunderung zu ihr aufschauten.

Oftmals küßte sie im Laufe des Tages ihre Pflegeeltern und sagte: „O, jetzt fühle ich erst, wie viel ihr für mich gethan habt, ihr lieben, guten Leute!“

Die drei, welche sie schon länger kannten, dachten immer, ihre launische Weise müsse wieder hervorbrechen; aber sie blieb mild und sanft.

Der alte Priester sagte öfter zu Huldbrand: „Herr! einen Schatz hat Euch die himmlische Güte durch mich anvertraut, den wahret wohl!“

Gegen Abend hing sich Undine mit demüthiger Zärtlichkeit an des Ritters Arm und zog ihn vor die Thür. Sie kamen an das Ufer des Waldstroms, und Huldbrand erstaunte, als er diesen in leisen Wellen dahinrieseln sah.

„Bis morgen wird er ganz versiegt sein“, sagte die schöne Frau trübe, „du kannst dann reisen, wohin du willst.“

„Nicht ohne dich, meine Undine!“ erwiderte er.

„Es kommt Alles ja auf dich an“, flüsterte sie lieblich lächelnd unter Thränen. „Hebe mich hinüber, mein Geliebter, dort auf das kleine Eiland vor uns, da wird sich's entscheiden.“

Seltsam bewegt nahm Huldbrand sie in seine Arme und trug sie hinüber; er besann sich erst jetzt, daß es dieselbe Insel war, auf welcher er sie in jener ersten stürmischen Nacht gefunden.

„Setze dich mir gegenüber“, begann sie, „daß ich in deinen Augen lese. Und nun höre achtsam zu, was ich dir anvertraue. Sieh, mein Liebling, in den Elementen giebt es Wesen, die fast aussehen wie ihr, aber auch andere. In den Flammen glitzern und spielen die wunderlichen Salamander; in der Erde hausen die unscheinbaren zwergartigen Gnomen, durch die Wälder streifen die Waldleute, und in den Seen, Strömen und Bächen leben die Waldgeister. O, in klingenden Krystallgewölben, da wohnt es sich wonniglich schön. Korallenbäume mit blauen und rothen Früchten prangen in den Gärten, über glitzernden Meeressand wandelt dort der Fuß, und herrliches Gestein und wundersame Muscheln ergötzen das Auge; was eine vergangene Welt des Schönen besaß, und dessen sie jetzt nicht mehr würdig ist, überzogen die Fluten mit ihrem heimlichen Silberschleier. Unten aber bestehen fort die edlen Zeugen und ehrwürdigen Denkmale jener frühern Zeit, und liebliche Moosblumen und mannigfache Schilfgewächse lockt das Gewässer aus ihnen hervor. Die aber dort wohnen, sind gar hold und lieblich, meist schöner auch als die Menschen. Mancher Fischer hat schon ein

Wasserweib belauscht, wenn es aus der Flut heraufstieg und sang. All' diese wundersamen Wesen wurden von den Menschen Elfen oder auch Undinen genannt. Du, geliebter Mann, siehst eine wirkliche Undine vor dir."

Der Ritter wollte sich einreden, seine schöne Frau gedenke ihn mit erdachten Märchen zu necken, und so starrte er ungläubig, unfähig zu reden, die Erzählerin an. Sie aber schüttelte schwermüthig das mondscheinumflossene Haupt. „Wir wären weit besser daran", fuhr sie fort, „als ihr Menschenkinder; aber unserm Sein ist auch etwas recht Trauriges beigegeben: wir und unsersgleichen in den anderen Elementen vergehen mit Geist und Leib, so daß keine Spur von uns zurückbleibt; und wenn ihr zu einem reinern Leben erwacht, sind wir geblieben, wo Sand und Funk' und Wind und Welle bleiben. Darum haben wir Alle auch keine Seelen.... Das feuchte Element bewegt uns, gehorcht uns auch wohl, so lange wir leben; es zerstäubt für uns auf immer, wenn wir sterben, und wir sind lustig, ohne uns je zu grämen, wie es Nachtigall, Goldfisch und andere liebliche Kinder der Natur auch sind. Mein Vater aber, ein mächtiger Wasserfürst im fernen Ozean, wollte, seine einzige Tochter solle einer Seele gleich einem Menschenkinde theilhaftig werden, und müßte sie auch alle Leiden der Beseelten kennen lernen. Eine Seele aber können wir nur durch die Verbindung mit einem Menschenkinde gewinnen ...."

Undine hielt einen Augenblick inne, dann sprach sie mit seelenvollem Blicke weiter: „Nun bin ich beseelt, dir allein dank' ich die Seele, geliebter Freund. Durch Trug mocht' ich dich nicht behalten; aber was soll aus mir Armen werden, wenn du mich später verstoßen würdest? Willst du, so gehe allein ans Ufer zurück; ich tauche in diesen Bach vor mir, der mein Oheim ist, und im Walde hier ein Einsiedlerleben führt. Er ist sehr mächtig; und wie er mich herführte zu den Fischern, mich leichtes, lachendes Kind, wird er mich auch wieder heimführen zu den Eltern, mich beseeltes liebendes — leidendes Weib."

Sie wollte noch mehr sagen, aber Huldbrand umfaßte sie voll inniger Rührung, und trug sie wieder ans Ufer zurück. Hier erst schwur er, sie nie zu verlassen. In süßem Vertrauen hing Undine am Halse des Geliebten, und erging sich in holdem Geplauder. Dann wanderten Beide nach der Fischerhütte. Das herrliche Wesen empfand nun erst, wie wenig sie die Krystallpaläste ihres meerbeherrschenden Vaters zu bedauern habe.

Tags darauf hatte Undine schon frühmorgens ihr Lager verlassen. Auf des Ritters Befragen sagte sie: „Ich wollte sehen, ob der Oheim Wort hält.

Er hat schon alle Fluten in ihr Bett zurückgelenkt; du, mein trauter Freund, kannst reisen, sobald du willst."

Es war Huldbrand zu Muthe, als träume er im Wachen fort; er konnte sich nicht in die seltsame Verwandtschaft seiner Frau finden, aber ihre unendliche Anmuth wiegte jede unheimliche Ahnung zur Ruhe. Ihm ward so wohlig und freudig zu Muthe auf der kleinen Landspitze, daß er sagte: „Laß uns noch bleiben. Wo lebten wir vergnügtere Tage als hier?"

„Wie du willst", entgegnete Undine freundlich; „aber sieh, die alten Leute werden sich ohnehin nur in Schmerzen von mir trennen; und wenn sie nun die treue Seele in mir spüren, wenn sie empfinden, wie ich jetzt innig lieben und sie ehren kann, dann bricht ihnen wohl vor Herzeleid das schwache Augenlicht. Und wie könnte ich ihnen dieses kaum gewonnene liebende Herz verbergen, blieben wir länger zusammen?"

Huldbrand gab ihr Recht; man rüstete sich und nahm Abschied, der alte Priester geleitete sie durch den Wald. Die Fischersleute klagten ihr laut nach, als fühlten sie jetzt erst recht, was sie an der holden Pflegetochter verloren. Undine weinte still für sich.

Aber der Ritt durch den frischen grünen Wald, der nichts Schauerliches mehr zeigte, erheiterte sie allmählich. Sie hatte nur Augen für Huldbrand und er nur für sie, bis sie durch ein Zwiegespräch gestört wurden, welches der Priester auf der andern Seite mit einem vierten Reisegesellschafter hielt, der sich ihnen unbemerkt beigesellt hatte.

Diesen umschloß ein langer weißer Mantel, welcher in so weiten Falten um ihn her flog, daß er mit Auf- und Zusammenraffen desselben hinlänglich beschäftigt war, ohne daß jedoch die Fülle des Gewandes ihn am Gehen gehindert hätte. Eine helle Kappe hing ihm tief ins Gesicht; er sagte gerade, als die jungen Leute ihn bemerkten: „So wohne ich denn schon seit vielen Jahren hier in der Gegend, ohne gerade ein Eremit zu sein oder, meiner Meinung nach, der Buße sonderlich zu bedürfen. Ich habe nur deshalb den Wald so lieb, weil es mich anmuthet, in meinem flatternden weißen Kleide durch die finsteren Schatten dahin zu wandern, und dann und wann einen warmen Sonnenstrahl, der unvermuthet herunterblitzt, zu erhaschen."

„Ihr seid ein überaus seltsamer Gast", erwiderte der Priester, „ich möchte wohl mehr von Euch wissen."

„Ich heiße Kühleborn", antwortete der Fremde, „man könnte mich wohl auch Freiherr von Kühleborn nennen, denn frei bin ich wie der

Vogel in der Luft, und wohl noch etwas darüber. Doch jetzt hab' ich der jungen Frau dort etwas zu erzählen!"

Und ehe man sich's versah, stand er dicht neben Undinen. Er streckte sich hoch empor, und als sie sich bestürzt abwandte, lachte er in den Bart: „Hoho" — sagte er leise — „wißt Ihr nichts mehr von Eurem Oheim Kühleborn, der Euch auf seinem Rücken so treu durch diese Gegend trug?"

„Ich bitt' Euch", entgegnete Undine, „laßt Euch nicht mehr vor mir sehen; soll meinem Mann nicht grauen, wenn er sich an solche Verwandtschaft gewöhnen müßte?"

„Nichtchen", sagte Kühleborn, „laßt mich immerhin Euer Geleiter sein, die Erdgeister möchten sonst dummen Spaß mit Euch treiben. Der alte Pater wußte sich, so scheint's, besser meiner zu erinnern als du; meinte er doch, ich sei ihm bekannt. Nun freilich, ich war ja auch die Wasserhose, die ihn aus dem Nachen riß und zu deiner Trauung ans Land schwemmte ...."

„Dort ist schon das Ende des Waldes", flüsterte leise Undine, „Ihr macht ihn nur bange, ich bitte Euch innigst, laßt uns nun in Frieden ziehen."

Kühleborn zog ein verdrießliches Gesicht und grinste Undinen an, die laut aufschrie.

Blitzschnell schwang der Ritter die scharfe Klinge gegen Kühleborns Haupt. Aber er hieb in einen Wasserfall, der von einer hohen Klippe herabschäumte, und sie mit einem Geplätscher, das wie boshaftes Lachen klang, übergoß.

Da sagte der Pater, wie aus einem Traum erwachend: „Das habe ich lange gedacht, dieweil der Bach so dicht auf der Anhöhe neben uns herlief. Anfangs kam es mir sogar vor, als wär' er ein Mensch und könne sprechen."

Huldbrand aber rauschte der Wasserfall ganz vernehmlich die Worte ans Ohr:

„Rascher Ritter, rüst'ger Ritter,
Ich zürne nicht, ich zanke nicht.
Schirm' nur dein Weiblein stets so gut,
Du Ritter rüstig, du rasches Blut."

Nach wenig Schritten befanden sie sich im Freien, und die Reichsstadt lag glänzend vor ihnen. — — —

Dort hatte das plötzliche Verschwinden Ritter Huldbrands großes Aufsehen erregt. Berthalda betrauerte ihn unverhohlen und verwünschte sich, daß sie es gewesen, die ihn nach dem Walde entsendet hatte.

Als er aber daselbst unvermuthet mit einer wunderschönen Frau wieder erschien, freuten sich Alle, nur Berthalda nicht, denn sie hätte gern selber den hübschen Ritter mit ihrer Hand beglückt. Indessen verbarg sie klug ihren Verdruß und zeigte sich gar freundlich gegen Undine. Diese aber war auch so hold und lieblich, daß jedermann ihr gut sein mußte, trotz des Räthsels, welches an ihrer Herkunft haftete und das niemand lösen konnte, denn Huldbrand schwieg und der Pater gleichfalls.

Die junge Frau wandte der schönen Berthalda ihr ganzes Herz zu. „Wir müssen uns schon früher gekannt haben", sagte sie oft, „nicht ohne Grund habe ich dich so lieb gewonnen."

Aber auch Berthalda fühlte sich zu Undinen in einer Weise hingezogen, daß sie selbst es sich nicht erklären konnte. Meinte sie doch im Gegentheil alle Ursache zu haben, ihr zu zürnen. Ihre gegenseitige Zuneigung wuchs von Stunde zu Stunde, und schließlich kamen sie überein, Berthalda solle das junge Pär auf einige Zeit nach der gar lieblich an den Quellen der Donau gelegenen Burg Ringstetten begleiten.

An einem schönen Abend spazierten die drei Freunde fröhlich plaudernd durch die Straßen der Stadt. Sie malten sich das Vergnügen, welches sie auf Ringstetten erwartete, mit bunten Farben aus, und wollten eben den Tag der Abreise besprechen, als über den Marktplatz her ein langer Mann auf sie zukam, der nach höflichem Gruße Undinen etwas ins Ohr raunte. Sie trat ungehalten über die Störung beiseite, man hörte Beide in einer fremden Sprache mit einander flüstern.

Huldbrand faßte den Mann näher ins Auge, denn er glaubte ihn zu kennen; mit einem Male klopfte Undine freudig in die Hände und ließ den Fremden stehen, der sich mit vielem Kopfschütteln entfernte und in den nahen Brunnen hineinstieg.

„Was wollte denn der Brunnenmeister, liebe Undine?" fragte Berthalda.

„An deinem Namenstag sollst du es erfahren", lächelte diese, „wenn du mit deinen Pflegeeltern zu uns kommst, wie verabredet worden."

„Kühleborn?" fragte Huldbrand mit geheimem Schauer, als er mit seiner Frau allein war.

„Ja, er war es", antwortete sie, „er hat mir den Kopf gerade warm genug gemacht. Aber inmitten seiner Reden hat er mich gegen seine Absicht

mit einer willkommenen Botschaft erfreut. Willst du mir nun eine große Freude gönnen, so unterlaß bis übermorgen alles Fragen, dann erhältst auch du deinen Antheil von Dem, was ich vorbereite."

Der Namenstag kam heran: geschmückt mit den mannigfachen Gaben ihrer Pflegeeltern und Freunde saß Berthalda wie eine Frühlingsgöttin im Prunkgemache der Ihrigen. Mit heimlicher Ungeduld wartete sie, wie nicht minder Huldbrand, auf die verheißene Ueberraschung. Sie lasen es in Undinens strahlenden Augen, wie sie selbst die geeignete Zeit für die Erklärung herbeisehnte, und daß diese etwas ganz Außerordentliches bieten müsse.

Gegen Ende der Tafel erwartete man, aus ihrem Munde ein Lied zu hören. Sie griff auch unaufgefordert zur Laute und sang mit süßer Stimme von dem See, der ewig murmelt und ewig grollt, und doch auf rauschenden Wogen ein Kind, das er den Mutterarmen entrissen, an fernem Strande in grünen Gräsern getreulich niederlegt. Sie sang weiter von einem edlen Herzog, der das Kindlein von ungefähr fand und mit sich nahm auf sein stolzes Schloß, ihm Alles zutheil werden ließ, Reichthum, hohe Bildung und edle Sitte, und der doch das Beste dem Mägdlein nicht ersetzen konnte: die Elternliebe. Hier hielt sie inne.

„Ja, so war es", sagte der Herzog bewegt zu Berthalda, „als ich dich fand, eine arme Waise. Die Sängerin hat Recht, so sehr wir dich liebten, das Beste konnten wir dir nicht zutheil werden lassen."

Und wieder griff Undine in die Saiten und erzählte gar lieblich, wie Vater und Mutter ihr Kind suchten, wie sie weinten und klagten und nicht Ruhe finden konnten, wie viele der Jahre auch vergingen. Jetzt rief Berthalda unter Thränen: „Undine, wo sind meine Eltern? Du weißt es, du wunderbare Fee."

Und Undine, Thränen im Auge, winkte, und der alte Fischer trat ein mit seinem Weibe. Fragend sahen sie die junge Frau an, die stumm auf Berthalda deutete, und laut weinend und Gott dankend fielen sie der stolzen Jungfrau um den Hals.

Aber zürnend riß diese sich los. Es war zu viel für ihr eitles Gemüth, sie hatte geglaubt, die schönste Krone sei gerade gut genug für sie. Sie schalt daher Undine und stieß die beiden Alten zurück.

Undine sank todesbleich auf ihren Sessel, ihre ganze Freude war dahin. „Hast du denn wirklich eine Seele, Berthalda!" rief sie einige Male, als wolle sie die Freundin aus einem bösen Traume erwecken.

Doch Berthalda hörte und sah nichts; sie verlangte, man solle sie hinwegführen von einem Orte, wo man nur darauf sinne, sie zu demüthigen.

Aber der Herzog und seine Gemahlin begehrten Gewißheit. Da trat die alte Fischersfrau vor, verbeugte sich tief und erklärte: „Ist dieses böse Fräulein meine Tochter, so muß sie an ihrem linken Arme ein Mal haben, geformt wie ein Veilchen; das hatte sie als ganz kleines Kind, und das kann nicht ganz verschwunden sein."

Berthalda ward bleich, die Herzogin aber bestätigte: „Sie ist Eure Tochter, denn das Zeichen ist vorhanden. Kommt mit uns, ihr alten braven Leute."

Das herzogliche Pär, Berthalda und ihre Eltern begaben sich hinweg, auch die anderen Gäste entfernten sich schweigend.

Undine weinte über ihr zerstörtes Fest und über Berthalda's Zürnen. „Ach, was wußte ich von eurem harten Sinne", sagte sie zu Huldbrand; „ich werde mich wohl nie an eure thörichte und eitle Weise gewöhnen können."

Sie beschlossen, die Stadt sogleich zu verlassen. Früh am andern Morgen war Alles zur Reise gerüstet, Undine schritt, von Huldbrand geführt, zum Wagen, da trat ein Fischermädchen vor sie hin. Sie erkannten alsbald Berthalda, welche ihnen schluchzend erzählte, ihre vornehmen Pflegeeltern hätten sie alsbald ihrer gestrigen Lieblosigkeit wegen verstoßen. „So will ich denn", schloß sie ihre Rede, „als Fischerdirne bei meinen armen Eltern leben und sterben. Zuvor aber wollte ich Euch, edle Frau, um Verzeihung bitten."

Undine fiel ihr um den Hals. „Du gehst mit uns", sagte sie, „siehe, wir wurden als Kinder vertauscht, das hat mir Der erzählt, den du für einen Brunnenmeister hieltest. Darum habe ich dich auch gleich so lieb gehabt, und so wollen wir als Schwestern Glück und Unglück mit einander theilen."

Huldbrand stimmte Undinen bei, und Berthalda folgte den Beiden nach Ringstetten.

Als man dem alten Fischer dies mittheilte, sprach er: „Berthalda mag bleiben! Nur daß unserm Herzenskinde Undine daraus kein Leid erwächst, sonst trifft jene unser Fluch."

Fröhliche Tage waren es, welche die Drei in der ersten Zeit verlebten, wenngleich der Ritter nach langer Abwesenheit viel zu schaffen und zu ordnen fand. Aber ein Störenfried trat in dieses heitere Leben. Als sich einst die beiden Frauen auf dem Walle ergingen, kam ein langer Mann

daher, der höflich grüßte. Undine winkte ihm heftig, ja drohend, zurückzubleiben, und er verschwand kopfschüttelnd im Gebüsch; Berthalda hatte mit Schrecken den Brunnenmeister aus der Reichsstadt erkannt, aber Undine sagte lächelnd: „Fürchte dich nicht, er darf dir nichts thun", und dann erzählte sie ihr Alles und wer sie selbst war.

Seitdem konnte sich Berthalda eines leisen Schauders vor ihrer Freundin nicht erwehren; noch weniger konnte sie begreifen, wie Ritter Huldbrand ein Wesen lieben könne, was ihr mit einem Male so fremdartig, ja fast gespensterhaft vorkam. An heiteren Abenden, wenn sie im Freien gingen, umschwebten sie zuweilen luftige, leichte Gestalten; wenn Berthalda und Huldbrand genauer hinsahen, waren es freilich nur Nebelstreifen, aber Undine lächelte und sagte: „Sie bringen mir Grüße vom fernen Ozean, schweben hinüber und herüber; es sind Boten von meinem liebwerthen Vater — o seht doch, wie sie lächeln."

Aber das Alles vermehrte Berthalda's Grauen, und Ritter Huldbrand ward mit der Zeit selbst davon ergriffen. Seine Gattin erschien ihm mehr und mehr als ein höheres Wesen, das nicht zu ihm gehöre; und so kam es, daß er sich von ihr ab- und mehr dem Menschenkinde Berthalda zuwandte.

Undine gewahrte solches mit großer Betrübnis, aber ihre Thränen weckten die alte zutrauliche Liebe in Huldbrands Herzen nicht.

Und wie dieser sich mehr und mehr von ihr abwandte, schien es auch, als fasse der Brunnenmeister, der alte Oheim Kühleborn, wie Berthalda ihn nannte, einen besondern Haß gegen Letztere. Er trat oftmals drohend vor sie hin, ja einmal, als sie mit dem Ritter im Schloßhof lustwandelte, reckte er unversehens aus dem Gebüsch die langen Arme nach ihr aus, und würde sie sicherlich erfaßt haben, wäre nicht Undine schnell dazwischen getreten.

Berthalda erkrankte infolge des Schreckens; Huldbrand aber fuhr heftig auf wegen dieser Gaukeleien, und sein Grimm wandte sich schließlich gegen die unschuldige Undine. Aber dadurch wurde nichts gebessert; der tückische Kühleborn erschreckte das ganze Burggesinde noch mehr durch seine Spukereien.

Da ließ Undine einstmals, als Huldbrand ausgeritten war, einen großen Stein herbeischaffen und befahl, damit den prächtigen Brunnen im Schloßhofe zu bedecken. Die Dienerschaft freute sich, ihrer sanften Herrin gefällig sein zu können.

Der Stein schwebte bereits über dem Brunnen, als Berthalda herbeikam und ausrief: „Aus diesem Brunnen lasse ich das Wasser holen, das meiner Haut so vortheilhaft ist, der darf nicht verschlossen werden!“

Die junge Frau blieb fest, und in kurzer Zeit war der Brunnen sorgfältig überdeckt; dann lehnte sie sich sinnend darüber und schrieb mit dem Finger auf der glatten Fläche hin. Als sie sich darauf wieder abwandte, bemerkte man tief eingeritzte seltsame Zeichen auf dem Steine.

Am Abend beklagte sich Berthalda bitter bei dem heimkehrenden Huldbrand. Er sah ernst auf seine Frau.

„Ganz allein möchte ich dir die Ursache sagen“, seufzte diese; „o bitte, bitte, wünsche nicht, daß ich hier rede.“ Sie sah so hold und demüthig aus, daß des Ritters Herz sich einem Sonnenblicke besserer Zeit erschloß, und er freundlich mit ihr in ein anderes Zimmer trat.

„Du kennst ja den argen Oheim Kühleborn und bist ihm oft unwillig begegnet“, begann sie; „sieh, er ist seelenlos, er hat keine Ahnung, wie Leid und Freud so innig verschwistert sind, wie unter der Thräne das Lächeln quillt, das Lächeln die Thräne hervorlockt. Da sieht er denn bisweilen, daß du unzufrieden mit mir bist, daß ich in meinem kindischen Sinne darüber weine, Berthalda vielleicht gerade zufällig lacht. Nun bildet er sich allerlei ein. Es hilft nichts, daß ich ihn wegschicke, er glaubt mir nicht mehr. Ich mußte also vor dem Friedensstörer die Thür verschließen, und diese eben bildet die Oeffnung zu dem Brunnen. Mit den anderen Quellgeistern ist er entzweit, erst weiter unten an der Donau beginnt seine Macht wieder. Ich ließ darum den Stein auf den Brunnen legen und schrieb Zeichen darauf, welche die Kraft des Oheims lähmen. Menschen freilich können ihn ohne Mühe wieder heben. Willst du, so thue nach Berthalda's Begehr; aber sie weiß nicht, um was sie bittet, denn auf sie hat es Kühleborn besonders abgesehen. Und wenn Manches wahr würde, was er mir vorhergesagt, dann droht auch dir Gefahr!“ —

Huldbrand fühlte tief die Großmuth seiner lieblichen Frau und sprach: „Der Stein bleibt liegen und Alles soll geschehen, wie du es willst, mein trautes Weib.“

Sie schmeichelte ihm, froh über die langentbehrten Worte der Liebe, und sagte endlich: „Noch eine Bitte habe ich, mein Freund. Zürne nie mit mir auf einem Wasser. Siehe, dann erlangen die Verwandten Gewalt über mich; und sie werden mich unerbittlich von dir wegreißen, weil sie meinen, ihr stolzes Geschlecht sei beleidigt worden. Ich dürfte dann nie

zu dir zurückkehren; sendeten sie mich aber ja herauf, o Gott, dann wäre es unendlich schlimmer. Dazu laß es also nie kommen, theurer Freund, wenn du die arme Undine noch lieb hast."

Er versprach feierlich, zu thun, was sie begehrte, und Beide traten heiter aus dem Gemach.

Da entbot Berthalda etliche Arbeitsleute zu sich. Mürrisch sagte sie: „Nun kann der Stein doch wieder heruntergeschafft werden — nicht wahr? Gehet hin, ihr Männer!"

Der Ritter aber entschied kurz: „Der Stein bleibt liegen!" worauf Berthalda erbleichend hinwegeilte.

Beim Abendmahle vermißte man sie. Der Diener fand auf ihrem Zimmer ein beschriebenes Blatt des Inhalts: „Ich vergaß einen Augenblick, daß ich nur eine arme Fischerdirne bin; ich will das bei meinen Eltern büßen."

Undine, heftig erschrocken, bat Huldbrand flehentlich, der Freundin nachzueilen, aber sie hatte nicht nöthig, sich zu beeilen. Ein Knappe brachte die Nachricht, sie sei nach dem Schwarzthale. Sogleich schwang der Ritter sich auf sein Pferd und sprengte eilig davon. Er achtete nicht, daß Undine ihm ängstlich nachrief: „Geh' nicht dahin! geh' nicht allein!" Als sie sah, daß ihr Ruf nicht gehört wurde, folgte sie auf ihrem weißen Zelter, ohne irgend eines Dieners Begleitung anzunehmen.

Das Schwarzthal liegt tief zwischen hohen Bergen; dunkle Tannen beschatten die Gegend, so daß selbst der Bach, welcher zwischen Klippen hinrauscht, trüb und mürrisch erscheint. Eilig trabte der Ritter des Weges, dunkle Wolken und fernrollender Donner verkündeten ein drohendes Wetter. Da sah er etwas Weißes am Boden; er meinte, Berthalda's Kleid zu erkennen und trieb sein Pferd an. Es scheute, er stieg ab und arbeitete sich durch die Büsche. Deutlich erkannte er jetzt in der Dämmerung ein schlafendes oder ohnmächtiges Frauenzimmer; er beugte sich über sie und rief laut ihren Namen — ein greller Blitz zuckte — er sah in ein abscheulich verzerrtes Gesicht und hörte eine dumpfe Stimme: „Gieb' mir 'nen Kuß, du verliebter Schäfer!" Huldbrand fuhr zurück, die Gestalt ihm nach: „Nach Haus! nach Haus! sonst halt' ich dich", drohte es. „Die Unholde sind wach!" Und es griff nach ihm mit langen weißen Armen.

„Tückischer Kühleborn!" rief der Ritter, „du bist's, da hast du 'nen Kuß!" Wüthend hieb er mit dem Schwerte nach der Gestalt — ein Wasserguß ließ ihm keinen Zweifel, mit wem er gestritten.

„Ich soll ihm Berthalda überlassen", sagte er laut, „er möchte sich an ihr rächen, aber das soll ihm nicht gelingen!" Ermuthigt kehrte er zu seinem Pferde zurück; da hörte er Berthalda's Stimme in der Nähe und stand nach wenig Augenblicken neben ihr. Sie war so ermattet, daß sie ihm ohne Widerspruch folgte und sich zu dem Pferde geleiten ließ. Es war ihr unmöglich, sich weiter zu schleppen, aber das Pferd scheute noch immer, durch Kühleborns Erscheinung entsetzt — der Ritter konnte die Zitternde nicht auf das störrige Thier hinaufheben. Er sann rathlos auf einen Ausweg.

Da hörte er einen Wagen den steinigen Pfad hinfahren; laut rief er um Hülfe. Bald darauf erschien zwischen den Bäumen ein großer, mit weißer Plane bedeckter Wagen, bespannt mit zwei kräftigen Thieren. Nebenher schritt der Fuhrmann im weißen Kittel.

„Aha", sagte dieser, „Euer Roß scheut vor den Neckereien der bösen Wassergeister, die hier wohnen, und Eure Dame ist, wie ich bemerke, gar sehr erschöpft; bindet Euer Pferd an meinen Wagen und steigt mit ihr ein, die weiche Wolle oben wird Euch einen bequemen Sitz bieten."

Der Ritter war damit wohl zufrieden, und bald rollte das Fuhrwerk langsam den Weg entlang; der Fuhrmann schritt nebenher.

Die Beiden im Wagen vertieften sich so sehr in Mittheilungen, daß sie anfangs gar nichts um sich her bemerkten, bis die laute Stimme des Fuhrmanns sie aufhorchen ließ; er sang:

„Der Wassergreis,
Wie Schaum so weiß,
Sein Silberhär
Wie Schnee und Eis,
Erhebt sein Haupt aus dem Nebelwild:
Hält fest ein trotzig Menschenbild!
Begräbt es unten beim rothen Gold,
Darüber der Strom die Welle rollt."

Dann rief er plötzlich, kurz abbrechend: „Hebt hoch den Fuß, ihr Gäule! nehmt euch zusammen! Hussa!"

Huldbrand fuhr auf und sah mit Schrecken den ganzen Thalgrund erfüllt von sichtbar steigenden, immer höher sich emporthürmenden Wellen. „Das ist Kühleborn, der uns ersäufen will!" rief der Ritter: „weißt du Hülfe, Geselle?"

„Warum nicht?" lachte der Fuhrmann; „aber wißt ihr denn, wer euch fährt?"

„Was kümmert's uns!" schrie Huldbrand. „Die Flut steigt — helft!"

Kühleborn als Fuhrmann im Sturm.

„Es sollte euch wohl kümmern", lachte der Fuhrmann, „denn ich bin Kühleborn." Und damit grinste er verzerrten Gesichts zum Wagen herein — aber Schimmel und Wagen verrannen zu zischenden Wogen, der Fuhrmann bäumte sich als riesige Welle empor und wollte die Beiden eben rettungslos begraben — da rief es mit silberheller Stille durch das Rauschen und Brausen:

„Weichet, ihr Wogen, weichet geschwind!
Undine, sie ruft euch, das Wasserkind!
Der Ozean grollt, mein Vater droht,
Höret die Herrin, hört ihr Gebot!"

Murrend und murmelnd sanken die Wellen zusammen, die rauschenden Fluten wichen zurück; wie eine weiße Taube sah man Undine von der Höhe herabtauchen, eine lichte Gestalt erfaßte den Ritter und Berthalda, und hob Beide nach einem grünen Rasenfleck empor. Die erschöpfte Berthalda ward sodann auf Undinens edles Roß gehoben, und so gelangten alle Drei nach der Burg zurück.

Aufs neue erkannte Huldbrand die unendliche Güte und Milde seiner Frau; Berthalda that scheu, demüthig und dankbar; Undine dagegen fühlte sich beglückt durch die neu erwachende Liebe ihres Gemahls. Friede und Freude nahmen wieder ihren Wohnsitz auf Ringstetten.

Der Winter kam und ging, der Frühling sah mit seinem blauen Himmel zu fröhlichen Menschen nieder. Einstmals wanderten sie nach den Quellen der Donau. Huldbrand erzählte von dem mächtigen Strome, von seinen Schlössern und Städten, so daß Berthalda den Wunsch äußerte, alle diese Herrlichkeiten zu schauen. Sogleich stimmte ihr Undine bei, und Huldbrand willigte freudig ein. Doch flüsterte er seiner Gattin zu, daß ja weiter hinaus Kühleborns Macht beginne, doch sie tröstete lächelnd: „Ich bin ja bei euch, da wagt sich der Unheilstifter nicht hervor." — —

Also ward die Reise beschlossen und ausgeführt.

Es fährt sich gar prächtig und vergnüglich auf der schönen blauen Donau. Auch unsere Reisenden empfanden dies, vornehmlich in den ersten Tagen. Sie würden sich noch viel inniger den Reizen der prächtigen Gestade hingegeben haben, hätte sich nicht Kühleborn mit seinen Neckereien wieder eingestellt. Bald erhoben sich hemmende Winde, bald schäumten die Wellen, als wollten sie die Barke verschlingen. Freilich, wenn Undine die Hand ausreckte, oder leise Worte murmelte, beruhigte sich der Wassergeist. Aber gleich darauf begann er sein Spiel von neuem, so daß die Heiterkeit der kleinen Gesellschaft manchmal Störungen erfuhr. Dabei zischelten sich

Fährleute und Dienstboten in die Ohren, Huldbrand aber sagte sich ernst: „Das kommt davon, wenn Erdenkind und Meerfräulein ein wunderliches Bündnis schließen .... ich wußte freilich nicht, daß sie ein Meerfräulein war, aber solch Unheil habe ich davon!“

Er ward durch solche Gedanken wieder gegen Undine erbittert, und sie empfand es gar wohl. Eines Abends war sie, durch die Aufregungen des Tages ermüdet, während der Wasserfahrt eingeschlummert. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, so erhob sich ein verzerrtes riesiges Menschenhaupt, wie senkrecht eingepfählt im Wasser, das in einer und derselben Richtung mit der Barke sich fortbewegte. Ein jeder wies auf die Stelle hin, wo das Schreckbild sich zeigte; aber nun wimmelte es plötzlich rings um das Schiff her von solch Grausen erregenden Gesichtern. Durch das Geschrei, das sich erhob, erschreckt, erwachte Undine — die Schreckbilder schwanden. Aber Huldbrand, erzürnt über diese Gaukeleien, wollte schon wieder in Schmähungen ausbrechen, als Undine leise bittend sagte: „Wir sind auf dem Wasser, o zürne nicht und schmähe nicht auf mich.“

Er schwieg, sich an so Manches erinnernd, was sie früher gesagt und was stets eingetroffen war.

Unterdessen saß Berthalda in Gedanken versunken da. Sie wußte so Mancherlei über Undine; aber was es mit Kühleborn, dessen Namen sie nicht einmal kannte, für ein Bewandtnis hatte, war ihr verborgen geblieben. — In solchem Nachsinnen knüpfte sie ein Halsband los, das sie von Huldbrand erhalten hatte, und ließ es von ungefähr über dem Wasser spielen. Da tauchte plötzlich eine mächtige Hand aus der Donauflut empor, erfaßte den Schmuck und verschwand damit. Berthalda schrie laut auf — ein höhnisches Gelächter antwortete aus der Tiefe des Stromes.

In wildem Grimme erhob sich Huldbrand darob, verwünschte Alle, welche sich in sein Leben eindrängen wollten und forderte sie auf, sich seinem Schwerte zu stellen. Berthalda weinte und reizte dadurch seinen Zorn noch mehr, während Undine ihre Hand ins Wasser tauchte und leise murmelte. Nur manchmal unterbrach sie ihr Geflüster, und mahnte ihren Gemahl: „Mein Lieber, schilt mich überall und wie du willst, nur schilt mich hier nicht. Wirklich enthielt er sich jedes Wortes gegen sie. Sie aber brachte mit feuchter Hand aus den Wogen ein wunderschönes Korallenband zum Vorschein. „Nimm“, sagte sie, es Berthalda freundlich reichend; „ich habe es dir zum Ersatz bringen lassen, nun aber weine nicht mehr“ — und damit dachte sie Alles wieder gut gemacht zu haben.

Undine verſchwindet in den Fluten der Donau.

Aber Huldbrand entriß den Schmuck ihrer Hand und ſchleuderte ihn in den Strom. „So ſtehſt du alſo noch immer mit ihnen in Verbindung", ſchrie er, „fahr' zu ihnen nieder mit all deinen Geſchenken und bleib' bei den Unholden, du Gauklerin!"

Starren Blickes ſah ihn Undine an, noch immer die Hand ausgeſtreckt, dann aber fing ſie an zu weinen, immer bitterlicher — endlich ſagte ſie mit matter Stimme: „O wehe über dich — was haſt du gethan! Ich muß

nun scheiden — theurer Freund, lebe wohl! — — Sie sollen dir nichts anhaben; nur bleibe mir treu, daß ich sie mit gutem Rechte abwehren kann. Aber fort muß ich, muß scheiden für dieses ganze, junge Leben. Wehe — wehe, was hast du angerichtet! Wehe — wehe!"

Ueber den Rand der Barke schwang sie sich hinaus — hinunter sank sie in die Flut und verströmte darin, man wußte nicht wie; — nur Wellchen flüsterten noch wie schluchzend um den Kahn: „Wehe! wehe — bleibe treu!"

Huldbrand lag in heißen Thränen auf der Barke. — —

Als die Beiden nach Hause zurückgekehrt waren, blieb er untröstlich noch gar manchen Tag. Berthalda weinte mit ihm; Eines suchte Trost beim Andern, ohne ihn zu finden. So lebten sie still und freudenarm auf Ringstetten hin, Undinens Andenken feiernd. Dafür erschien diese Huldbrand auch oftmals im Traume und streichelte ihm sanft die Wangen; er wußte oft beim Erwachen nicht, waren es seine oder ihre Thränen, von welchen seine Wangen so feucht waren.

Die Traumgesichte wurden indessen mit der Zeit seltener, der Gram des Ritters ließ nach. Vielleicht hätte er nie einen andern Wunsch gehegt, als so ungestört wie bisher Undinens zu gedenken und von ihr zu reden, wäre nicht plötzlich der alte Fischer in der Burg erschienen.

Er hatte Undinens Verschwinden erfahren und verlangte, seine Tochter solle ihm nun nach seiner Hütte folgen; denn es schicke sich nicht, daß sie jetzt noch bei Huldbrand verweile. Den Ritter erfaßte Grauen bei dem Gedanken an die Einsamkeit, die ihm nach Berthalda's Abreise drohte; die alte Neigung zu ihr erwachte von neuem, und so bat er den Fischer um ihre Hand.

Der Alte hatte dagegen Mancherlei einzuwenden. Ihm war Undine so lieb gewesen, und so meinte er, wenn sie todt sei..... vielleicht mit den Fluten dahin ins Weltmeer treibe, dann sei Berthalda mit schuld an ihrem Hingang und dürfe daher nicht an ihre Stelle treten. Aber Huldbrands Zureden und die Bitten der Berthalda, die viel sanfter geworden war, fielen schwer ins Gewicht — er gab nach und blieb auf der Burg.

Pater Heilmann, der einst Undine und Huldbrand eingesegnet hatte, wurde zur Trauung herbeigeholt. Er trat eines Abends spät noch vor das Brautpär und den Alten und sprach: „Ritter Huldbrand, seit vierzehn Nächten ist mir Eure erste Gattin im Traume erschienen. Sie rang die Hände und seufzte: „Ach rette, lieber Vater, ach rette ihn, ich lebe ja noch!" Höre also meinen Rath! Laß ab von ihm, Berthalda! Gewahrst du nicht den Gram um die

verschwundene Gattin auf seinen bleichen Wangen? Sie ist nicht todt. Ich ahne es, nimmer werdet ihr froh und glücklich werden!"

Die Liebenden fühlten die Wahrheit dieser Worte, aber sie wollten nicht der Wahrheit Zutritt zu ihrem Verstande gewähren; daher widersprachen sie dem Priester, und so verließ dieser traurig die Burg. Huldbrand wandte sich nun an einen andern Priester, der die Trauung demnächst vollziehen sollte.

Schon in der folgenden Nacht hatte er einen gar seltsamen Traum. Es kam ihm vor, als wehten um ihn Schwanenfittiche, töne Wogenklang an sein Ohr, und als schwebe er dahin über Land und See, geleitet von leisem Sange.

„Schwanenklang, Schwanengesang", mußte er mehr als einmal zu sich sagen, „das bedeutet ja wohl den Tod!"

Und dann war es ihm, als schwebe er über dem weiten Meer .... er konnte hinunterblicken, tief bis auf den Grund und freute sich dessen, denn dort sah er Undine in krystallenem Schlosse. Aber sie weinte bitterlich, und so gedachte er traurig der Zeiten, als sie so glücklich auf Ringstetten gelebt hatten. Dann trat Kühleborn zu ihr heran und wollte schelten über ihr Weinen; aber sie sah ihn so fest und gebieterisch an, daß er erbebte.

„Ich habe meine Seele mit unter die Wasser gebracht", sagte sie, „darum darf ich wohl weinen, wenn du es auch nicht begreifen kannst, daß auch die Thränen selig sind, in welchen die Erinnerung einer treuen Seele fortlebt."

„Und doch, Nichte", sagte Kühleborn, „mußt du dein Schloß verlassen und ihm den Tod bringen, sobald er dir untreu wird."

„Ich kann ja nicht", lächelte Undine zurück, „ich habe ja den Brunnen für mich und meinesgleichen fest versiegelt."

„Aber, wenn einmal der Brunnen geöffnet wird?" fragte Kühleborn.

„Deshalb", sprach Undine, noch immer unter Thränen lächelnd, „träumt er auch jetzt zur Warnung unser Gespräch. Ich habe Alles so eingerichtet."

Da blickte Kühleborn ingrimmig zu dem Ritter empor; es war, als schwelle er vor Zorn zu einem Walfisch auf, pfeilschnell schoß er unter dem Wasser fort, und — das Traumgesicht war verronnen.

Der Ritter erwachte. Gerade trat ein Knappe ein und berichtete, Pater Heilmann halte sich noch in der Gegend auf und habe auf die Frage, warum er hier verweile, erklärt: „Trauen und Trauer liegt nicht weit aus einander, komm' ich auch nicht zur Hochzeit, so wartet meiner vielleicht ein anderes Amt."

Der Ritter stellte allerlei Betrachtungen über seinen Traum an und weiterhin über diese Botschaft. Aber was sich der Mensch einmal in den Kopf gesetzt hat, ist schwer wieder auszutreiben, und so blieb Alles beim Alten.

Der Hochzeitstag war herangekommen. Gäste von nah und fern erschienen, aber über dem glänzenden Fest lag schwarze Trauer ausgebreitet, denn der Himmel hatte sich schwer umzogen, und ferne Donner grollten. Dem Ritter und den Gästen war es dabei nicht wohlig zu Muthe; trüb und schwermüthig, von bangen Ahnungen erfüllt, ging die Gesellschaft zeitig aus einander.

Berthalda stand in ihrem Zimmer, sie wollte Heiterkeit gewinnen, und beschaute frohlockend alle die Kostbarkeiten, welche Huldbrands Liebe ihr gespendet hatte. Ihre Dienerinnen plauderten ihr allerlei Angenehmes vor und priesen vor allem mit lebhaften Worten ihre stolze Schönheit. „Ach!“ sagte die eitle Berthalda, in den Spiegel schauend, „bemerkt ihr nicht die häßlichen Sommersprossen da am Halse? Und ich könnte sie loswerden, wenn ich mich dazu des heilsamen Wassers aus dem Schloßbrunnen bediente. Der aber ist freilich geschlossen.“

Eine der Dienerinnen schlüpfte geschäftig aus dem Zimmer. Berthalda trat an das Fenster und sah wohlgefällig die Zofe und einige Männer mit Hebebäumen und anderen Werkzeugen nach dem Brunnen gehen.

Den Männern fiel es nicht schwer, viel leichter, als man gedacht, den großen Stein emporzuheben. „Man meint ja“, sprachen die Arbeiter, „das Wasser sei zum Springbrunnen geworden, so drängt's nach oben.“

Aber aus der Oeffnung brodelte es herauf, weiß, gleich dem Dampfe einer Wassersäule. War es wirklich ein Springbrunnen? ... Und höher, wenn auch langsam, hob es sich empor .... jetzt erkannte man ein bleiches, verschleiertes Frauenbild. Das aber weinte bitterlich, rang angstvoll die blassen Hände und schritt mit zögernd ernstem Gange dem Schlosse zu. Verstört harrte die Braut der kommenden Dinge in ihrem Zimmer. Dicht an dem Fenster schwebte die Gestalt hin und sah jammernd zu ihr empor. Berthalda meinte Undinens bleiche Wangen zu erkennen. Vorüber aber zog die Trostlose, feierlich, zögernd, wie zum Hochgericht. Berthalda schrie auf, man solle den Ritter rufen, aber niemand wagte sich von der Stelle, sie selbst verstummte, vor dem eigenen Laute erbebend. Regungslos, wie gebannt, harrten Alle an den Fenstern. Und die seltsame Wandlerin stieg die wohlbekannten Burgtreppen hinauf, schwebte die wohlbekannten Hallen entlang, langsam, still und feierlich mit thränenreichen Blicken.

Unterdessen stand, in ahnungstrübem Sinnen verloren, der Ritter allein in seinem Gemach. Da klopfte es an seine Thür mit leisem Pochen. Undine hatte vormals wohl ebenso geklopft. „Es ist Alles nur Phantasie, nur eitles Gaukelspiel", summte er vor sich hin. Aber im Spiegel sah er, wie die Thür leise aufgemacht wurde und eine weiße Frauengestalt hereinschwebte.

„Sie haben den Brunnen geöffnet", flüsterte sie, „und nun bin ich hier .... nun ist's um dich und dein Leben geschehen; .... bist verloren!"

Er fühlte an seinem stockenden Herzen, daß sie die Wahrheit spreche. Er rang die Hände und rief: „Wenn sich unter deinem Schleier ein entsetzliches Antlitz birgt, so lüfte ihn nicht und richte mich, ohne daß ich dich schaue."

„Ach", entgegnete die Erscheinung, „willst du mich nicht noch einmal, ein einziges Mal sehen? O, ich bin noch so lieblich und schön, so schön wie jemals, wie damals, als du auf der Aue um mich warbst."

„O, dann wünschte ich", seufzte Huldbrand tief auf, „daß ich sterben dürfte durch einen Kuß von deinen Lippen!"

„So sei es, mein Liebling", hauchte sie. Sie schlug den Schleier zurück, und himmlisch schön lächelte ihr holdseliges Antlitz darunter hervor.

Die alte Liebe erwachte von neuem in seinem Herzen; der Todesnähe nicht gedenkend, neigte sich der Ritter ihr entgegen. Mit feuchten Armen umschlang sie ihn, wie Nebel umwehten ihn die weißen Schleier; sie drückte den Geliebten innig an sich, preßte einen himmlisch süßen Kuß auf seine Lippen und weinte, als wolle sie ihre Seele ausgießen.

Da entglitt er allmählich ihrem Arme und sank stillselig auf das Ruhebett zurück.

„Ich habe ihn zu Tode geweint", sagte sie zu den Dienern im Vorzimmer und schritt dann langsam dem Brunnen zu.

Einige Tage später bewegte sich ein langer Zug aus den Thoren des Schlosses Ringstetten. Vier Knappen trugen den Sarg, auf welchem das zerbrochene Wappen des Ritters lag — er war der Letzte seines Stammes. Hinter dem Sarge schritt Pater Heilmann. „Jetzt beginnt mein Amt", hatte er gesagt, als er die Kunde von dem plötzlichen Tode Huldbrands von Ringstetten vernahm. Ihm folgte die trostlose Berthalda, auf ihren Vater gestützt, und zahlreiche Freunde des Todten. Da gewahrte man auf einmal dicht hinter Berthalda eine weiße, tiefverschleierte Gestalt, die jammernd die Hände rang.

Mit leisem Grauen wich Alles vor ihr zurück....

Auch auf dem Friedhofe begegnete Berthalda der ungebetenen Leidtragenden. Halb in Zorn, halb aus Schreck auffahrend, befahl sie ihr, zurückzuweichen. Aber leise schüttelte die Verschleierte ihr Haupt und hob wie zu demüthiger Bitte die Hände auf. — — Und Berthalda dachte mit Thränen an Undine und an die vergangenen schönen Tage des Glückes.

Pater Heilmann gebot Stille. Alles kniete nieder und betete.

Als man sich wieder erhob, war die Verschleierte verschwunden; an der Stelle, an welcher sie niedergekniet, entquoll dem Rasen ein silberhelles Brünnchen; es rieselte fort und fort, bis es den Grabhügel fast ganz umzogen hielt. Dann rann es weiter und ergoß sich in der Nähe des Gottesackers in einen Weiher.

„Das ist die arme Undine, die auf diese Weise noch immer mit freundlichem Arme ihren Liebling umfaßt"; so erzählt sich das Volk. Wer aber aufmerksam lauscht und das Murmeln des Bächleins versteht, der vernimmt die Worte:

„Märchen ist des Menschen Beginnen,
Buntfarbig Märchen voll Lust und Leid,
Wogen gleich, die zum Meere rinnen,
Und das Meer ist die Ewigkeit."

Dorothea Waldner.

Vreneli in König Laurins Roſengarten.

König Laurin.

Sage aus Tirol.

In Tirol, im rechten Heimatland des guten, kleinen Zwergenvolkes, ſtand vor alten Zeiten in einem fruchtbaren Thale ein ſtattlicher Bauernhof, deſſen Beſitzer aus dem benachbarten Thale herübergekommen waren.

Die Dienſtleute jener Zeit und jenes Thales waren noch brav und treu und hingen an ihrem Brotherrn und ſeinem Hauſe; „aber in der früheren Heimat ſind ſie doch noch braver“, meinte der alte Hofbauer, und ſo holte er ſein Geſinde ſtets von

Der Frühling war wiedergekehrt, die Alpentriften grünten und die Herden sollten auffahren; da erkrankte die treue, sorgliche Sennin, die jahrelang die Herde dort oben gehütet und gewissenhaft des „Alpnutzens“ wahrgenommen, und wenige Tage darauf begrub man sie.

Der Hofbauer und die Seinen waren in großer Sorge, denn schon rüstete Alles rings umher zur Auffahrt.

„Geh' hinüber, Toni, in unser Heimatsthal“, sagte der alte Hofbauer zu seinem einzigen Sohn und Erben, „dort wohnt noch eine alte Base aus unserer Freundschaft; ihre Tochter soll ein braves Mägdlein sein, wie ich bei meiner letzten Anwesenheit dort gehört. Sieh, ob du sie bereden kannst, als Sennin zu uns zu ziehen.“

So machte sich in der Frühe des nächsten Tages der Jüngling auf den Weg.

Die Schatten der Dämmerung huschten noch in den Felsenklüften gleich vermummten Riesen, aber die Spitzen der Gletscher glühten schon im Morgenlicht; doch der Bursch, der Schönheiten seiner heimatlichen Natur gewöhnt, hatte keinen Blick für die wiedererwachte Alpenpracht, sondern strebte eilig vorwärts, Herz und Kopf voll Sorgen um seine verlassene, hirtenlose Herde.

Jetzt hatte er den schmalen Bergrücken zwischen den zwei hohen Alpengletschern erreicht, von dem der Weg jenseits hinabführte in das alte Heimatsthal.

Hier stand ein hohes, weithin sichtbares Kreuz, mit den dunklen Armen hinüberdeutend nach den beiden Fernern, als wolle es erzählen von den Gefahren, die von dorther über jenen Wanderer gekommen waren, der es als Dank für seine glückliche Rettung hier auf dieser einsamen Höhe hatte errichten lassen.

Toni kniete nieder und betete, wie es üblich war in jenen Zeiten und Gegenden. Er hatte den Kopf tief hinabgeneigt und sah nicht die ernste Gestalt, die hoch oben von dem einen Ferner auf ihn niederschaute.

War sie auf Adlersflügeln dort hinaufgetragen worden? — denn dorthin auf jene spiegelglatte Höhe, dem Himmel fast näher als der Erde, vermochte eines Sterblichen Fuß nicht zu gelangen. Sie stand da klar, kräftig und hoch aufgerichtet. Lange, silberweiße Locken flossen über ihre Schultern, um das Haupt blitzte es wie Sonnenstrahlen oder wie geheimnisvolles Karfunkelgeschmeide, und der Blick der Augen drang strahlend hinab durch die weite Entfernung und ruhte auf dem Knieenden

mit jenem Ernste, der die Außenhülle durchdringt und geradewegs ins Herze sinkt, dort nach dem geheimsten Pulsschlag unseres Empfindens zu forschen.

Der Jüngling erhob sich wieder und schritt thalwärts; aber die Erscheinung auf der Spitze des Ferners blickte ihm noch lange nach und dann, umwogt von den Sonnenstrahlen, schritt sie, ohne zu gleiten, hinab über den schimmernden Gletscher. —

In später Nachmittagsstunde saß Toni wieder am Fuße des Kreuzes und neben ihm eine liebliche Mädchengestalt. Sie hatte ihr Bündlein auf den Boden gelegt, die Hände über den Knieen gefaltet, und mit einem lieblichen Gemisch von Trauer und neu beginnender Lebenshoffnung schaute sie in das Gesicht ihres Begleiters.

Ihre Mutter war vor wenigen Tagen gestorben, und die Armuth war auch in jener „guten, alten Zeit" ein lästig Ding — das erfuhr die arme Waise schmerzlich, als der Vorsteher des Dorfes ihr rund heraus erklärte, daß die Hütte, in der sie bisher mit der guten Mutter gelebt, als Gemeindeeigenthum nun einer andern Witwe zugesprochen werde, und sie für ihr Fortkommen jetzt allein sorgen müsse.

Zwar wäre manche Bäuerin bereit gewesen, das schöne, brave Vreneli als Magd zu dingen, aber die rauhe Art des Dorfältesten hatte sie so verschüchtert, daß sie nicht in dem ungastlichen Thale bleiben wollte, und gerade, als sie ihr Bündlein geschnürt, war der Toni gekommen, der einzige, wenn auch entfernte Anverwandte, und hatte ihr ein Unterkommen im reichen Hause seines Vaters angeboten.

Freudig hatte sie eingeschlagen, sich mit ihm auf den Weg gemacht, und jetzt ruhten sie mitsammen hier unter dem Kreuz und plauderten fröhlich.

Die Schönheit und Unschuld Vreneli's hatten Toni's Herz im Sturm gewonnen, und er sagte ihr, daß er sie lieb habe und daß sie, sie allein sein Weib werden solle. Vreneli hielt die Hände über dem Knie gefaltet und horchte mit ganzer Seele dieser neuen Sprache. Ach, wie so süß klangen diese Worte gegen die rauhen, die sie heute Morgen noch hatte anhören müssen!

Voll Dankbarkeit und Liebe neigte sich ihr reines, unschuldsvolles Herz dem stattlichen Jünglinge zu, welcher der armen ausgestoßenen Waise so uneigennützig Herz und Heimat bot.

„Aber, Toni, ich bin arm, und wie schlimm das ist, habe ich erst heute Morgen erfahren!" sagte sie endlich.

„Was schadet das, Vreneli!“ entgegnete Toni fröhlich; „habe ich doch genug. Und die reiche Braut, die mir der Vater ausgesucht, mag ich nicht, sie ist häßlich und wüsten Sinnes. Wenn sie dich sehen werden, Vreneli, müssen sie dich lieb haben, so schön und gut wie du bist! Und hast du dann den Sommer über als treue Sennin auf der Alp gewirthschaftet und kehrst zu Martini heim mit der sorglich gehüteten Herde, so wirst du mein Weib — ich werd's bei den Eltern schon durchsetzen.“

„Ach wie herrlich wird das werden!“ lächelte Vreneli unschuldsvoll; „wie will ich dich lieb haben und deine alten Eltern pflegen. Gelt, du täuschest mich nicht, Toni?“

Der Jüngling legte den Arm um die holde Gestalt.

„Wie magst du nur so reden, Vreneli? Hab' ich dich doch so lieb wie niemand auf der weiten Welt, und wenn's dich beruhigt, will ich dir Lieb' und Treue zuschwören hier unter diesem Kreuz, und daß keine Andere mein Weib werden soll.“

Er legte seine Rechte in die ihre und leistete den Schwur. Ganz still war's um sie her, schweigend lauschten die Geister der Berge, lautlos schwebten die Strahlen der Abendsonne über dem Kreuz und senkten sich wie segnend auf Vreneli's blonde Flechten, und droben auf der Spitze des Ferners — ungesehen von dem Pär — stand wieder die ernste Gestalt der heutigen Morgenstunde, und auf den Sonnenstrahlen, die von Vreneli's blondem Scheitel wieder aufwärts stiegen zum eisigen Ferner, drangen die Eidesworte Toni's hinan zum Ohr jener einsamen Erscheinung.

Wieder schaute sie mit forschendem Auge hernieder auf den Jüngling, aber als sie dann auf der süßen Mädchengestalt an seiner Seite ruhten, schmolz der strenge Ausdruck und es zog wie wehmutsvolles Erinnern durch die ernsten Züge.

Milde neigte sich das Haupt vor, daß die Locken silberglänzend weit herabwallten, und die Augen folgten mit fast sehnsüchtigem Ausdruck den wieder fröhlich Weiterwandelnden, bis die Schatten der Abenddämmerung sich über Thal und Höhen legten. —

Der reiche Hofbauer hatte eine eigene Alp und Vreneli sollte als seine Sennin allein dort oben die Herdehüten, während auf einer benachbarten Alp, unter der Aufsicht mehrerer Sennleute, die Herden der übrigen Dorfbewohner weideten.

„Nun, Vreneli“, sagte der alte Hofbauer am andern Morgen, als die Kühe aus den Ställen gelassen waren und schon unter dem fröhlichen

Geläute ihrer Alpenschellen den bekannten Weg bergan zogen, „nun, Vreneli, sei treu und brav und warte mir sorglich der Hērde, und wenn der Alpnutzen reichlich ausfällt, reichlicher als der der anderen Senninnen, so will ich mit dem Lohne nicht kargen."

Vreneli erröthete und schaute verstohlen nach dem Toni, der hinter seinem Vater stand; mußte sie doch dabei des Lohnes gedenken, den er ihr verheißen. Sie versprach dem Hofbauer, ihre Pflicht zu thun, reichte zum Abschied die Hand im Kreise herum und ging dann der Hērde nach.

Toni begleitete sie; er wollte ihr Alles in der Sennhütte zeigen und die kräftigsten Weiden der Alp, auf denen Reih' um — jeden Tag auf einer andern — die Hērde weiden sollte, bis sie wieder zur ersten Trift zurückkehrte, die unterdes sich mit neuem Graswuchs bedeckt.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen. In der Ferne strahlte der Gletscher im Frühlicht, leise klangen die Glocken der voranziehenden Hērde, und Edelweiß und Alpenrosen blühten am Rande des Wildbachs, der neben ihnen rauschend über die moosigen Felsabhänge stürzte.

Aber was war alle Pracht hier außen gegen die blühende Welt im eigenen Herzen?

Sie tauschten Blicke und Worte und seliges Lächeln, und erst als es Abend ward, die Hērde in den Hag eilte, um gemolken zu werden und dann auf die Nachtweide zurückzukehren, um im Schutze der tiefastigen Bäume zu ruhen — da erst nahm Toni Abschied und Vreneli schaute unter der Thür der Sennhütte mit gefalteten Händen ihm nach, bis eine Krümmung des Weges ihn ihren Blicken entzog.

Drinnen in der traulichen Hütte beim flackernden Hērdfeuer und bei dem Füllen und Ordnen der Milchgefäße war es ihr, als höre sie immer noch seine Schmeichelworte und als schauten seine braunen Augen aus jeder Ecke zu ihr hin. Liebe und Hoffnung beflügelten ihre Hände und die Arbeit dünkte ihr nur ein Spiel. Als dann Alles gethan und das Herdfeuer verlöscht war, trat sie noch einmal hinaus vor die Hütte.

Wie's einer treuen Sennin ziemt, glitt ihr Blick zuerst hinüber zu der nicht fernen Nachtweide. Die Hērde lag dort in friedlicher Ruhe, mitunter hob eins der schönen Thiere den Kopf und dann erklang die Glocke an seinem Hals in leisem Ton; sanft strich der Nachtwind durch die hohen Bäume und das lange Moos der Stämme wehte empor wie dunkle Schleier.

Nun glitt Vreneli's Blick hinunter zum Thal, und auf den Mondstrahlen, die glitzernd den Felsenpfad hinabzueilen schienen, schwebten die

Grüße ihrer Liebe. Dann kehrte sie in die Hütte zurück, kniete nieder an ihrem Mooslager zur Seite des Herdes, und in ihr tägliches Abendgebet mischte sich frommer Dank; ihr letzter Gedanke, bevor sie einschlief, war der — daß sie die glücklichste Sennin und ihr Toni der schönste und treueste Bursch des ganzen Tirolerlandes sei. —

Sonnige Tage folgten den Nächten voll goldener Träume: Wenn der erste Sonnenstrahl auf die ferne Gletscherspitze fiel, klangen die Glöcklein der Geisen vom Thal herauf, die allmorgendlich von den Geisbuben auf die Alp getrieben werden, dort die saftreichen Alpenkräuter abzuweiden, die dem weniger leichtfüßigen Rinde unerreichbar sind.

Dann flog ihm Vreneli fröhlichen Angesichts entgegen, denn stets brachte er für sie einen Gruß vom Toni oder sonst ein Zeichen seiner Liebe. Mit freudebeflügelten Händen ging sie dann an ihr tägliches, mühevolles Werk. Die Kühe erhoben sich von der Nachtweide und eilten in den Hag zum Melken, und dann führte Vreneli die Herde auf eine neue Trift.

Und während die Thiere hier weideten, stand sie an eine Felsenwand gelehnt und hütete sorglich Tritt und Schritt der ihr anvertrauten Thiere, daß keines sich einem Abgrunde nähere, oder, durch die Kräuter verlockt, die am schönsten am Rande des Wildbachs wachsen, in seine wilden Strudel hineingerissen werde. Und senkte sich dann der letzte Abendstrahl auf die Spitze des Ferners und umwogte das Alpenglühen in purpurnem und violettem Schimmer die tausendjährigen Eiskolosse, dann trieb der Geisbube seine schnellfüßige Herde thalwärts und empfing allabendlich aus Vreneli's Hand einen Strauß von Alpenveilchen für den geliebten Toni.

Dann zog auch sie mit der Herde wieder in den umhegten Melkplatz, und die Arbeit des Morgens kehrte wieder. Aber damit war das Werk des Tages noch nicht beendet, sondern währte noch stundenlang fort in der Hütte am traulichen Herdfeuer, und Mond und Sterne strahlten schon lange hernieder auf die schlummernde Alp, ehe Vreneli das letzte Milchgefäß im angrenzenden Milchkeller geordnet oder den neubereiteten Käse aufgestellt zum Trocknen und weitergebaut an den goldgelben Butterstöcken.

Dann erst, nach frommem Nachtgebet, ruhte sie auf ihrem Mooslager; und während in der Ferne der Donner der stürzenden Lawinen hallte und dicht hinter ihrem Hüttlein der Wildbach in brausenden Wirbeln herabstürzte, schlummerte Vreneli sanft wie ein Kind, und um ihr Lager schwangen Träume von „Liebe und Heimat“ ihre goldglänzenden Flügel.

So zogen Wochen dahin und es kam der Tag, an welchem zum ersten Male der indes gewonnene „Alpnutzen“ vom Hofbauer heimgeholt werden sollte. Toni wollte ihn begleiten, wie ihr gestern der Geisbube gemeldet, und Freude und Erwartung raubten ihren sonst so flinken Händen fast die Sicherheit, die sie heute gerade am nöthigsten brauchte, um dem Hērdenbesitzer zu zeigen, daß er sein Eigenthum guten Händen anvertraut.

Endlich — wie oft hatte sie sehnsüchtig schon den Pfad entlang geblickt — kam der alte Hofbauer und hinter ihm — nicht Toni, wie sie erwartet — sondern zwei Knechte mit hohen Tragkörben.

Vreneli's Hoffnung war bitter getäuscht, aber sie bezwang sich und trat hellen Auges dem reichen Brotherrn entgegen. Trotz des sonnigen Morgens lag es wie dunkle Wolken auf seiner Stirne, die selbst nicht wichen, als ihn Vreneli in den sauber gehaltenen Keller führte und ihm die Reihen der großen fetten Käse und die Butterstöcke zeigte. Schweigend wurden sie in die Körbe gelegt und die Knechte traten hochbepackt den Rückweg an.

Dann führte Vreneli den Hofbauer auf die Trift zu der weidenden Hērde und sein Auge flog prüfend über die wohlgenährten Thiere. Es war eine treue Hand, der er sein Eigenthum anvertraut — das mußte er anerkennen, wie ungern er's auch that. „Es ist gut, Vreneli, fahr' so fort!“ sagte er kurz. Es klang recht herbe gegen die freundlichen Worte, mit denen er sie damals auf die Alp entlassen; dann wandte er sich zum Heimweg, und ob sie ihn auch noch so freundlich bat, nach üblichem Brauch das Rahmmus zu kosten, das sie für ihn bereitet — er lehnte es ab und sah dabei so finster aus, daß Vreneli nicht wagte, nach dem Toni zu fragen, so laut ihr Herz auch in Angst und Sehnsucht nach dem Geliebten pochte. So ging er und Vreneli schaute ihm voll Wehmut nach.

Abend war es und das Herdfeuer beleuchtete hell wie immer Vreneli's liebliches Angesicht, aber die Fröhlichkeit und den heitern Ausdruck der sonstigen Abende zeigte es nicht. Müde waren heute ihre Bewegungen und hier und da stahl sich eine Thräne über die Wange.

Warum war Toni nicht mitgekommen, wie er doch gewollt? warum war der alte Hofbauer so finsteren Sinnes gewesen? warum hatte der Geisbub sich geweigert, das tägliche Veilchensträußchen anzunehmen, um es nebst einer Botschaft dem Toni zu überbringen? — Alles Fragen, an denen ihr Lebensglück hing, und doch war niemand da, sie ihr zu beantworten.

Sie seufzte laut. Da öffnete sich nach leisem, unbeachtet gebliebenem Klopfen die Thür und eine Gestalt, umflossen vom Zauber des Wunderbaren, stand auf der Schwelle. Lange, silberweiße Locken wallten weit hinab über die Schultern und aus den ernsten und doch so milden Augen sprach eine Majestät, wie sie Diadem und Purpurmantel allein nie verleihen können.

Vreneli's Händen entglitt in leisem Schreck der Griff des Milchkübels und sie neigte sich vor dem Greise so tief, wie sonst nur vor dem hochwürdigen Bischof; dann wischte sie sauber die niedere Bank vor dem Herde — den einzigen Sitz, den die einfache Sennhütte bot — und lud den seltsamen Gast zum Sitzen ein.

Mit freundlichem Kopfnicken setzte der Greis sich zum Feuer, stützte den Kopf in beide Hände, und während nun die Silberlocken fast bis zum Boden wallten, richtete er die ernsten Augen so forschend auf Vreneli, daß es ihr war, als dringe ihr der Strahl gerade bis ins Herz hinein.

„Warum bist du heute so traurig, Vreneli?" fragte er endlich sanft.

Vreneli schrak zusammen. Woher kannte der Fremdling, der einem andern Lande zu entstammen schien, woher kannte er ihren Namen? Sie schaute auf ihn, halb in Ehrfurcht, halb in Scheu.

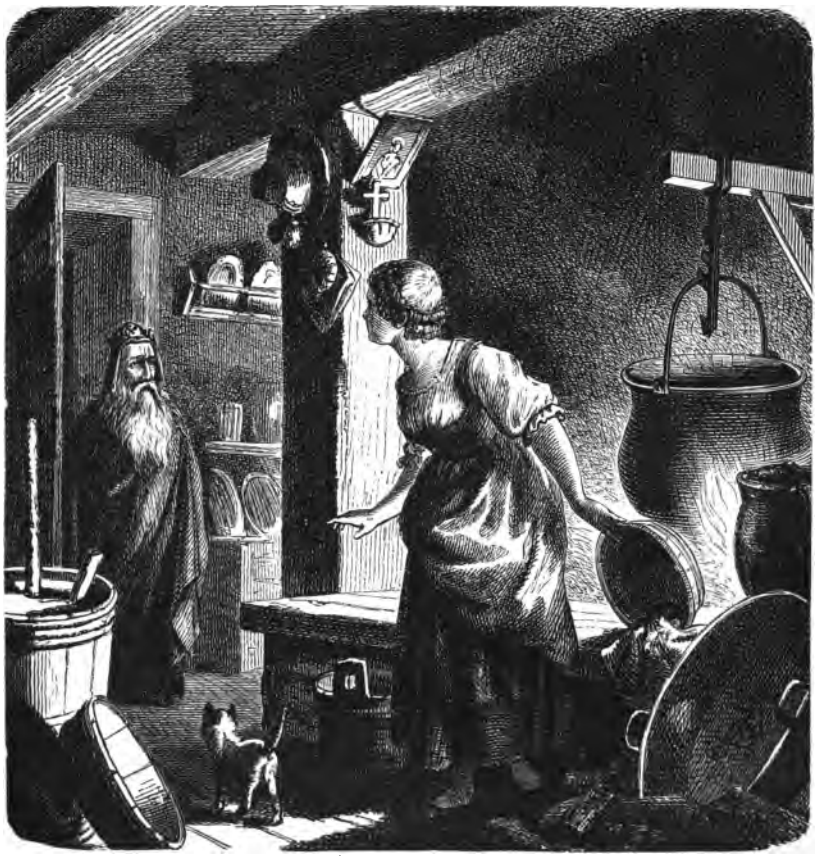
„Nun, Vreneli, magst du's mir nicht sagen?" fragte der Greis noch einmal und seine Augen weilten fast liebevoll auf ihrem Angesicht.

„Ich bin eine Waise", flüsterte sie endlich, „und da kommt das Gefühl des Verlassenseins mitunter gar schmerzlich über Einen."

„Und ist das Alles, Vreneli?" forschte der Alte, „magst du nicht Vertrauen zu jemand fassen, der's gut mit dir meint und wohl Macht und Willen hat, dir zu helfen! Meinst du, du wärest mir fremd? Sah ich dich nicht dort schon auf dem Bergrücken unter dem Kreuz, hörte ich nicht die Schwüre des Jünglings und sah, wie Liebe und Hoffnung die Trauer aus deinem Herzen verdrängten! — Seit jener Stunde bin ich dein Freund gewesen. Meinst du denn, daß deine Sorgfalt und Wachsamkeit hingereicht hätten, die Gefahren der Berge fern zu halten von deinem Dach und deiner Herde? .... Wenn du ahnungslos schlummertest auf deinem Mooslager und der Traum deine Seele auf goldene Auen führte, dann saß ich wachend dort oben auf dem Felsen und gebot den Elementen, daß sie schadlos an dir vorüberbrausten; ich lenkte den Lauf der Lawinen und den Flug des Schneesturms, daß sie seitwärts wichen, und nur

Sommerlüfte und Sternenſchein deine Stirn berühren durften — zweifelſt du noch an mir, Vreneli?"

Vreneli hatte die Hände gefaltet und war näher getreten.



König Laurin, in Vreneli's Sennhütte.

„Ich danke dir für deinen Schutz", ſagte ſie, ſich noch einmal vor dem Greiſe neigend; „wer du auch ſeieſt — mir warſt du ein Wohlthäter und einem ſolchen ſchuldet man Vertrauen. Aber ſagteſt du mir nicht, daß du in meinem Herzen geleſen und meine Liebe zum Toni erkannt? —

dann weißt du ja auch, was es jetzt bedrückt. Ich trauere um Alles, was mir heute begegnet und was ich nicht enträthseln kann; vor allem aber schmerzt es mich, daß ich den Toni nicht gesehen, und ich hatte mich doch so sehr darauf gefreut!"

Der Greis schaute prüfend in ihr liebliches Gesicht, wie sie so, vom Wiederschein des Feuers angestrahlt, vor ihm stand und die schönen blauen Augen voll Trauer und innigen Vertrauens auf ihn geheftet hielt.

„Und möchtest du ihn jetzt sehen?" fragte er ernst.

Sie nickte mit leuchtendem Auge.

„Aber, Vreneli, die Erfüllung unserer Wünsche bringt oft ganz Anderes, als wir uns ersehnt; man geht aus, Treue zu suchen und findet Verrath."

„Ach", sagte sie, „das wird mein Lös nicht sein. Toni ist brav und treuer als Gold — und habe ich nicht seinen Schwur?"

„Du gutes Kind!" erwiderte der Greis, und es zuckte etwas wie schmerzvolle Erinnerung durch seine ernsten Züge, „wenn jeder gebrochene Schwur eine Stufe bilden könnte, so würde man wohl leicht hinauf gelangen können zur Mondessichel."

„Fremdling", sagte Vreneli theilnahmsvoll, „du magst Täuschungen genug erfahren haben in deinem langen Leben, um den Menschen nicht mehr zu trauen, aber den Toni — meinen Toni, kennst du nicht!"

„So komm denn, Vreneli", sagte der Greis, sich erhebend, „du willst es, obgleich ich dir den Schmerz gern erspart hätte."

Und sie schritten hinaus in die Nacht.

An der Hand des Greises stieg Vreneli hinauf auf jene Felsenspitze, wo er allnächtlich Wache gehalten über sie und ihre Herde. Sie traten vor bis zum Rande der Kluft. Tief unten im Schleier der Nacht ruhte Toni's Heimatsthal. Hohe Felsenwände und weite Triften trennten sie von jener Stätte und verwehrten dem sterblichen Auge den Blick dort hinab.

Aber der Zwerg bog einen Zweig des hohen Fichtenbaums über ihnen herab bis zu Vreneli's Scheitel und befahl ihr, durch das Astloch in demselben zu blicken. Sie that es: Da sanken die Gesetze des Raumes, und über die trennende Ferne hinweg flog ihr forschender Blick. Sie schaute durch die erhellten Fenster in die Prunkgemächer des stattlichen Gehöftes.

Was an köstlichem Geräth und werthvollen Schaustücken sonst sorglich verwahrt wurde in Truhen und Schränken, das prunkte heute auf der festlich geschmückten Tafel, welche lachend und plaudernd die angesehensten Bewohner des Dorfes umgaben. Neben den Eltern, an der Seite eines reichgeschmückten Mädchens, saß Toni; seine Augen glänzten und sein Mund lächelte und flüsterte, gerade wie in jener Abendstunde, als er Vreneli Liebe und Treue geschworen unter dem Kreuz auf der Bergeshöhe.

Die Drohworte des Vaters und der Reichthum der ihm schon längst bestimmten Braut hatten Toni's wankelmüthigen Sinn schnell zum Schwanken gebracht, und während das schöne, holde Vreneli oben auf der Alp in heißer Sehnsucht nach ihm bangte, brach er leichtsinnig Schwur und Treue und verlobte sich der ungeliebten, aber reichen Braut.

Lange schaute Vreneli thränenlos und schweigend hinab; dann, als sie nicht mehr zweifeln konnte an der Schuld des Geliebten, ließ sie den Zweig los und wandte die Augen ab — und allsogleich deckten Nacht und Ferne wiederum die Stätte eines schmachvoll zerstörten Glückes.

Vreneli schritt schweigend den Felsen wieder hinab, aber nicht in die trauliche Sennhütte trat sie ein, sondern an derselben vorüber eilte sie, planlos, ohne Weg und Steg — war's doch fast, als wolle sie hinan zu den Eisklüften des Ferners.

„Vreneli", tönte die Stimme des Greises neben ihr, „Vreneli, wo willst du hin?"

Sie wandte ihr Antlitz wie im Traume. Tödlicher Schmerz lag auf den holden Zügen und die sonst so glänzenden Augen blickten kalt und starr. „Wohin?" fragte sie tonlos, „wohin? Am liebsten in den Tod, aber da das nicht sein darf, wenigstens weit fort, so weit mich meine Füße tragen."

„Willst du mit mir kommen, Vreneli", sagte der Greis, „so soll meine Heimat auch die deine sein, und was du hier verloren an Liebe und Treue, das sollst du dort finden tausendfach."

Vreneli schaute in seine milden Augen.

„Und wer bist du, gütiger Greis?" fragte sie weich.

„Ich bin König Laurin, der Herrscher des mächtigen Zwergenvolkes, das Jahrhunderte hindurch den Menschen verbunden war in Liebe und Treue. Das Siegel der Gottähnlichkeit, das auch wir Geister anerkennen und vor dem wir uns in Demuth beugen, zog uns zu euch; aber von

Geschlecht zu Geschlecht verlort ihr es mehr, und getäuscht und verhöhnt, zum Dank für unsere Güte und Hülfe, zogen wir uns zurück ins Innere unserer Berge. Dort, im Herzen jenes Felsens, dessen Scheitel den schimmernden Gletscher trägt, dort steht mein Palast, und mein Volk hat ihn geschmückt mit allem Glanz edler Gesteine, die — verborgen dem Auge der Sterblichen — tief unten im Schōße der Erde blühen. Dort lebe ich, aber allein, allein seit Jahrhunderten, denn meine einzige Tochter, die letzte Blume eines blütenreichen Kranzes, ist mir gestorben, lange, lange schon. Ihr Rosengarten, den sie gepflegt als ihre liebste Freude, blüht noch in unvergänglicher Schöne, aber so oft mein Auge auf seine Wunderblumen fällt, gedenke ich mit Trauer meines verlorenen Kindes. Du, Vreneli, gleichst ihr, du bist wie sie reinen Herzens, und seit ich dich gesehen und hineingeschaut habe in dein Herz, ist mir's gewesen, als hätte ich mein Kind wiedergefunden. Wie ein solches habe ich dich gehütet und wie ein solches will ich dich lieben fortan."

„Armer, einsamer König!" sagte Vreneli leise, während die erste Thräne wieder über ihre Wange rann, „ich will zu dir kommen in deinen Bergpalast; ich will dich lieben und ehren, wie dein Kind es that, und ihren Rosengarten pflegen und warten, denn ich habe keine Heimat mehr und kein Herz, das mir angehört; aber Eins gestatte mir noch, ehe ich das Licht der Sonne meiden muß."

„Fordere, du kannst nur Gutes wollen und es ist dir gewährt!"

„Sieh", sagte Vreneli und ihre Thränen flossen stärker, „sieh, König Laurin, ich bin noch jung, es ist die erste Täuschung, die mein Herz erfährt, und ob es auch fast dabei gebrochen ist, so lebt doch noch eine leise Hoffnung, ein schwacher Glaube an Toni fort darin."

König Laurin blickte ernster als vorhin auf das weinende Mädchen.

„Nein, zürne mir nicht!" bat sie, ihre Hände in Herzensangst zu ihm erhebend, „nenne es nicht thörichte Schwachheit; denke, daß es Jahrhunderte der Täuschungen bedurfte, um dein edles Herz dem Glauben an unser Geschlecht zu verschließen. Ich weiß es, Toni ist gezwungen worden, überredet von den Seinen, aber er liebt mich noch, und es würde ihn schmerzen, wenn ich ohne Abschied ginge. Laß mich morgen, wenn er mit seiner Braut zum Aufgebot hinüber ins andere Thal geht und hier an meiner Hütte vorüberkommt, laß mich dann ihm Lebewohl sagen und in Frieden von ihm scheiden!"

„Thue, wie du sagst, mein Kind", entgegnete mild König Laurin, „aber du wirst dann nur um einen tieferen Schmerz reicher sein; und nun, Vreneli, es ist jetzt spät geworden! Geh in deine Hütte und lege dich nieder, um im Schlaf auf einige Stunden deines Schmerzes zu vergessen."

„Ach nein", sagte Vreneli bittend, „laß mich hier bei dir bleiben unter den Sternen, denn ich fürchte mich vor der einsamen Hütte. Schlafen kann ich ohnehin nicht und die Geister der Vergangenheit würden noch einmal Macht gewinnen über meine Seele. Nein, laß mich hier bleiben und deine Wacht theilen."

Sie schritten wieder hinauf auf den Felsen; König Laurin setzte sich nieder unter der hohen Fichte und Vreneli nahm neben ihm Platz. Sie faltete fromm die Hände, und während ihre Augen hinaufblickten zu den Sternen, stieg ihr Gebet um Frieden und Trost noch höher hinauf, zu Dem, der über den Sternen thront.

Sie sprachen kein Wort.

König Laurin schaute schweigend hinüber zum Gletscher, sein Geist durcheilte das Jahrtausend seiner Erinnerungen und über Vreneli's Stirn zog ihr junges Leid in tiefen Schatten.

Allmählich ward ihr Haupt schwer und endlich sank es leise an die Schulter des greisen Königs. Sanft legte er seinen Arm um die Schlummernde und streckte die Rechte gebietend aus nach dem hohen Gletscher.

Da verhallte das Sturmlied in seinen eisigen Klüften und nur die Mondstrahlen spielten weiter um die Spitzen des Ferners; wie blitzende Schlangen wandten sie sich über die spiegelglatte Fläche und flossen dann langsam in breitem, glänzendem Strom hinab auf der krystallenen Bahn. Der Wildbach hemmte seinen donnerartigen Sturz und eilte leiser abwärts.

Milde, dämmerige Nacht schwebte auf der Alp und nur wie ein Traum klang hin und wieder ein Glöcklein von der Nachtweide her — Friede und Ruhe überall! Nur ein warmes Sommerlüftchen und goldener Sternenschein wagten sich herbei und küßten die müdgeweinten Augen des Mägdleins, das schmerzvergessen im Arme des greisen Königs schlummerte. —

Und nun war es wieder Morgen und Vreneli harrte bleichen Angesichts der schmerzbringenden Stunde. Bis zum letzten Augenblick wollte

sie ihre Pflicht erfüllen und so hatte sie ihre Herde noch einmal hinaufgeleitet zu der Trift, an deren Rand der Weg vorüberführte, den Toni heute mit der reichen Braut wandeln mußte.

Die Sonne stieg höher und höher und die Minuten peinlichen Wartens dehnten sich dem armen Kinde zu Stunden — da schlugen Stimmen und lautes Gelächter an ihr Ohr und dann bogen sie um eine Felsenecke. Zum ersten Male, seit jenem Morgen der Auffahrt, stand Toni der armen Waise gegenüber, deren Lebensglück er zertrümmert, und er schrak zusammen, als er in das schöne, aber todtenbleiche Antlitz schaute. Einen Augenblick gedachte er seines Schwures, da rief die reiche Braut an seiner Seite mit höhnendem Ton:

„Das ist wohl die Dirne, von der dein Vater sprach, die sich einbildete, die reiche, junge Hofbäuerin zu werden? Nun wahrlich, wie kann eine Bettlerin solche Gedanken hegen!"

Schneidend drang dieser Hohn in Vreneli's so tiefgebeugtes Herz.

„Ich selbst hätte nie danach getrachtet", sagte sie traurig, „der Toni wollte es, weil er mich liebte und meine Armuth ihm kein Hindernis dünkte."

„Wahrlich, Toni", sagte die Braut hochmüthig, „das klingt ja anders als deine Worte von gestern Abend. Sagtest du mir nicht, du hättest dich nie um sie gekümmert und stets nur nach mir gestrebt? Sage der Dirne, daß sie lügt, oder kannst du das nicht, so steht es dir noch immer frei, die Bettlerin zu wählen — ich habe der Freier noch genug!"

Toni erröthete in Scham und Aerger, aber nicht die hochmüthige Braut traf sein Zorn, sondern das arme, unschuldige Vreneli. „Du lügst, Mädchen", rief er, „ich habe dir nie etwas versprochen, dich nie geliebt!"

„Toni", entgegnete Vreneli sanft, „versündige dich nicht! — hast du den Schwur unter dem einsamen Kreuz auf der Bergeshöhe vergessen? Sieh, ich zürne dir nicht, daß du mich aufgiebst — vielleicht haben dich deine Eltern überredet, aber es trieb mich, dir Lebewohl zu sagen und dir einen Segenswunsch für deine Zukunft mitzugeben."

„Behalte dein Lebewohl und deinen Segenswunsch für dich", schrie Toni, bleich vor Zorn und Scham; „du warst eine Thörin, wenn du jene Worte für Ernst nahmst — ich und eine Bettlerin wie du!"

Mit lautem Hohngelächter wandte er sich von ihr, reichte seiner Braut die Hand und Beide schritten weiter.

Vreneli schaute wortlos ihnen nach.

Wieder hatte der weise König recht gehabt, sie war um einen tiefen Schmerz reicher, und dieser brannte glühender noch als der erste.

Sie wandte sich um.

Hinter ihr stand König Laurin, der unsichtbar Zeuge von Toni's ehrlosem Verrath gewesen war; seine Augen glühten, aber er sprach kein Wort.

Vreneli beugte sich nieder auf seine Hände und drückte sie an ihre zitternden Lippen. „Ich bin bereit, dir zu folgen!" sagte sie mit leiser Stimme.

Da öffnete sich der Fels vor ihnen; noch einmal schaute Vreneli hinauf zur Sonne und dann schritt sie an König Laurins Hand hinein in das Zauberland der Zwerge.

In demselben Augenblicke löste sich von den schneebedeckten Abhängen des Gletschers eine Lawine, rollte donnernd hernieder und an dem Kreuz, wo einst das arme Vreneli den Schwur Toni's empfangen, ereilte sie den Treulosen und die hartherzige Braut, und begrub Beide so tief, daß selbst ihre Leichen nicht wiedergefunden wurden — so rächte König Laurin seine Schützlinge.

Vreneli aber hatte nun wieder eine Heimat und statt des einen treulosen Herzens, das sie verloren, schlugen ihr hier die Herzen von Tausenden entgegen in unwandelbarer Treue.

König Laurin liebte sie wie sein eigenes, verlorenes Kind und sie vergalt es ihm mit der ganzen Innigkeit ihres reinen Herzens, und die kleinen, freundlichen Zwerge dienten ihr und gehorchten dem leisesten ihrer Winke, wie sie es einst der verlorenen Königstochter gethan.

Sie pflegte sorgsam des Rosengartens am Fuße des krystallenen Königsschlosses, daß er blühte und grünte wie zu jener Zeit, als die zaubermächtige Hand der Prinzessin sein gewartet, und der Duft seiner Rosen drang heilend in ihr Gemüth und tilgte die letzte Spur des Grames.

Sie vermißte nicht den Strahl der Sonne in diesem Zauberreich, in dem das milde Licht unsichtbarer Gestirne nie erlosch; sie sehnte sich nicht zurück nach der Erde; denn hier hörte der Frühling nimmer auf, warme Lüfte küßten ihre Stirn und das Wild der Berge, die furchtsamen Gemsen, kamen zutraulich herbei und ließen sich streicheln von ihrer weißen Hand.

Manchmal, in sternenklaren Nächten, entstieg sie an König Laurins Seite ihrem Zauberreich und schwebte an seiner Hand hinauf auf die Spitzen des Ferners, Umschau zu halten über das schlummernde Land.

Ihr Auge, gestärkt im Reiche der Geister, flog dann durch Nacht und Ferne und schaute, auch ohne Zauberring, weit hinaus über die Grenzen, die dem sterblichen Auge gesetzt sind.

Und was einst sie fortgetrieben aus dem Lande der Sonne, das schaute sie immer und immer wieder in tausendfacher Wiederholung: Schmerz, Ungerechtigkeit und Untreue.

Und wenn sie hineingeblickt in manche freudlose Hütte und in manch kummervolles Herz, dann wandte sie sich zu dem königlichen Greise neben ihr, küßte ehrfurchtsvoll seine Hand und sprach lächelnd:

„Komm, König Laurin, laß uns wieder zurückkehren in unsere Heimat, in unser Friedensreich, wo man Thränen, Schuld und Reue nimmer kennt."

(Aus Villamaria's „Elfenreigen".)

3 2044 048 682 512

CONSERVED
HARVARD COLLEGE
LIBRARY